This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DER KAISER

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Von Georg Ebers sind im gleichen Verlage erschienen:

Eine ägyptische Königstochter. Historischer Roman. Achtzehnte Auflage. 3 Bände. Geheftet M. 12.—; fein gebunden M. 15.—

Uarda. Roman aus dem alten Aegypten. Vierzehnte Auflage. 3 Bände. Geheftet M. 12.—; fein gebunden M. 15.—

Homo sum. Roman. Achtzehnte Auflage. Geheftet M. 6.—; fein gebunden M. 7.—

Die Schwestern. Roman. Einundzwanzigste Auflage. Geheftet M. 6.—; fein gebunden M. 7.—

Die Frau Bürgermeisterin. Roman. Sechzehnte Auflage. Geheftet M. 6.—; fein gebunden M. 7.—

Eine Frage. Idyll zu einem Gemälde seines Freundes Alma Tadema. Fünfte Auflage. Geheftet M. 3.50; fein gebunden mit Goldschnitt M. 5.—

Ein Wort. Roman. Zwölfte Auflage. Geheftet M. 6.—; fein gebunden M. 7.—

Serapis. Historischer Roman. Zehnte Auflage. Geheftet M. 6.—; fein gebunden M. 7.—

Die Nilbraut. Roman. Siebente Auflage. 3 Bände. Geheftet M. 12.—; fein gebunden M. 15.—

Elifen. Ein Wüstentraum. Poetische Erzählung. Siebente Auflage. Geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

Die Gred. Roman aus dem alten Nürnberg. Elfte Auflage. 2 Bände. Geheftet M. 10.—; fein gebunden M. 12.—

Josua. Eine Erzählung aus biblischer Zeit. Zehnte Auflage. Geheftet M. 6.—; fein gebunden M. 7.—

Drei Märchen für Alt und Jung. Siebente Auflage. Geheftet M. 5.—; fein gebunden M. 6.—

Per aspera. Historischer Roman. Siebente Auflage. 2 Bände. Geheftet M. 12.—; fein gebunden M. 14.—

Die Geschichte meines Lebens. Vom Kind bis zum Manne. Vierte Auflage. Geheftet M. 9.—; fein gebunden M. 10.—

Kleopatra. Historischer Roman. Zehnte, neu durchgesehene Auflage. Geheftet M. 8.—; fein gebunden M. 9.—

Im Schmiedefeuer. Roman aus dem alten Nürnberg. Neunte Auflage. 2 Bände. Geheftet M. 10.—; fein gebunden M. 12.—

Im blauen Hecht. Roman aus dem deutschen Kulturleben im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Elfte Auflage. Geheftet M. 5.—; fein gebunden M. 6.—

Barbara Blomberg. Historischer Roman. Achte Auflage. 2 Bände. Geheftet M. 10.—; fein gebunden M. 12.—

Arachne. Historischer Roman. Siebente Auflage. Geheftet M. 9.— fein gebunden M. 10.—

Aegyptische Studien und Verwandtes. Zu seinem Andenken gesammelt. Geheftet M. 8.—; fein gebunden M. 9.—

Die Unersetzlichen. Ein Märchen. Illustriert von Arpad Schmidhammer. Fein gebunden mit Goldschnitt ℳ 10.—

Das Wanderbuch. Eine dramatische Erzählung aus dem Nachlasse und gesammelte kleine Schriften. Vierte Auflage. Geheftet ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—

Gesammelte Werke. 32 Bände. Geheftet ℳ 80.—; fein gebunden ℳ 112.—

AEGYPTEN in Bild und Wort. Dargestellt von unseren ersten Künstlern. Beschrieben von **Georg Ebers.** Zweite unveränderte Auflage. Zwei Foliobände. Geheftet M. 84.—; in Original-Prachteinband mit Goldschnitt M. 115.—

CICERONE durch das alte und neue Aegypten. Ein Lese- und Handbuch für Freunde des Nillandes. Mit zahlreichen Holzschnitten und 2 Karten. 2 Bände. Geheftet M. 12.—; in einem feinen Leinwandband M. 13.—

PALÄSTINA in Bild und Wort. Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen. Herausgegeben von **Georg Ebers** und **Hermann Guthe.** Mit 39 Stahlstichen, mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten und einem Plan von Jerusalem. 2 Foliobände. Geheftet M. 84.—; in Original-Prachteinband mit Goldschnitt M. 115.—

PALÄSTINA in Bild und Wort. Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen. Herausgegeben von **Georg Ebers** und **Hermann Guthe. Wohlfeile Ausgabe.** Mit 2 Stahlstichen, mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten und einem Plan von Jerusalem. 2 Foliobände. Geheftet M. 42.—; in Original-Prachteinband mit Goldschnitt M. 60.—

Ferner im Verlage von Wilhelm Engelmann in Leipzig:

Durch Gosen zum Sinai. Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek. Neue verbesserte Auflage. 1882.

Richard Lepsius. Ein Lebensbild. 1885.

Der Kaiſer.

Roman

von

Georg Ebers.

Dreizehnte Auflage.

Erſter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Deutſche Verlags-Anſtalt.
1902.

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Ueberſetzung in andere Sprachen und der Dramatiſirung, vorbehalten. Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

PT1851
E5K2
1902
v.1

Papier und Druck der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Seinem teueren, in glücklichen und trüben, in ernſten und heiteren Stunden gleich bewährten Freunde und Kollegen

Otto Stobbe,

dem Germaniſten,

widmet dieſes Buch in unwandelbarer Liebe und Treue

der Verfaſſer.

Vorwort.

Vor vierzehn Jahren plante ich nach einer Reihe von Vorleſungen, welche ich über die Römerzeit in Aegypten gehalten hatte, die Geſchichte, welche ich in dieſem Buche erzähle. Aber wiſſenſchaftliche Arbeit drängte die Luſt am poetiſchen Schaffen zurück, und als dieſe die Flügel wiederum kräftiger zu regen begann, fühlte ich mich von anderen Stoffen lebendiger angeregt. So kam es denn, daß ich die Zeit Hadrians ſpäter zum Hintergrunde einer Dichtung wählte, als ſelbſt die jüngere Epoche der anachoretiſchen Bewegung.

Mit der Beendigung dieſes Romans hat mein alter Wunſch, die wichtigſten Abſchnitte der Geſchichte des ehrwürdigen Volkes, dem ich ſeit beinahe einem Vierteljahrhundert mein Leben weihe, dichteriſch zuſammenzufaſſen, ſeine Erfüllung gefunden. Die Glanztage der Pharaonenzeit habe ich in der „Uarda“, den Heimfall Aegyptens an die junge Weltmacht der Perſer in der „Königstochter“, die helleniſche Epoche unter den Lagiden in

den „Schwestern“, die Römerzeit und das Aufkeimen des jungen Christentums in dem „Kaiser“ und die anachoretische Bewegung in den Aegypten benachbarten Wüsten und Felsenlandschaften in „Homo sum“ zur Darstellung zu bringen versucht. So wird denn „Der Kaiser“ der letzte Roman sein, dem ich das alte Aegypten zum Schauplatz anweise.

Diese Reihe von Dichtungen hat meine Leser nicht nur mit der Kulturgeschichte Aegyptens bekannt machen, sondern ihnen auch die Erkenntnis von einigen besonders mächtigen Ideen, welche das Altertum bewegt haben, erleichtern sollen.

Wie weit es mir gelungen ist, die dargestellten Epochen zu farbigen, der Wirklichkeit nahe kommenden Gemälden zusammenzufassen, wage ich nicht zu beurteilen. Denn wenn sich schon gegenwärtige Dinge in verschiedenen Köpfen verschieden spiegeln, so muß dies doch weit bestimmter bei längst vergangenen und halb vergessenen der Fall sein.

Wie oft war ich genötigt, wenn bei der Wiederbelebung einer fernen Vergangenheit die Mittel der Wissenschaft versagten, von der Einbildungskraft Rat und Hilfe zu fordern und mich des Wortes zu erinnern, daß der Dichter ein rückwärts schauender Prophet sein soll. Ruhig durfte ich der Phantasie gestatten, die Flügel zu entfalten, denn ich blieb Herr über sie und kannte die Grenzen, bis zu denen ich ihr erlauben durfte, sich auf-

zuſchwingen. Ich hielt es für mein Recht, viel frei Erfundenes zu zeigen, aber nichts, das nicht in der darzuſtellenden Zeit möglich geweſen wäre. Die Rückſicht auf dieſe Möglichkeit hat überall der Phantaſie Schranken geſetzt; wo die vorhandenen Quellen geſtatteten, völlig treu und wahr zu ſein, bin ich es ſtets geweſen, und die vorzüglichſten unter meinen Fachgenoſſen in Deutſchland, England, Frankreich und Holland haben dies mehr als einmal bezeugt. Aber ich brauche wohl kaum hervorzuheben, daß die dichteriſche Wahrheit eine andere iſt als die hiſtoriſche, denn dieſe ſoll möglichſt unberührt bleiben von der Subjektivität ihres Verkünders, jene kann nur durch das Medium der Phantaſie des Künſtlers zur Wirkung gelangen.

Wie meine beiden letzten Romane ſo laſſe ich auch den „Kaiſer“ ohne Anmerkungen. Ich thue es in dem frohen Bewußtſein, durch gelehrte und andere Arbeiten einiges Recht auf das Vertrauen der Leſer gewonnen zu haben. Nichts hat mich mehr zu immer neuem poetiſchem Schaffen ermutigt als der Umſtand, daß durch dieſe Dichtungen meiner Wiſſenſchaft mehrere Jünger zugeführt worden ſind, deren Namen jetzt unter den Aegyptologen mit Achtung genannt werden.

Jeder mit der Zeit Hadrians Vertraute wird auch bei kleineren Zügen erkennen, welchem Autor, welcher Inſchrift, welchem Denkmal ſie entnommen worden ſind;

dem größeren Kreiſe meiner Leſer will ich den Genuß an der Dichtung nicht trüben. Es würde mich beglücken, wenn dieſer Roman den Namen eines echten Kunſtwerkes verdiente, und die Betrachtung eines ſolchen ſoll vor allen Dingen erfreuen und erheben. Wer dabei Bereicherung ſeines Wiſſens empfängt, darf doch nicht merken, daß er belehrt wird.

Kenner der Geſchichte Alexandrias unter den Römern werden ſich wundern, daß ich die Therapeuten am mareotiſchen See unberückſichtigt laſſe. Ich hatte ihnen urſprünglich ein eigenes Kapitel zugedacht, Lucäs neueſte Unterſuchungen beſtimmten mich aber, es ungeſchrieben zu laſſen.

Jahre des Studiums habe ich den Anfängen des Chriſtentums, namentlich in Aegypten, gewidmet und es gereicht mir zum beſondern Genuß, auch anderen zu vergegenwärtigen, wie ſich zur Zeit Hadrians die reine, von menſchlichen Zuthaten noch wenig getrübte Lehre des Heilandes der Herzen bemächtigte und bemächtigen mußte. Neben dem triumphirenden Glauben zeige ich die edle Blüte des Weſens, die Kunſt, welche in ſpäteren Jahrhunderten vom Chriſtentum, um ſich mit ihren ſchönen Formen zu ſchmücken, herangezogen wurde. Die aus der Zeit meiner Erzählung ſtammenden Antinousſtatuen und Büſten beweiſen, daß es der welkenden Pflanze beſchieden war, unter Hadrian neue Blätter zu treiben.

Die romantiſchen Züge, die ich dem Charakter meines die Welt durchwandernden Helden beilege, der Berge beſtieg, um ſich am Glanz der aufgehenden Sonne zu freuen, ſind ihm thatſächlich eigen geweſen. Eine der ſchwierigſten Aufgaben, welche ich mir jemals geſtellt habe, war die, aus den an inneren Widerſprüchen ſo reichen Nachrichten über Hadrian ein Menſchenbild zu geſtalten, an deſſen Wahrheit ich ſelbſt zu glauben vermochte; aber wie gern bin ich an ihre Löſung gegangen! Es gab bei der Anlage dieſer Dichtung viel zu bedenken, aber ſie ſelbſt iſt ganz aus dem Herzen ihres Verfaſſers gefloſſen. Möge ſie auch den Weg in die Herzen der Leſer finden.

Leipzig, den 2. November 1880.

Georg Ebers.

Erſtes Kapitel.

Die Morgendämmerung war geſchwunden, die Sonne des erſten Dezembers im Jahre 129 nach der Geburt des Heilands aufgegangen, aber ſie wurde von milchweißen Dünſten verhüllt, die dem Meere entſtiegen. Es war kalt.

Der Kaſius, ein Berg von mittlerer Höhe, ſteht auf einer Landzunge der Küſte zwiſchen dem ſüdlichen Paläſtina und Aegypten und wird an ſeiner Nordſeite vom Meere beſpült, das heute nicht wie an anderen Tagen in leuchtendem Ultramarin ſchimmert. In finſterem Schwarzblau bewegen ſich langſam ſeine ferneren Wogen, die näheren aber ſind völlig anders gefärbt und ſchließen ſich in trübem, grünlichem Grau an ihre dem Horizont benachbarten Schweſtern, wie ſtaubiger Raſen an dunkle Lavaflächen.

Der Nordoſtwind, der ſich nach dem Aufgang der Sonne erhoben hatte, begann lebhafter zu wehen, milchweißer Schaum zeigte ſich auf den Häuptern der Wellen, dieſe aber ſchlugen heute nicht wild und kräftig den Fuß des Berges, ſondern wälzten ſich mit unabſehbar langen gekrümmten Rücken träge zu ihnen heran, als beſtünden

sie aus schwerem geschmolzenen Blei. Dennoch spritzten leichte und helle Tropfen auf, wenn sie eine Schwungfeder der Möwen berührte, die unruhig und als triebe die Angst sie hierhin und dorthin, scharenweis mit schrillem Gekreisch über dem Wasser schwebten.

Drei Männer wanderten langsam auf dem von der Spitze des Berges in die Ebene führenden Wege zu Thale, aber nur der älteste von ihnen, der den beiden anderen voranschritt, achtete auf den Himmel, das Meer, die Möwen und die wüste, unter ihm ruhende Fläche. Jetzt blieb er stehen, und sobald er den Fuß hemmte, thaten die beiden anderen das Gleiche. Die Landschaft unter ihm schien seine Blicke zu fesseln und rechtfertigte die Befremdung, mit der er das in einer leichten Neigung gesenkte bärtige Haupt schüttelte. Ein schmaler Wüstenstreifen streckte sich, zwei Wasser von einander scheidend, soweit das Auge reichte, nach Abend hin vor ihm aus. Auf diesem natürlichen Damme zog eine Karawane dahin. Der weiche Fuß der Kamele fiel lautlos auf den Weg, den sie zogen. Ihre in weiße Mäntel gehüllten Reiter schienen zu schlafen und ihre Treiber zu träumen. Die grauen Adler am Saume der Straße rührten sich nicht bei ihrem Nahen.

Links von der Landnehrung, auf welcher der von Syrien nach Aegypten führende Weg sich hinzog, lag das glanzlose, mit grauem Gewölk verschwimmende Meer, links, mitten in der Wüste, ein seltsames, landschaftliches Etwas, dessen Ende nach Osten und Westen hin das Auge nicht zu erreichen vermochte und das hier einem Schneefelde, dort einem stehenden Wasser und an anderen Stellen einem Binsendickicht gleich sah.

Der älteſte Wanderer ſchaute ſtets nach dem Himmel und in die Ferne, der zweite, ein Sklave, der Decken und Mäntel auf der breiten Schulter trug, verwandte keinen Blick von ſeinem Gebieter, und der dritte, ein freier Jüngling, blickte müde und träumeriſch auf den Weg nieder.

Eine breite, auf ein ſtattliches Tempelgebäude zuführende Straße kreuzte den von der Spitze des Berges an die Küſte führenden Pfad, und der bärtige Wanderer betrat ſie. Aber er folgte ihr nur wenige Schritte, dann blieb er ſtehen, warf unwillig das Haupt zur Seite, murmelte einige unverſtändliche Worte in den Bart, wandte ſich um, kehrte mit beſchleunigtem Schritte zu dem ſchmalen Wege zurück und ging thalabwärts.

Sein jugendlicher Begleiter folgte ihm, ohne das Haupt zu erheben und ſeine Träumerei zu unterbrechen, als ſei er ſein Schatten; der Sklave jedoch erhob den kurz geſchorenen blonden Kopf, und ein überlegenes Lächeln flog ihm um den Mund, als er am linken Saume der Straße die Leiche eines gefallenen ſchwarzen Böckleins und neben ihr ein altes Hirtenweib erblickte, das ihr faltiges Antlitz beim Nahen der Männer ängſtlich mit dem blauſchwarzen Schleier bedeckt hatte.

„Alſo darum," murmelte der Sklave vor ſich hin und nickte, die Luft mit dem ſpitzen Munde küſſend, dem ſchwarzköpfigen Mädchen zu, das zu Füßen der Greiſin kauerte. Aber die alſo Gegrüßte bemerkte nicht dieſe ſtumme Werbung; denn ihre Augen folgten wie gebannt den Wanderern und beſonders dem jungen Manne. Sobald die drei ſich weit genug entfernt hatten, um ihre Stimme nicht mehr zu hören, fragte das Mädchen

zuſammenſchauernd, als ſei ein Wüſtengeiſt ihr begegnet, mit gedämpfter Stimme: „Großmutter, wer war das?“

Die Alte lüftete den Schleier, legte der Enkelin die Hand auf die Lippen und flüſterte ängſtlich: „Er iſt es.“

„Der Kaiſer?“

Die Antwort der Alten beſtand in einem bedeutungsvollen Nicken; das Mädchen aber drängte ſich mit leidenſchaftlicher Neugier an die Großmutter, ſtreckte den braunen Kopf weit vor, um beſſer zu ſehen, und fragte leiſe: „Der junge?“

„Närrin! Der Voranſchreitende, der Graubart.“

„Der? Ich wollte, der junge wäre der Kaiſer.“

Roms Imperator Hadrian war es in der That, der dort ſchweigend ſeinen Begleitern voranzog, und es war, als belebe ſein Kommen die Einöde; denn ſobald er ſich dem Schilf nahte, flogen mit pfeifendem Schrei Kibitze in die Höhe und hinter einem Dünenhügel am Saume der breiteren Straße, die Hadrian gemieden, traten zwei Männer in prieſterlichen Kleidern hervor. Sie gehörten beide zum Tempel des klaſſiſchen Baal, einem kleinen Bauwerk von feſtem Geſtein, das dem Meere zugekehrt war und geſtern der Kaiſer es beſuchte.

„Ob er den Weg verfehlte?“ fragte der eine Prieſter den andern in phöniziſcher Sprache.

„Schwerlich,“ lautete die Antwort. „Maſtor erzählte, er finde jeden Weg, den er einmal gegangen, auch im Dunkeln wieder.“

„Und doch ſieht er mehr in die Wolken, als auf den Boden.“

„Aber er verſprach uns doch geſtern . . .“

„Bestimmtes hat er nicht zugesagt," unterbrach ihn der andere.

„Doch; beim Abschied rief er, ich habe es deutlich gehört: ‚Vielleicht komm' ich wieder und befrage euer Orakel.'"

„Vielleicht."

„Ich glaube, er hat ‚warhrscheinlich' gesagt."

„Wer weiß, welch ein Zeichen, das er da oben gesehen, ihn forttreibt. Er geht auf das Lager am Meere zu."

„Aber in unserem Festsaal steht doch die Mahlzeit für ihn bereit."

„Für den deckt sich überall die Tafel. Komm! Ein abscheulicher Morgen; mich friert."

„Warte noch etwas. — Sieh nur."

„Was?"

„Er trägt nicht einmal einen Hut auf den grauen Locken."

„Auf Reisen sah ihn noch keiner mit bedecktem Haupte."

„Und sein grauer Mantel sieht gar nicht kaiserlich aus."

„Beim Gastmahl trägt er immer den Pupur."

„Weißt Du, an wen mich sein Gang und sein Aussehen erinnern?"

„Nun?"

„An unsern verstorbenen Oberpriester Abibaal; der schritt auch so mächtig und sinnend einher und trug den Bart wie der Kaiser."

„Ja, ja, und das grübelnde, sinnende Auge."

„Er sah auch oft in die Höhe. Selbst die breite

Stirn haben Beide gemein, — aber Abibaals Naſe war mehr gebogen und ſein Haupt weniger kraus gelockt."

„Unſeres Meiſters Mund war würdevoll ernſt, während die Lippen Hadrians bei allem, was er ſagte und hörte, ſich ſpitzten und zuckten, als wollte er ſpotten."

„Sieh nur, jetzt wendet er ſich zu ſeinem Liebling, — Antonius mein' ich, heißt der ſchmucke Geſelle."

„Antinous, nicht Antonius. In Bithynien, ſagen ſie, habe er ihn aufgeleſen."

„Schön iſt er."

„Schön ohnegleichen. Welcher Wuchs, welches Antlitz! Aber ich wollte doch nicht, daß er mein Sohn wäre."

„Des Kaiſers Liebling?"

„Eben darum. Er ſieht jetzt ſchon aus, als hätte er alles genoſſen und könnte über nichts mehr Freude empfinden."

Auf einer kleinen Fläche hart am Ufer des Meeres, die von bröckligen Klippen vor dem Oſtwinde geſchützt war, ſtanden mehrere Zelte. Zwiſchen ihnen brannten Feuer, um die ſich römiſche Soldaten und kaiſerliche Diener geſchart hatten. Halbnackte Knaben, Kinder der in dieſer Wüſte hauſenden Fiſcher und Kameltreiber, liefen geſchäftig hin und her, um die Flammen mit dürren Schilfſtengeln und welkem Wüſtengeſtrüpp zu ſpeiſen; aber ſo hoch die Lohe auch aufſchlug, ſchwebte der Rauch doch nicht himmelan, ſondern trieb ſich, von kurzen Windſtößen hin und her gejagt, wie eine auseinander geſprengte Schafherde in kleinen Wolken über den Boden hin. Es war, als fürchte er ſich, in die graue, unfreundliche und feuchte Luft aufzuſteigen.

Das größte unter den Zelten, vor dem vier römiſche Soldaten zu zwei und zwei Wache haltend auf und nieder ſchritten, war nach dem Meere hin weit geöffnet. Die Sklaven, die durch ſein breites Thor ins Freie traten, mußten die Bretter, die ſie auf den geſchorenen Köpfen trugen und auf denen ſilberne und goldene Schüſſeln, Teller, Weinkrüge und Becher mit den Reſten einer Mahlzeit ſtanden, mit beiden Händen feſthalten, damit der Wind ſie nicht zu Boden wehe. Das Innere des Zeltes war völlig ſchmucklos.

Auf einem Polſter an ſeiner rechten, vom Sturm bewegten Wand lag der Kaiſer. Seine blutloſen Lippen waren feſt auf einander gepreßt, die Arme über der Bruſt gekreuzt und die Augen halb geſchloſſen. Aber er ſchlief nicht; denn manchmal öffnete ſich ſein Mund und zog ſich hin und her, als hätte er den Geſchmack einer Speiſe zu prüfen. Bisweilen ſchlug er auch die langen, mit kleinen Falten und bläulichen Adern ganz überzogenen Lider der Augen auf, wandte ſie in die Höhe oder ließ den Blick zur Seite und niederwärts nach der Mitte des Zeltes hin rollen.

Dort lag auf dem mit blauem Tuche verbrämten Felle eines gewaltigen Bären Hadrians Liebling Antinous. Sein ſchönes Haupt ruhte auf dem künſtlich erhaltenen Kopfe des von ſeinem Gebieter erlegten Tieres, ſein rechtes Bein ſpielte, geſtützt von dem in die Höhe gezogenen linken, frei in der Luft und ſeine Hände beſchäftigten ſich mit dem Moloſſerhunde des Kaiſers, der ſeinen klugen Kopf an die hochgewölbte nackte Bruſt des Jünglings geſchmiegt hatte und oft zu ſeinem weichen Munde hinanſtrebte, um ihm ſeine Zärtlichkeit zu beweiſen.

Aber Antinous wehrte ihn von ſich ab, preßte ſcherzend die Schnauze des Tieres mit den Händen zuſammen oder umwickelte ſein Haupt mit dem Ende des weißen Palliums, das ihm von den Schultern geſunken war.

Dem Hunde ſchien dies Spiel zu behagen; als der Jüngling aber einmal das Tuch feſter um ſeinen Kopf geſchlungen hatte und er ſich vergeblich bemühte, ſich von der Hülle zu befreien, die ihm den Atem beengte, heulte er laut auf, und dieſer Klageton veranlaßte den Kaiſer, die Lage zu verändern und dem auf dem Bärenfell Ruhenden einen mißbilligenden Blick zuzuwerfen, nur einen Blick, kein Wort des Tadels. Bald veränderte ſich auch der Ausdruck in Hadrians Auge, das ſich mit ſo liebevoller Aufmerkſamkeit an die Geſtalt des Jünglings heftete, als ſei ſie ein edles, niemals genug zu bewunderndes Kunſtwerk. Und wahrlich, die Himmliſchen hatten dieſes Menſchenkindes Leib zu einem ſolchen geſtaltet! Wundervoll weich und doch kräftig war jeder Muskel an dieſem Halſe, dieſer Bruſt, dieſen Armen und Beinen! Ebenmäßiger als das ſeine konnte kein Menſchenantlitz geſchnitten ſein.

Antinous bemerkte, daß der Gebieter ſeine Aufmerkſamkeit auf das Spiel mit dem Hunde richtete, ließ den Moloſſer los und wandte das große, aber wenig belebte Auge dem Kaiſer zu.

„Was treibſt Du da?“ frug Hadrian freundlich.

„Nichts,“ lautete die Antwort.

„Niemand thut nichts. Wer es dennoch dahin gebracht zu haben meint, der denkt doch wenigſtens, daß er unbeſchäftigt ſei, und denken iſt viel.“

„Ich kann gar nicht denken.“

„Jedermann kann's, und thateſt Du es jetzt eben nicht, dann haſt Du geſpielt."

„Ja, mit dem Hunde."

Bei dieſer Antwort ließ Antinous die Füße zu Boden ſinken, wehrte das Tier ab und legte beide Hände unter das lockige Haupt.

„Du biſt müde?" fragte der Kaiſer.

„Ja?"

„Wir haben beide den gleichen Teil der Nacht durchwacht, und ich, der um ſo viel Aeltere, fühle mich munter."

„Du ſagteſt erſt geſtern, die alten Soldaten taugten am beſten zum Nachtdienſt."

Der Kaiſer nickte und verſetzte dabei:

„In Deinen Jahren lebt man, ſo lange man wacht, dreimal ſo ſchnell wie in meinen, darum braucht man wohl auch doppelt ſo langen Schlaf. Du haſt das Recht, müde zu ſein. Freilich erſt drei Stunden nach Mitternacht erſtiegen wir den Berg, und wie häufig endet ein Gaſtmahl weit ſpäter."

„Es war kalt und unfreundlich da oben!"

„Erſt nach dem Aufgang der Sonne."

„Vorher bemerkteſt Du's nicht; denn Du hatteſt bis dahin mit den Sternen zu thun."

„Und Du nur mit Dir ſelbſt, das iſt richtig."

„Ich dachte auch an Deine Geſundheit, als ſich vor der Ausfahrt des Helios die kalte Luft erhob."

„Ich mußte ſein Erſcheinen erwarten."

„Erkennſt Du auch an der Art und Weiſe des Sonnenaufgangs zukünftige Dinge?"

Hadrian ſchaute den alſo Fragenden befremdet an,

ſchüttelte verneinend das Haupt, blickte zur Decke des Zeltes hinauf und ſagte nach einer längeren Pauſe in kurzen, von mancher Gedankenpauſe unterbrochenen Sätzen:

„Der Tag iſt lauter Gegenwart, und aus dem Dunkeln erwächſt Zukünftiges; aus der Ackerſcholle erſteht das Korn, aus der finſtern Wolke fließt der Regen, aus dem Mutterſchoße kommen neue Geſchlechter, im Schlaf erneut ſich die Friſche der Glieder. Was aus dem dunklen Tode hervorgeht, wer weiß es?“

Nachdem der Kaiſer dann längere Zeit geſchwiegen hatte, fragte der Jüngling:

„Aber wenn Dich der Sonnenaufgang nichts Zukünftiges lehrt, warum unterbrichſt Du dann ſo oft die nächtliche Ruhe und beſteigſt die Berge, um ihn zu ſehen?“

„Warum? warum?“ gab Hadrian langſam zurück, ſtrich nachdenklich den ergrauenden Bart und fuhr wie im Selbſtgeſpräche fort:

„Dem Verſtande fehlt auf dieſe Frage die Antwort, dem Munde das Wort, und ſtünde es mir zur Verfügung, wer begriffe mich wohl von dem Geſindel? Mit Bildern kommt man bei ſolchen Fragen am weiteſten. Wer am Leben teil hat, iſt ein Schauſpieler auf der Bühne der Welt. Wer groß ſein will auf dem Theater, der beſteigt den Kothurn, und iſt ein Berg nicht die höchſte Unterlage, die der Menſch ſeiner Sohle zu geben vermag? Der Kaſius dort iſt ein Hügel, aber ich habe auf gewaltigeren Gipfeln geſtanden und unter mir wie Jupiter auf ſeinem Olymp die Wolken geſchaut.“

„Du brauchſt keine Berge zu erſteigen, um Dich als Gott zu fühlen,“ rief Antinous. „Der Göttliche wirſt Du genannt — Du befiehlſt, und die Welt muß

gehorchen. Mit dem Berge unter ſich iſt man allerdings dem Himmel näher als in der Ebene, aber . . ."

„Nun?"

„Ich getraue mich nicht herauszuſagen, was mir da einfiel."

„Sprich nur."

„Da war ein kleines Mädchen. Wenn ich das auf die Schulter nahm, ſo ſtreckte es gern den Arm hoch in die Höhe und ſagte: ‚Ich bin ſo groß!' Es dachte dann, es ſei höher als ich, und war doch nur die kleine Panthea."

„Aber in ihrer Vorſtellung war ſie die große, und das gibt den Ausſchlag; denn für jeden iſt jedes Ding nur das, wofür er es hält. — Gewiß, ſie nennen mich göttlich, aber ich fühle doch täglich hundertmal die Beſchränktheit der menſchlichen Kraft und Natur, über die ich nirgends hinaus kann. Auf der Spitze eines Berges empfind' ich ſie nicht. Da will es mir ſcheinen, als wäre ich groß; denn nichts auf Erden überragt meinen Scheitel in der Nähe und Ferne. Und wenn dort vor meinen Blicken die Nacht verſchwindet, das Glanzlicht der jungen Sonne die Welt neu für mich gebiert, indem ſie alles noch jüngſt vom Dunkel Verſchlungene meiner Vorſtellung zurückgibt, dann heben mir tiefere Atemzüge die Bruſt, und die Lunge füllt ſich gern mit der reineren und leichteren Luft der Höhe. Dort oben allein und in einſamer Stille berührt mich keine Mahnung an das Treiben da unten, fühle ich mich eins mit der großen vor mir ausgebreiteten Natur. Es kommen und gehen die Wogen des Meeres, es neigen und heben ſich die Kronen der Bäume des Waldes, Nebel und Dünſte und

Wolken wallen auf und verteilen sich hierhin und dorthin, und ich fühle mich da oben so ganz verschmolzen mit dem Geschaffenen, das mich umgibt, daß es mir oftmals scheinen will, als sei es mein Atem, der es bewegt. Wie die Kraniche und Schwalben, so zieht es auch mich in die Weite, und wo wäre es dem Auge wohl eher gestattet, das unerreichbare Ziel wenigstens ahnend zu erspähen, als auf dem Gipfel eines Berges? Die unbegrenzte Ferne, die die Seele sucht, scheint hier eine mit dem Sinnen erfaßbare Form zu gewinnen, und der Blick berührt ihre Schranken. Erweitert, nicht erhoben nur fühlt sich da das ganze Wesen, und die Sehnsucht, die ich, sobald ich das Gewühl des Lebens teile und die Sorge für den Staat meine Kräfte aufrufen, fühle, sie schwindet ... Aber das verstehst Du nicht, Knabe, — das alles sind Dinge, die ich mit keinem andern Sterblichen teile."

„Nur mir verschmähst Du nicht sie zu zeigen," rief Antinous, der sich dem Kaiser voll zugewandt und mit weit geöffneten Augen keines seiner Worte verloren hatte.

„Dir?" fragte Hadrian, und ein Lächeln, das nicht frei war von Spott, flog ihm um die Lippen. „Vor Dir hab' ich so wenig ein Geheimnis wie vor dem Amor des Praxiteles in meinem Arbeitszimmer zu Rom."

Aus des Jünglings Herzen stieg das Blut in die Wangen und färbte sie mit flammendem Purpur.

Der Kaiser bemerkte es und fügte begütigend hinzu:

„Du bist mir mehr als das Kunstwerk. Der Marmor kann nicht erröten. In der Zeit des Atheners regierte die Schönheit das Leben, Du aber beweist mir, daß es den Göttern gefällt, sie auch in unserer heutigen

Welt zu verkörpern. Dein Anblick versöhnt mich mit den Disharmonien des Daseins. Es thut mir wohl, aber wie sollt' ich von Dir verlangen, daß Du mich verstehst? Deine Stirn ward nicht zum Grübeln geschaffen. Oder hättest Du eines von meinen Worten verstanden?"

Antinous stützte den Oberkörper auf die Linke, und die Rechte erhebend rief er ein entschiedenes „Ja".

„Welches?" fragte der Kaiser.

„Ich kenne die Sehnsucht."

„Wonach?"

„Nach vielen Dingen."

„Nenne mir eines."

„Genuß, dem keine Ernüchterung folgt; ich kenne keinen."

„Diesen Wunsch teilst Du mit der ganzen römischen Jugend; sie pflegt sich nur den Nachsatz zu sparen. Weiter!"

„Ich darf nicht."

„Wer verbietet Dir, offen mit mir zu reden?"

„Du thatest es selbst."

„Ich?"

„Ja, Du; denn Du untersagtest mir, Dir von meiner Heimat, meiner Mutter, den Meinen zu sprechen."

Des Kaisers Stirn faltete sich, und gebieterisch fiel er ihm ins Wort:

„Ich bin Dein Vater, und mir soll Deine ganze Seele gehören."

„Sie ist Dein eigen," entgegnete der Jüngling, ließ sich auf das Bärenfell zurückfallen und zog das Pallium fest um seine Schultern; denn ein Windstoß blies kalt durch das sich öffnende Thor des Zeltes, durch das Phlegon,

der Geheimſchreiber des Kaiſers, dem Gebieter entgegentrat. Ihm folgte ein Sklave mit mehreren verſiegelten Rollen unter dem Arme.

„Iſt es Dir genehm, Cäſar, daß wir die eingelaufenen Schriften und Briefe erledigen?“ frug der Beamte, deſſen ſchön geordnete Haare der Seewind zerzauſt hatte.

„Ja; dann aber wollen wir aufzeichnen, was ich in dieſer Nacht am Himmel beobachten konnte. Haſt Du die Tafeln zur Hand?“

„Ich ließ ſie in dem zur Arbeit aufgeſchlagenen Zelte ausbreiten, Cäſar.“

„Der Sturm iſt heftig geworden?“

„Er ſcheint zugleich von Oſten und Norden zu wehen. Die See geht ſehr hoch. Die Kaiſerin wird eine ſchlimme Ueberfahrt haben.“

„Wann brach ſie auf?“

„Gegen Mitternacht wurden die Anker gelichtet. Das Schiff, mit dem ſie aus Alexandria geholt ward, iſt ein ſchönes Fahrzeug, aber es rollt in unangenehmer Weiſe von der einen Seite zur andern.“

Hadrian lachte bei dieſen Worten mit ſchneidiger Schärfe auf und rief:

„Das wird ihr das Herz und den Magen von oberſt zu unterſt kehren. Ich wünſchte, ich könnte dabei ſein! Aber nein — bei allen Göttern nein, ich wollte es nicht! Heute vergißt ſie ſicher ſich zu ſchminken. Und wer baut ihr die Haare auf, wenn auch ihre Frauen das Schickſal ereilt? Wir bleiben heute hier; denn treffe ich ſie bald nach ihrer Ankunft in Alexandria, ſo iſt ſie lauter Galle und Eſſig.“

Hadrian erhob ſich bei dieſen Worten vom Lager

und trat, indem er Antinous mit der Hand grüßte, dem Geheimſchreiber voran ins Freie.

Dem Geſpräche des Günſtlings mit dem Gebieter hatte als Dritter vom Hintergrunde des Zeltes aus der Jazygier Maſtor beigewohnt. Er war Sklave und wurde darum ſo wenig beachtet wie der moloſſiſche Hund, der Hadrian gefolgt war, oder das Polſter, auf dem der Kaiſer gelegen.

Der hübſche, gut gewachſene Mann drehte eine Zeit lang die Enden ſeines langen rötlichen Schnurrbartes, ſtrich ſich mit der Hand über den runden, kurz geſchorenen Schädel, zog den offenen Chiton über die in beſonders hellem Weiß ſchimmernde Bruſt zuſammen und verwandte dabei keinen Blick von Antinous, der ſich umgekehrt hatte und das Antlitz ſamt den Händen, die es bedeckten, in das Fell am Hinterhaupte des Bären drückte.

Maſtor hatte ihm etwas zu ſagen, aber er wagte es nicht, ihn anzurufen, denn der Günſtling war unberechenbar in ſeinem Verhalten gegen ihn. Manchmal hörte er ihm gerne zu und ſprach mit ihm wie mit einem Freunde, manchmal wies er ihn härter zurück als ein ſtrenger Emporkömmling den unterſten Diener. Endlich faßte der Sklave ſich ein Herz und rief den Jüngling an; denn es ſchien ihm leichter, Scheltworte hinzunehmen, als einen ſchon in Worte umgeſetzten, warm empfundenen Gedanken, ſo klein er auch ſein mochte, in ſich zu verſchließen.

Antinous hob das Haupt ein wenig über die Hände empor und frug:

„Was willſt Du?“

„Ich wollte Dir nur ſagen,“ entgegnete der Jazygier, „daß ich weiß, wer das kleine Mädchen war, das

Du Dir manchmal auf die Schultern ſetzteſt. Nicht wahr, es iſt Dein Schweſterchen geweſen, von dem Du mir neulich erzähltеſt?“

Der alſo Angeredete nickte mit dem Kopfe, vergrub ihn wiederum in die Hände und ſeine Schultern flogen ſo lebhaft auf und nieder, daß es ausſah, als ob er weine.

Da ſchwieg Maſtor einige Minuten. Dann trat er Antinous näher und ſagte:

„Du weißt, ich habe einen Sohn und ein Töchterchen zu Hauſe, und ich höre gern von kleinen Mädchen erzählen. Wir ſind beide allein, und wenn Dir's die Seele erleichtert . . .“

„Laß nur, ich habe Dir ſchon zehnmal von meiner Mutter und der kleinen Panthea erzählt,“ entgegnete Antinous, indem er ſich gefaßt zu erſcheinen bemühte.

„So thue es heute getroſt zum elftenmale,“ bat der Sklave. „Ich kann im Lager und in der Küche über die Meinen ſo viel ſprechen, wie ich nur will. Aber Du? Wie hieß gleich das Hündchen, dem die kleine Panthea die rote Kappe nähte?“

„Kalliſte nannten wir's,“ rief Antinous und wiſchte die Augen mit dem Rücken der Hand. „Mein Vater wollte es nicht dulden, wir aber gewannen die Mutter. Ich war ihr Liebling, und wenn ich ſie umfaßte und mit beiden Augen bittend zu ihr aufſah, ſo ſagte ſie ‚ja‘ zu allem, um was ich ſie bat.“

Ein froher Glanz leuchtete aus dem müden Auge des Jünglings, er hatte an eine Reihe von Freuden gedacht, auf die keine Ernüchterung gefolgt war.

Zweites Kapitel.

Einer der von den ptolemäischen Fürsten in Alexandria erbauten Königspaläste lag auf der Landzunge Lochias, die sich wie ein nach Norden weisender Finger in das blaue Meer hinaus streckte. Sie bildete die östliche Grenze des großen Hafens. Es fehlte ihm niemals an zahlreichen Fahrzeugen jeder Art, heute aber war er besonders reich besetzt und die mit geglätteten Steinplatten gepflasterte Quaistraße, die aus dem vom Meer bespülten Palastviertel der Stadt, dem sogenannten Bruchium, zu der Landzunge führte, war so überfüllt von neugierigen Bürgern zu Fuß und zu Wagen, daß diese, bevor sie den Privathafen der kaiserlichen Schiffe erreicht hatten, die Fahrt unterbrechen mußten.

Es gab aber auch Ungewöhnliches an dem Landungsplatze zu sehen; denn da lagen, von hohen Molen geschützt, die prächtigen Dreiruderer, Galeeren, Lang- und Lastschiffe, die die Gattin des Hadrian und das Gefolge des Herrscherpaares nach Alexandria gebracht hatten. Ein mächtiges Fahrzeug mit einem sehr hohen Kajütenhause auf dem Hinterdeck und dem Kopf einer Wölfin

am baumhohen, kühn geſchwungenen Schnabel erregte die größte Aufmerkſamkeit. Es war ganz aus Cedernholz gearbeitet, reich mit Bronze und Elfenbeinzierat geſchmückt und hieß „Sabina“. Ein junger Bürger wies mit dem Finger auf dieſen am Stern des Schiffes mit goldenen Lettern angebrachten Namen, ſtieß ſeine Begleiter an und ſagte lachend:

„Sabina hat den Kopf einer Wölfin.“

„Ein Pfauenkopf würde beſſer paſſen. Sahſt Du ſie geſtern ins Cäſareum fahren?“ entgegnete der andere.

„Leider,“ rief der erſtere, ſchwieg aber ſogleich, als er dicht hinter ſich einen römiſchen Lictor bemerkte, der ein ſchön zuſammengeſchnürtes Bündel von Ulmenruten, die Fasces, auf der linken Schulter trug und mit dem Stöcklein in der rechten Hand, unterſtützt von ſeinen Genoſſen, die Menge zu zerteilen und Platz für den Wagen ſeines Gebieters, des kaiſerlichen Präfekten Titianus, zu ſchaffen ſuchte, der ihm in langſamem Schritte folgte.

Der hohe Beamte hatte die loſen Worte der Bürger vernommen und ſagte, indem er ſich an den neben ihm ſtehenden Mann wandte und das Ende der Toga mit einem raſchen Wurfe in neue Falten brachte:

„Wunderliches Volk! Ich kann ihm nicht gram ſein, aber ich ritte lieber auf einem Meſſer als auf einer alexandriniſchen Zunge von hier nach Kanopus.“

„Hörteſt Du, was der Dicke vorhin über Verus ſagte?“

„Der Lictor wollte ihn faſſen, aber mit Strenge kommt man bei ihnen zu gar nichts. Müßten ſie für jedes giftige Wort nur einen Seſterz zahlen, ich ſage Dir, Pontius, die Stadt würde verarmen und unſer

Schatz bald voller sein als der des alten Gyges von Sardes."

„Laß sie reich bleiben," rief der andere, der Oberbaumeister der Stadt, ein Mann von einigen dreißig Jahren mit hochgewölbten, thatkräftig dreinschauenden Augen, und fuhr, indem er die Rolle, die er in der Hand hielt, kräftig zusammenfaßte, mit tiefer Baßstimme fort: „Sie verstehen zu arbeiten und Schweiß ist salzig. Beim Schaffen fördern, in der Ruhe beißen sie einander wie übermütige Rosse an der gleichen Stange. Der Wolf ist ein stattliches Tier, aber brich ihm die Zähne aus, so wird er zum garstigen Hunde."

„Mir aus der Seele gesprochen," rief der Präfekt. „Aber da sind wir. Ewige Götter, so schlimm hab' ich mir das Ding doch nicht gedacht. Von weitem sah es immer noch stattlich genug aus!"

Titianus und der Baumeister stiegen vom Wagen. Jener befahl einem Lictor, den Vorsteher des Palastes zu rufen, und besichtigte dann mit dem Begleiter zuerst die in den Palast führende Pforte. Sie bot mit den doppelten Säulen, die den hohen Giebel trugen, einen majestätischen Anblick, aber sie bot einen keineswegs freundlichen Anblick; denn der Stukk war an vielen Stellen von den Wänden gefallen, die Kapitäle der marmornen Säulen waren kläglich verstümmelt, und die hohen, mit Metall beschlagenen Thürflügel hingen schief in den Angeln.

Pontius maß jeden Teil der Pforte scharf prüfenden Blickes und trat dann mit dem Präfekten in den ersten Hof des Palastes, in dem zur Zeit der ptolemäischen Fürsten die Zelte der Gesandten, Schreiber und dienstthuenden Beamten der Könige gestanden hatten.

Dort stellte sich den beiden ein unvermutetes Hindernis entgegen, denn von dem Häuschen aus, in dem der Thorhüter wohnte, waren mehrere Stricke quer über den gepflasterten Raum gespannt, auf dem Gras grünte und hohe Disteln blühten.

An den Seilen hing feuchte Wäsche von jeder Größe und Form.

„Ein hübsches Quartier für den Kaiser," seufzte Titianus, die Achseln zuckend, und wehrte dem Lictor, der die Fasces erhoben hatte, um die Stricke zu Boden zu schlagen.

„Ist nicht so schlimm, wie es aussieht," sagte der Baumeister entschieden. „Thorhüter! He, Thorhüter! Wo steckt nur der Nichtsthuer?"

Während er rief und der Lictor in das Innere des Palastes eilte, schritt Pontius auf das Häuschen des Wächters zu und blieb, nachdem er sich in gebückter Stellung einen Weg durch die feuchten Tücher gebahnt hatte, stehen. Ungeduld und Verdruß hatten sich, seitdem er die Schwelle des Thores überschritten, auf seinen Zügen gespiegelt, jetzt aber begann sein kräftiger Mund zu lächeln und mit halblauter Stimme rief er dem Präfekten zu:

„Titiane, gib Dir die Mühe!"

Dem alternden Würdenträger, dessen hohe Gestalt die des Baumeisters um eines vollen Hauptes Länge überragte, wurde es nicht eben leicht, mit gekrümmtem Rücken unter den Seilen dahinzuschreiten. Aber er that es mit guter Laune, und indem er sorglich vermied, die Wäsche herunter zu reißen, rief er Pontius zu:

„Ich beginne die Kinderhemden zu achten. Unter ihnen

kommt man doch mit ungebrochenem Rückgrat hindurch. — Ach, ach! Das ist köstlich!"

Dieser Ruf galt dem Anblick, zu dem der Baumeister den Präfekten geladen und der allerdings eigentümlich genug war.

Die Vorderseite des Thorhüterhäuschens war ganz mit Epheu umwachsen, der auch das Fenster und die Thür der Wächterwohnung mit vollen Ranken einrahmte. Zwischen dem grünen Laubwerke hingen zahlreiche Käfige mit Staren, Amseln und kleineren Singvögeln. Die breite Pforte des Häuschens stand weit geöffnet und gestattete, ein ziemlich geräumiges, heiter bemaltes Zimmer ganz zu überblicken. Im Hintergrunde dieses Gemaches sah man das Thonmodell eines Apollo von vortrefflicher Arbeit. Ueber und neben ihm hingen an der Wand Lauten und Leiern von verschiedener Größe und Form.

In der Mitte des Zimmers und dicht neben der geöffneten Thür war ein Tisch zu sehen, auf dem ein großer Vogelbauer mit mehreren Nestern voll junger Stieglitze und mit grünem Kraut zwischen den rundlichen Stäbchen, ein großer Weinkrug und ein mit fein geschnitztem Bildwerk geschmückter elfenbeinerner Becher stand. Neben dem Trinkgeschirre ruhte auf der steinernen Platte der Tafel der Arm einer ältlichen Frau, die in ihrem Lehnsessel eingeschlafen war. Trotz des kleinen grauen Schnurrbarts an der Oberlippe und des kräftigen Rots auf der Stirn und den Wangen sah sie freundlich und gut aus. Es mußte ihr auch etwas sehr Angenehmes träumen; denn die Stellung ihres Mundes und der Augen, von denen das eine halb offen, das andere fest verschlossen war, gaben ihr das Ansehen, als ob sie sich freute.

In ihrem Schoße ſchlief eine graue Katze und neben ihr, als meide die Zwietracht dies heitere Gemach, das keineswegs der Geruch der Armut, ſondern ein angenehmer, eigentümlicher Duft erfüllte, ein kleiner, zottiger Hund, der das ſchneeige Weiß ſeines Felles ſicherlich beſonders ſorgſamer Pflege verdankte. Zwei andere, dem erſteren ähnliche Hündlein lagen lang ausgeſtreckt auf dem Eſtrich zu Füßen der Alten und ſchienen nicht weniger feſt als dieſe zu ſchlafen.

Der Baumeiſter wies, ſobald der Präfekt ihn erreicht hatte, mit dem Finger in dies Stilleben hinein und flüſterte:

„Hätten wir hier einen Maler, das gäbe ein prächtiges Bildchen.“

„Unvergleichlich!“ gab Titianus zurück. „Nur ſcheint mir das tiefe Inkarnat auf dem Antlitz der Alten mit Hinblick auf die Größe des neben ihr ſtehenden Weinkruges ein wenig bedenklich.“

„Aber ſahſt Du jemals ein friedvoller, freundlicher geſtimmtes Bildnis?“

„So hat Baucis geſchlafen, wenn Philemon ſich einmal einen Ausgang erlaubte. Oder war dieſer anhängliche Gatte immer zu Hauſe?“

„Wahrſcheinlich. Aber nun iſt's vorbei mit dem Frieden.“

Die Nähe der Freunde hatte das eine Hündchen erweckt. Es ſchlug an, und ſogleich erhoben ſich ſeine Gefährten und bellten mit ihm um die Wette. Auch der Liebling der Alten ſprang ihr vom Schoße. Seine Herrin und die Katze ließen ſich indeſſen von dieſem Lärm nicht ſtören und ſchliefen weiter.

„Eine Wächterin wie ſie ſein ſoll,“ lachte der Architekt.

„Und dieſe Phalanx von Hunden, welche den Palaſt eines Kaiſers bewacht,“ fügte Titianus hinzu, „läßt ſich leicht mit einem Schlage erlegen. Gib acht, jetzt erwacht die würdige Matrone.“

Die Alte war in der That von dem Gebell der Hunde geſtört worden, hatte ſich ein wenig aufgerichtet, die Hände erhoben und ſich dann, indem ſie einen kurzen Satz halb ſang, halb ſprach, wieder in den Lehnſtuhl zurückgeworfen.

„Das iſt köſtlich,“ rief der Präfekt. „‚Nur immer munter‘, hat ſie aus dem Schlafe gerufen. Wie ſich dies ſeltſame Menſchenkind wohl ausnehmen mag, wenn es wach iſt?“

„Mir wär’ es leid, die Alte aus ihrem Neſte zu treiben,“ ſagte der Baumeiſter, indem er die Rolle entfaltete.

„Du rührſt mir nicht an das Häuschen,“ rief der Präfekt mit lebendigem Eifer. „Ich kenne Hadrian. Er liebt ſo eigentümliche Dinge und Menſchen, und ich wette, daß er mit der Alten in ſeiner Weiſe anbinden wird. Da kommt wohl endlich der Verwalter dieſes Palaſtes.“

Der Präfekt irrte ſich nicht; denn die raſchen Schritte, deren Nahen er vernommen hatte, gingen von dem Erwarteten aus.

Schon aus einiger Entfernung hörte man das Keuchen des ſich beeilenden Mannes, der auf dem weiteren Gange, bevor Titianus es hindern konnte, die über den Hof geſpannten Stricke mitſamt der an ihnen hängenden Wäſche zu Boden riß.

Nachdem der Vorhang gefallen war, der ihn von dem Vertreter des Kaisers und seinem Begleiter trennte, verneigte er sich so tief vor jenem, wie dies die große Fülle seines Leibes gestattete. Aber der schnelle Lauf, die Gewaltthat, die er begangen, und seine Ueberraschung über das Erscheinen des mächtigsten Mannes am Nil in dem seiner Obhut anvertrauten Gebäude beraubten ihn so ganz des ohnehin nicht ausgiebigen Atems, daß er selbst den herkömmlichen Gruß nicht zu stammeln vermochte.

Titianus ließ ihm auch wenig Zeit; denn, nachdem er dem Bedauern über das schlimme Schicksal der am Boden liegenden Wäsche Ausdruck gegeben und dem Beamten den Namen und Beruf seines Freundes Pontius genannt hatte, eröffnete er ihm in knappen Worten, daß der Kaiser wünsche, in dem von ihm gehüteten Palaste zu wohnen, daß er, Titianus, Kenntnis von seiner schlechten Erhaltung besitze und gekommen sei, um mit dem Architekten und ihm zu beraten, was in wenigen Tagen geschehen könnte, um das vernachlässigte Schloß für Hadrian bewohnbar zu machen und wenigstens die ins Auge fallenden Schäden auszubessern. Er, der Verwalter, möge ihn nun von einem Raum in den andern führen.

„Sogleich - - sofort," entgegnete der in vielen Jahren der Ruhe zu seinem schweren Körpergewicht gelangte Grieche. „Ich eile und hole die Schlüssel!"

Während er sich keuchend entfernte, lockerte er mit schnellen Bewegungen der kurzen, runden Finger die rechte Seite des immer noch vollen Haares auf.

Pontius schaute ihm nach und sagte:

„Ruf ihn zurück, Titianus. Er würde beim Brennen seiner Locken gestört. Nur die eine Seite war fertig, als

der Lictor ihn abrief. Ich biete meinen Kopf zum Pfande, daß er auch die andere kräuseln läßt, bevor er zurückkehrt. Ich kenne meine Griechen!"

„Laß ihn!" entgegnete Titianus. „Schätzest Du ihn richtig, so wird er doch erst ohne Nebengedanken auf unsere Fragen eingehen, wenn auch die andere Hälfte des Haares gelockt ist. Ich weiß gleichfalls meine Hellenen zu nehmen."

„Besser als ich, wie ich sehe," versetzte der Architekt im Tone fester Ueberzeugung. „Ein Staatsmann arbeitet eben mit Menschen, wie wir mit leblosen Massen. Sahst Du, wie der Dicke erbleichte, als Du von den wenigen Tagen sprachst, nach deren Ablauf der Kaiser hier den Einzug zu halten gedenkt? Es muß schön in dem alten Dinge dort aussehen! Jede Stunde ist kostbar, und wir haben hier schon zu lange gesäumt."

Der Präfekt nickte dem Baumeister beistimmend zu und folgte ihm in die inneren Räume des Schlosses.

Wie groß, wie harmonisch war die Anlage dieses ungeheuren Baues, durch den der nunmehr rings von schönen Locken geschmückte Palastvorsteher Keraunus die Römer führte!

Der Palast stand auf einem künstlichen Hügel inmitten der Landzunge Lochias, und von manchem Fenster und manchem Altane aus ließen sich die Straßen und Plätze, die Häuser, Tempel und öffentlichen Bauten der Weltstadt und ihr von Schiffen wimmelnder Hafen schön überblicken. Reich, mannigfaltig und vielfarbig war die Aussicht von der Lochias nach Westen und Süden; wer aber von dem Altan des Ptolemäerpalastes nach Morgen und Mitternacht schaute, vor dem eröffnete sich der niemals

ermüdende Blick über die nur vom Himmelsgewölbe begrenzte unendliche See.

Als Hadrian vom Kasischen Berge aus seinem Präfekten Titianus durch einen eilenden Boten befohlen hatte, gerade dies Bauwerk zu seinem Empfang einrichten zu lassen, wußte er wohl, was seine Lage ihm bieten konnte; — das vernachlässigte Innere des seit dem Sturze Kleopatras unbewohnten Schlosses genügend herzustellen, war die Sache seiner Beamten.

Acht, vielleicht neun Tage ließ er ihnen Zeit, wenig mehr als eine Woche! Und wie fanden Titianus und Pontius, dem beim Sehen und Zeichnen, Untersuchen und Schreiben der helle Schweiß von der Stirn rann, diese verkommene, ausgeplünderte Stätte des höchsten Glanzes!

Die Säulen und Treppen in den Innenräumen waren erträglich erhalten, aber in die offenen Decken der Fest- und Versammlungssäle hatte es hineingeregnet, die herrlichen Mosaikfußböden waren hier auseinander gewichen, dort sproß mitten in einem Saal, einer Halle oder einem Säulenhofe eine kleine Wiese; denn schon Octavianus Augustus, Tiberius, Vespasian, Titus und eine ganze Reihe von Präfekten hatten die schönsten musivischen Bilder aus dem berühmten Ptolemäerpalast auf der Lochias sorgfältig ausbrechen und nach Rom oder in die Provinz bringen lassen, um dort ihre Stadthäuser oder Villen mit ihnen zu zieren.

Ebenso war es gerade den schönsten Bildsäulen ergangen, mit denen vor einigen hundert Jahren die kunstsinnigen Lagiden diesen Palast, neben dem sie freilich noch andere größere im Bruchium besaßen, geschmückt hatten.

Mitten in einer weiten Marmorhalle ſtand ein mit dem vortrefflichen Aquädukt der Stadt zuſammenhängender, herrlich gearbeiteter Springbrunnen. Der Zugwind ſtrömte in dieſen Saal ein und peitſchte das Waſſer in ſtürmiſchen Tagen über ſeinen ganzen, des muſiviſchen Schmuckes beraubten Boden, der nun, wohin auch der Fuß trat, mit einem dünnen, dunkelgrünen, ſchlüpfrig feuchten Ueberzug von moſigen Pflanzengeweben bedeckt war.

In dieſer Halle war es, wo der Palaſtvorſteher Keraunus ſich keuchend 'an eine Wand lehnte und, die Stirn trocknend, mehr ſchnaufte als ſagte: „Angelangt — am Ende!“

Dieſe Worte hörten ſich an, als meine er ſein eigenes Ende, nicht das des Palaſtes, und es klang wie ein gegen ihn gerichteter Hohn, als der Baumeiſter Pontius ungeſäumt mit der ihm eigenen Entſchiedenheit entgegnete:

„Gut, ſo können wir die Unterſuchung von hier aus ſogleich von neuem beginnen.“

Keraunus widerſprach nicht, als er aber der vielen wiederum zu erſteigenden Treppen gedachte, ſah er aus, als habe man ihm das Todesurteil geſprochen.

„Iſt es nötig, daß ich auch bei Deiner weiteren Arbeit, die doch wohl das einzelne ins Auge faßt, bei Dir bleibe?“ frug der Präfekt den Baumeiſter.

„Nein,“ entgegnete dieſer, „vorausgeſetzt freilich, daß Du Dich bequemſt, gleich jetzt in meinen Plan zu ſchauen, Dich im ganzen von dem, was ich vorhabe, zu unterrichten und mir Vollmacht zu erteilen, in jedem einzelnen Falle über Menſchen und Mittel frei zu verfügen.“

„Zugestanden," entgegnete Titianus. — „Ich weiß, daß Pontius keinen Mann und keinen Sesterz mehr oder weniger in Anspruch nehmen wird, als der Zweck es gebietet."

Der Baumeister verneigte sich schweigend, Titianus aber fuhr fort:

„Vor allen Dingen: glaubst Du in acht Tagen und neun Nächten mit Deiner Aufgabe zu Ende zu kommen?"

„Zur Not — vielleicht. — Stünden mir nur vier Tage mehr zur Verfügung, wahrscheinlich."

„Es würde also gelten, Hadrians Ankunft um viermal vierundzwanzig Stunden zu verzögern."

„Sende ihm anregende Leute, etwa den Astronomen Ptolemäus und den Sophisten Favorinus, der ihn hier erwartet, nach Pelusium entgegen. Sie bringen es fertig, ihn dort aufzuhalten."

„Kein übler Gedanke! Wir wollen sehen. Aber wer kann mit den Stimmungen der Kaiserin rechnen? Denke in jedem Falle, Du hättest nur über acht Tage zu gebieten."

„Gut."

„Wo hoffst Du Hadrian unterbringen zu können?"

„Brauchbar im eigentlichen Sinne sind nur kleine Teile des alten Gebäudes."

„Davon mußte ich mich leider selbst überzeugen," erwiderte der Präfekt mit Nachdruck und fuhr, indem er sich an den Vorsteher wandte, nicht streng verweisend, doch im Ton des Bedauerns fort:

„Mir will es scheinen, Keraunus, als wäre es Deine Pflicht gewesen, mich schon früher über den Verfall dieses Bauwerks in Kenntnis zu setzen."

„Ich klagte bereits," entgegnete der Angeredete, „aber ich erhielt auf meine Eingabe zur Antwort, es stünden keine Mittel zur Verfügung."

„Ich weiß nichts von dieser Sache," rief Titianus. „Wann sandtest Du Dein Gesuch auf die Präfektur?"

„Unter Deinem Vorgänger Haterius Nepos geschah es."

„So —" entgegnete der Präfekt gedehnt. „Damals! Ich an Deiner Stelle hätte meine Eingabe in jedem Jahre und unbedingt beim Amtsantritt des neuen Präfekten wiederholt. Aber wir haben jetzt keine Zeit, über Versäumtes zu klagen. Während der Anwesenheit des Kaisers sende ich vielleicht einen meiner Beamten zu Deiner Unterstützung hieher."

Dabei wandte Titianus dem Verwalter kurz den Rücken und fragte den Baumeister:

„Nun, mein Pontius, welchen Teil des Palastes hast Du ins Auge gefaßt?"

„Die inneren Säle und Zimmer sind noch am besten erhalten."

„Aber an sie dürfen wir am wenigsten denken!" rief Titianus. „Der Kaiser ist im Lager mit allem zufrieden, doch wo es freie Luft gibt und einen Blick in die Ferne, da muß er sie haben."

„So wählen wir die westliche Zimmerreihe. Halte den Plan, mein stattlicher Freund."

Der Verwalter that, wie ihm geheißen. Der Baumeister ergriff den Stift, strich mit ihm kräftig durch die Luft über die linke Seite des Risses und sagte:

„Dies ist die Abendfront des Palastes, die man vom Hafen aus überblickt. Von Süden her kommt man zuerst in das hohe Peristyl, das als Warteraum benützt werden

mag. Es wird von Zimmern für die Sklaven und Leibwächter umgeben. Die folgenden kleineren Säle neben dem Hauptgange weisen wir den Beamten und Schreibern an, in dieser geräumigen hypäthralen Halle — die mit den Musen — erteilt Hadrian Audienzen und es können sich in ihr die Gäste versammeln, denen er in diesem breiten Peristyl an seiner Tafel zu speisen gestattet. Die kleineren, gut erhaltenen Zimmer zur Seite des langen Ganges hier, der in die Wohnung des Verwalters führt, sollen den Pagen, Sekretären und anderen persönlichen Dienern des Cäsar gehören. Der lange, mit edlem Porphyr und grünem Marmor getäfelte und mit dem schönen Bronzefries geschmückte Raum wird Hadrian, denke ich, als Arbeitsgemach und Ruhezimmer gefallen."

„Vortrefflich!" rief Titianus. „Ich möchte Deinen Plan der Kaiserin zeigen."

„Dann würde ich statt acht Tage ebenso viel Wochen gebrauchen," entgegnete Pontius gelassen.

„Du hast recht," lachte der Präfekt und frug dann: „Aber sage, Keraunus, warum fehlen gerade in den besten Zimmern die Thüren?"

„Sie bestanden aus kostbarem Thyiaholze und man begehrte sie in Rom zu haben."

„Ich bin dort wohl einer oder der andern begegnet," murmelte der Präfekt. „Deine Schreiner müssen sich tummeln, Pontius."

„Sage lieber, die Teppichhändler können sich freuen. Wo es angeht, verschließen wir mit schweren Vorhängen die Pforten."

„Was wird aus dieser feuchten Wohnung für Frösche, die, wenn ich nicht irre, an den Speisesaal stoßen muß?"

„Ein mit Blattpflanzen angefüllter Garten.“

„Das läßt ſich hören. Aber die zerbrochenen Bildſäulen da drin?“

„Die ſchlimmſten ſchaffen wir fort.“

„Steht Apoll mit den neun Muſen nicht in dem von Dir zum Audienzſaal beſtimmten Raume?“

„Ja.“

„Sie ſind, denk' ich, erträglich erhalten?“

„So ſo.“

„Die Urania fehlt gänzlich,“ bemerkte der Palaſtvorſteher, indem er immer noch den Plan vor ſich hin hielt.

„Wo kam ſie hin?“ fragte Titianus nicht ohne Erregung.

„Deinem Vorgänger, dem Präfekten Haterius Nepos, gefiel ſie beſonders, und er nahm ſie mit ſich nach Rom,“ lautete die Antwort.

„Warum auch gerade Urania?“ rief Titianus verdrießlich. „Sie darf im Audienzſaal des himmelskundigen Kaiſers nicht fehlen. Was iſt da zu thun?“

„Es wird ſchwer ſein, eine andere fertige Urania in der Größe ihrer Schweſtern zu finden, und zum Suchen fehlt es an Zeit; ſo muß denn eine neue hergeſtellt werden.“

„In acht Tagen?“

„Und ebenſo vielen Nächten!“

„Aber ich bitte Dich; bevor der Marmor . . .“

„Wer denkt an den? Papias macht uns eine aus Stroh und Tüchern und Gips — ich kenne den Zauber — und damit die anderen nicht zu ſehr von der neugeborenen Schweſter abſtechen, werden ſie ſämtlich weiß übertüncht.“

„Vortrefflich; aber warum wählſt Du einen Papias, da wir doch einen Harmodius haben?“

„Harmodius nimmt es ernſt mit der Kunſt, und bevor er fertig iſt mit ſeinen Entwürfen, kommt ſchon der Kaiſer. Papias arbeitet mit dreißig Gehülfen, was man auch bei ihm beſtellt, wenn es nur Geld bringt. Seine letzten Sachen freilich, beſonders die ſchöne Hygieia für den Juden Doſitheos und die im Cäſareum aufgeſtellte Büſte Plutarchs machten mich ſtutzig; denn ſie ſind voller Anmut und Kraft. Aber wer mag unterſcheiden, was ihm gehört, was ſeinen Schülern? Genug, er weiß, wie man's macht, und gibt es was Rechtes zu verdienen, ſo haut er Dir in fünf Tagen eine ganze Seeſchlacht aus Marmor.“

„So gib Papias den Auftrag. Aber die armen, verſtümmelten Fußböden; was thuſt Du mit ihnen?“

„Gips und Farbe müſſen ſie heilen,“ entgegnete Pontius. „Wo das nicht glücken will, legen wir nach der Sitte des Morgenlandes Teppiche über den Eſtrich. Gnädige Nacht, wie dunkel es wird! Gib den Plan, Keraunus, und ſorge für Fackeln und Lampen; denn der heutige Tag und ſeine Nachfolger werden vierundzwanzig voll gemeſſene Stunden haben. Ich bitte Dich um ein halbes Dutzend zuverläſſiger Sklaven, Titiane. Sie müſſen als Boten benützbar ſein. Was ſtehſt Du da, Mann? Licht hab' ich geſagt! Ein halbes Leben hatteſt Du Zeit, Dich auszuruhen, und Dir blühen nach dem Abſchied des Kaiſers ebenſo viel Jahre zu dem gleichen köſtlichen Zwecke . . .“

Der Verwalter hatte ſich bei dieſen Worten ſchweigend entfernt, der Baumeiſter ſchenkte ihm aber nicht das Ende des Satzes und rief ihm nach:

„Wenn Du bis dahin nicht in Deinem Fette erſtickt biſt. — Ob wohl Nilſchlamm oder Blut in den Adern dieſes Ungetüms rollt?“

„Kann mir gleich ſein,“ entgegnete der Präfekt, „wenn in den Deinen das immer prächtiger glühende Feuer nur bis zum Ende des Werkes aushält. Hüte Dich vor übergroßer Ermüdung am Anfang, und mute Deiner Kraft nicht das Unmögliche zu; denn Rom und die Welt erwarten noch Großes von Dir. Völlig beruhigt ſchreib' ich nun dem Kaiſer, daß auf der Lochias alles für ihn bereit ſein wird, und zum Abſchied rufe ich Dir zu: ‚Verzagen iſt Thorheit — wenn Pontius nur da und Pontius mit ſeinem Beiſtand zur Hand iſt.‘“

Drittes Kapitel.

Der Präfekt befahl den neben seinem Wagen auf ihn wartenden Lictoren, in sein Haus zu eilen und mehrere zuverlässige, in Alexandria heimische Sklaven, die er einzeln namhaft machte, dem Baumeister Pontius zuzuführen und außerdem für den Architekten ein gutes Ruhebett mit Polstern und Decken, sowie eine Mahlzeit und edlen Wein in den alten Palast auf der Lochias zu schicken. Dann bestieg er den Wagen und fuhr durch das Bruchium dem Meere entlang zu dem das Cäsareum genannten Prachtbau.

Er kam nur langsam vorwärts; denn je mehr er sich seinem Ziele näherte, je dichter wurde die Menge der neugierigen Bürger, die Kopf an Kopf das weitläufige Gebäude umstanden.

Schon von fern leuchtete dem Präfekten helles Licht entgegen. Es stieg aus großen Pechpfannen gen Himmel, die man auf den Türmen zu beiden Seiten des hohen, dem Meere zugewandten Thores des Cäsareums aufgestellt hatte.

Zur Linken und Rechten dieser Pforte erhob sich je ein stattlicher Obelisk. An beiden entzündete man noch

die Lampen, die gestern an ihren vier Seiten und auf ihrer Spitze befestigt worden waren. „Zu Ehren Sabinas," dachte der Präfekt. „Was dieser Pontius ausführt, hat Hand und Fuß, und es gibt kein überflüssigeres Geschäft, als seine Anordnungen zu überwachen."

Ganz erfüllt von dieser Erwägung unterließ er es auch, sich dem erleuchteten Thore zu nähern, das in den von Octavian gegründeten Tempel Julius Cäsars führte; vielmehr befahl er dem Rosselenker, an der den Gärten des Ptolemäerpalastes im Bruchium zugewandten und im ägyptischen Stil errichteten Pforte zu halten, die in das kaiserliche Schloß führte. Dies hatten die Alexandriner zu Ehren des Tiberius erbaut. Unter den späteren Kaisern war es mancherlei Erweiterungen und Ausschmückungen unterworfen worden. Ein heiliger Hain trennte es von dem Tempel des Cäsar, mit dem es durch einen bedeckten Säulengang verbunden war.

Vor dem Hauptthore hielten mehrere bespannte Wagen und wartete eine ganze Schar von weißen und schwarzen Sklaven neben den Sänften der Herren. Lictoren drängten hier die schaulustige Menge zurück, Offiziere lehnten dort an den Säulen, und die römische Schloßwache sammelte sich soeben mit Waffengerassel und beim Klang einer Trompete hinter dem Thore, um ihre Ablösung zu erwarten.

Ehrfurchtsvoll wich alles vor dem Wagen des Präfekten zurück, und als Titianus durch die erleuchteten Säulengänge des Cäsareums schritt und an den zahlreichen hier aufgestellten Meisterwerken der Bildhauerkunst, den Gemäldereihen und den Sälen vorbei kam, in denen sich die Bücherſammlung dieses Palastes befand, dachte er an die

Mühe und Sorgfalt, die er, von Pontius unterstützt, monatelang aufgewandt hatte, um diesen seit dem Aufbruch des Titus nach Judäa unbenutzt gebliebenen Palast zu einem dem Hadrian zusagenden Quartiere umzugestalten.

Die Kaiserin bewohnte nun die für ihren Gemahl bestimmten, mit den auserlesensten Kunstwerken geschmückten Gemächer, und Titianus sagte sich mit Bedauern, daß es, nachdem Sabina einmal von ihrem Vorhandensein Kenntnis genommen, unmöglich sein würde, sie in den Palast auf der Lochias überzuführen.

Vor dem schönen Saale, den er dem Kaiser zugedacht hatte, damit er in ihm seine Besucher empfange, traf er den Kämmerer Sabinas, der es übernahm, ihn sogleich bei der Herrin einzuführen.

Die im Sommer geöffnete Decke der Halle, in der der Präfekt die Kaiserin finden sollte, war nun, um den Regen des alexandrinischen Winters abzuwehren und weil Sabina gewöhnlich selbst in der wärmeren Jahreszeit über Kälte zu klagen pflegte, durch einen frei schwebenden kupfernen Schirm, neben dem die Luft eine weite Oeffnung fand, in zweckmäßiger Weise beschützt.

Als Titianus diesen Raum betrat, wehten ihm angenehme Wärme und feine Düfte entgegen. Diese wurde durch sehr eigentümliche, inmitten der Halle stehende große Oefen erzeugt. Der eine stellte die Schmiede Vulkans dar. Hell glühende Holzkohlen lagen vor dem Blasebalge, den ein Automat in kurzen, regelmäßigen Zwischenräumen bewegte. Der Gott und seine Genossen umgaben, aus Erz gearbeitet, mit Zangen und Hämmern das wärmende Feuer. Der andere Ofen bestand aus

einem großen silbernen Vogelneste, in dem gleichfalls Holzkohlen brannten. Ueber ihrer Glut schwebte die aus Erz gegossene, einem Adler gleichende gefiederte Gestalt des Phönixvogels himmelan. Außerdem erhellten zahlreiche Lampen den reich mit edel geformten Sitzen, Ruhebetten und Tischen, Blumenvasen und Bildsäulen ausgestatteten Raum, der freilich zu groß erschien für die Zahl der in ihm versammelten Menschen.

Für kleine Zusammenkünfte hatten der Präfekt und Pontius früher ein ganz anderes Zimmer ins Auge gefaßt und seiner Bestimmung gemäß ausgestattet, die Kaiserin aber die Halle dem weniger geräumigen Zimmer vorgezogen. Mißbehagen, ja eine ihn befremdende Befangenheit erfüllte den hochgeborenen, ergrauten Staatsmann, als er die hier weilenden, zu kleinen Gruppen vereinten Menschen mit den Blicken zusammensuchen mußte und hier gedämpfte Worte, dort unverständliches Murmeln oder verhaltenes Kichern, nirgends aber eine frisch von den Lippen strömende Rede vernahm.

Einen Augenblick wollte es ihm vorkommen, als sei er in das Gemach der flüsternden Verleumdung getreten, und doch war ihm bekannt, warum hier niemand wagte, frei herauszureden.

Laute Worte thaten der Kaiserin wehe, eine helle Stimme war ihr ein Greuel, und doch verfügten wenige Menschen über so weit vernehmbare und kräftige Brusttöne, wie ihr eigener Gemahl, der sich keinem Menschen, auch nicht seiner Gattin gegenüber, Zwang auferlegte.

Sabina saß auf einem großen, mehr einem Bette als einem Stuhle gleichenden Ruhesitze. Ihre Beine waren tief in dem zottigen Felle eines Auerstieres ver-

graben, und die herniederhängenden Füße rings mit seidenen Federkissen umgeben.

Ihr Kopf war steil in die Höhe gerichtet. Man begriff kaum, wie der dünne Hals ihn und die Perlenschnüre und Edelsteinketten, die durch das hohe Gebäu ihrer blondroten, in langen Cylindern dicht aneinander gereihten Locken geflochten waren, zu tragen vermochte. Das hagere Gesicht der Kaiserin erschien besonders klein unter der Menge des natürlichen und künstlichen Schmuckes, der ihr Stirn und Scheitel bedeckte. Schön konnte es selbst in der Jugend nicht gewesen sein, aber es war regelmäßig geschnitten, und der Präfekt sagte sich, als er in Sabinas von winzigen Fältchen zerrissene, weiß und rot gemalte Züge schaute, daß der Künstler, dem vor einigen Jahren der Auftrag zuerteilt worden war, sie als Venus victrix zu bilden, immerhin in der Lage gewesen war, der Göttin eine gewisse Aehnlichkeit mit seinem kaiserlichen Modell zu erteilen. Wären nur die völlig wimperlosen Augen dieser Matrone trotz der dunklen Pinselstriche an ihren Rändern nicht gar so winzig klein erschienen, hätten die Sehnen an ihrem Halse sich nur nicht aus dem Fleische, das sie zu bedecken verschmähte, in so augenfälliger Weise hervorgedrängt.

Titianus ergriff, sich tief verneigend, Sabinas mit Ringen überladene Rechte; sie aber entzog schnell und als ob sie fürchte, daß es Schaden leiden könnte, dies sorgsam gepflegte, aber für keinen nützlichen Zweck verwendbare Spielzeug dem Freunde und Verwandten ihres Gemahls und verbarg Hand und Arm unter dem Obergewande. Die herzliche Begrüßung des Präfekten erwiderte sie mit aller ihr zu Gebote stehenden Wärme.

Sie ſah Titianus, den ſie zu Rom in früherer Zeit täglich in ihrem Hauſe zu ſehen gewohnt geweſen war, in Alexandria zum erſtenmal; denn geſtern war ſie, erſchöpft von den Leiden der Seefahrt, in einer verſchloſſenen Sänfte in das Cäſareum getragen worden; heute morgen aber hatte ſie ſeinen Beſuch abweiſen müſſen, weil ſie von den Aerzten, Badefrauen und Haarkünſtlern völlig in Anſpruch genommen worden war.

„Wie hältſt Du es aus in dieſem Lande?“ frug ſie mit leiſer, ſchmelzloſer Stimme, aus der man ſtets herauszuhören meinte, daß das Reden ein ſchweres, läſtiges, fruchtloſes Geſchäft ſei. „Um Mittag brennt die Sonne, und des Abends wird es ſo kalt, ſo unerträglich kalt.“

Bei dieſen Worten zog ſie das Obergewand noch feſter zuſammen, Titianus aber wies auf die Oefen inmitten der Halle und ſagte:

„Ich dachte, wir hätten dem ohnehin matten Bogen des ägyptiſchen Winters die Sehne zerſchnitten.“

„Immer noch jung, immer noch bilderreich, immer noch ein Dichter,“ entgegnete die Kaiſerin matt. „Vor zwei Stunden habe ich auch Deine Gattin begrüßt. Ihr ſcheint Afrika weniger gut zu bekommen; ich erſchrak, die ſchöne Matrone Julia ſo wiederzufinden. Sie ſieht nicht gut aus.“

„Die Jahre ſind die Feinde der Schönheit.“

„Häufig; aber die echte Schönheit widerſtand ihrem Angriff doch häufig.“

„Du ſelbſt biſt der lebende Beweis für dieſe Behauptung.“

„Das heißt, daß ich alt werde.“

„Nein, daß Du ſchön zu bleiben verſtehſt.“

„Dichter!“ murmelte die Kaiſerin und ihre ſchmale Unterlippe verzog ſich.

„Die Staatsgeſchäfte ſind der Muſe nicht hold.“

„Aber wer die Dinge ſchöner ſieht, als ſie ſind, oder ſie doch mit glänzenderen Namen benennt, als ſie es verdienen, den nenn' ich einen Poeten, einen Schwärmer, einen Schmeichler, — wie es ſo kommt.“

„Die Beſcheidenheit weiſt auch wohlverdiente Bewunderung abweiſend zurück.“

„Wozu dies thörichte Wortgeplänkel,“ ſeufzte Sabina und warf ſich tief in den Stuhl zurück. „Du biſt bei den Silbenſtechern hier im Muſeum in die Schule gegangen, ich nicht. Da drüben ſitzt der Sophiſt Favorinus. Er beweiſt vielleicht dem Aſtronomen Ptolemäus, daß die Sterne nichts ſind als Blutflecken in unſerem Auge, die wir am Himmel zu ſehen vermeinen. Florus der Hiſtoriker zeichnet dieſe wichtige Unterredung auf, der Dichter Pankrates beſingt den großen Gedanken des Philoſophen, und welche Aufgabe bei dieſem wichtigen Anlaß dem Grammatiker dort zufällt, das weißt Du beſſer als ich. Wie heißt der Mann?“

„Apollonius.“

„Hadrian gab ihm den Beinamen des Dunkeln. Je ſchwerer man die Reden dieſer Herren verſteht, deſto höher werden ſie geſchätzt.“

„Nach dem, was in der Tiefe ruht, muß man tauchen; was auf der Oberfläche ſchwimmt, führt jede Welle fort, und die Kinder ſpielen damit. Apollonius iſt ein großer Gelehrter.“

„So ſollte ihn mein Gatte bei ſeinen Schülern und Büchern laſſen. Er gebot mir, dieſe Leute zur Tafel zu

laden. Den Florus und Pankrates ließ' ich mir gefallen — aber die anderen."

„Von Favorinus und Ptolemäus könnt' ich Dich leicht befreien. Schicke ſie dem Kaiſer entgegen."

„Zu welchem Zweck?"

„Um ihn zu unterhalten."

„Er hat ſein Spielzeug bei ſich," ſagte Sabina, und die Lippen hoben ſich ihr diesmal mit dem Ausdruck bitterer Verachtung.

„Sein kunſtſinniges Auge freut ſich an den vielgerühmten Formen des Antinous, den es mir bisher noch nicht zu ſehen vergönnt war."

„Du biſt geſpannt auf dies Wunder?"

„Ich will es nicht leugnen."

„Und wünſcheſt dennoch die Begegnung mit dem Kaiſer hinauszuſchieben?" frug Sabina, und aus ihren kleinen Augen blitzte ein prüfender, mißtrauiſcher Blick. „Warum willſt Du die Ankunft meines Gatten verzögern?"

„Brauch' ich Dir zu ſagen," entgegnete Titianus lebhaft, „wie ſehr ich mich freue, meinen Gebieter und Jugendgefährten, den größten und weiſeſten Menſchen, nach vier Jahren wieder zu ſehen? Was gäb' ich darum, wenn er ſchon hier wäre! Dennoch wollt' ich, er träfe nicht in acht, ſondern in vierzehn Tagen hier ein."

„Was gibt es?"

„Ein reitender Bote überbrachte mir heute einen Brief, in dem der Kaiſer erklärt, in dem alten Palaſt auf der Lochias, nicht hier im Cäſareum, abſteigen zu wollen."

Bei dieſer Mitteilung runzelte ſich die Stirn Sabinas, ihr Blick ſenkte ſich finſter und ſtarr in ihren Schoß,

und indem sie die Unterlippe zwischen die Zähne nahm, zischte sie hervor:

„Weil ich hier wohne!“

Titianus gab sich das Ansehen, als habe er diese Anklage überhört, und fuhr in leichtem Tone fort:

„Er findet dort jene weite Ausschau in die Ferne, die er von Jugend auf liebt. Aber das alte Bauwerk ist verfallen, und wenn ich auch schon mit Hilfe unseres vorzüglichen Architekten Pontius begonnen habe, alle Kräfte aufzubieten, um wenigstens einen seiner Teile in eine mögliche, ja nicht gerade unbequeme Wohnung umzugestalten, so ist die Zeit doch zu kurz, um etwas Rechtes, Würdiges . . .“

„Ich wünsche meinen Gemahl je eher desto lieber hier zu sehen,“ unterbrach die Kaiserin den Präfekten mit Entschiedenheit.

Dann wandte sie sich dem Säulengange zu, der die rechte Wand der Halle begrenzte und ziemlich weit von ihrem Ruhesitze entfernt war, und rief:

„Verus!“

Aber ihre Stimme war so schwach, daß sie ihr Ziel nicht erreichte, und so kehrte sie das Antlitz wieder dem Präfekten zu und sagte:

„Ich bitte Dich, rufe mir Verus herbei, den Prätor Lucius Aurelius Verus.“

Titianus gehorchte sogleich.

Er hatte schon beim Eintritt in die Halle mit dem Manne, den die Kaiserin zu sprechen wünschte, freundliche Grüße getauscht. Jetzt wurde er von ihm nicht eher bemerkt, als bis er dicht an seine Seite getreten war; denn er bildete den Mittelpunkt einer kleinen Gruppe

von Männern und Frauen, die gleichsam an seinem Munde hingen.

Was er ihnen mit leiser Stimme erzählte, mußte außerordentlich lustig sein; denn man sah seinen Zuhörern an, daß sie sich alle Mühe gaben, ihr leises Kichern nicht in lautes, die weite Halle erschütterndes Gelächter ausarten zu lassen, das die Kaiserin haßte.

Als der Präfekt Verus erreicht hatte, schlug diesem eben ein junges Mädchen, dessen hübscher Kopf von einem wahren Berge kleiner rundlicher Löckchen gekrönt war, auf den Arm und sagte:

„Aber das ist zu stark; wenn Du so fortfährst, halt' ich mir künftig, sobald Du mich anredest, die Ohren zu, so wahr ich Balbilla heiße."

„Und von König Antiochus abstamme," fügte Verus sich verneigend hinzu.

„Immer der Alte," lachte der Präfekt, indem er dem Uebermütigen winkte. „Sabina wünscht Dich zu sprechen."

„Gleich, gleich," entgegnete Verus. „Meine Geschichte ist wahr und ihr solltet ihr alle dankbar sein; denn sie hat uns von dem langweiligen Grammaticus befreit, der nun dort drüben meinen witzigen Freund Favorinus festhält. Dein Alexandria gefällt mir, Titianus, aber eine Großstadt wie Rom ist es doch nicht. Die Leute haben noch nicht verlernt, sich zu wundern. Sie geraten noch in Erstaunen. Als ich spazieren fuhr . . ."

„Deine Läufer sollen mit Rosen im Haar und mit Flüglein an den Schultern Dir als Liebesgötter vorausgeschwebt sein."

„Den Alexandrinerinnen zu Ehren."

„Wie zu Rom den Römerinnen und zu Athen den attiſchen Frauen," unterbrach ihn Balbilla.

„Die Läufer des Prätors rennen ſchneller als parthiſche Roſſe," rief der Kämmerer der Kaiſerin. „Er hat ihnen den Namen der Winde gegeben."

„Den ſie verdienen," fügte Verus hinzu. „Komm jetzt, Titiane."

Vertraulich legte er den kräftigen Arm in den des Präfekten, der mit ihm verwandt war, und murmelte ihm, während ſich beide Sabina näherten, ins Ohr:

„Zum Beſten des Kaiſers laß ich ſie warten."

Der Sophiſt Favorinus, der mit dem Aſtronomen Ptolemäus, dem Grammatiker Apollonius und dem Philoſophen und Dichter Pankrates an einer andern Stelle der Halle im Geſpräch verweilte, ſchaute beiden Männern nach und ſagte:

„Ein ſchönes Paar. Der eine die Verkörperung der weltbeherrſchenden, ehrwürdigen Roma, der andere mit ſeiner Hermesgeſtalt . . ."

„Der andere," unterbrach der Grammatiker den Sophiſten mit Ernſt und Unwillen, „der andere iſt das Abbild des Uebermutes, der bis zum Unſinn geſteigerten Ueppigkeit und der ſchmählichen Verderbtheit der Hauptſtadt. Dieſer wüſte Weiberheld . . ."

„Ich will ſeine Art nicht verteidigen," fiel ihm Favorinus mit wohllautender Stimme und einer Feinheit der Ausſprache des Griechiſchen ins Wort, die ſelbſt den Grammatiker entzückte. „Sein Thun und Treiben iſt ſchmählich; aber Du wirſt mir zugeben müſſen, daß ſein Weſen vom Zauber der helleniſchen Schönheit geſtreift wird, daß die Charitinnen ihn küßten, als er ins Leben

eintrat, und daß er, den die ernſte Tugendlehre verdammt, von dem freundlichen Schönheitsſinn mit Lob und Kränzen geehrt zu werden verdient."

„Für den Künſtler, der ein Modell braucht, iſt er ein gefundener Biſſen."

„Die Richter in Athen ſprachen Phryne frei, weil ſie ſchön war."

„Sie thaten unrecht."

„Kaum im Sinne der Götter, deren vollendetſte Werke Achtung verdienen."

„Auch in ſchönen Gefäßen findet man Gift."

„Aber Leib und Seele entſprechen einander dennoch ſtets einigermaßen."

„Kannſt Du es wagen, den ſchönen Verus auch den trefflichen zu nennen?"

„Nein, aber der ruchloſe Lucius Aurelius Verus iſt zugleich der heiterſte, anmutigſte aller Römer, der, fern von jeder Bosheit und Sorge, ſich um keine Tugendlehre bekümmert, der, was ihm gefällt, zu beſitzen begehrt und dafür auch einem jeden zu gefallen beſtrebt iſt."

„An mir hat er dieſe Mühe verſchwendet."

„Ich thu' ihm den Willen!"

Die letzten Worte ſowohl des Grammatikers als des Sophiſten waren lauter geſprochen worden, als es in Gegenwart der Kaiſerin üblich.

Sabina, die eben dem Prätor erzählt hatte, welche Wohnung ihr Gatte gewählt habe, zog auch ſogleich die Schultern zuſammen und bewegte den Mund, als ob ſie Schmerz empfinde; Verus aber wandte das ſchöne, bei aller Feinheit und Regelmäßigkeit der Formen männliche Antlitz mißbilligend den Redenden zu.

Sein großes, glänzendes Auge begegnete dabei einem feindſeligen Blicke des Grammatikers.

Eine Kundgebung der Abneigung gegen ſeine Perſon gehörte für ihn zu den unerträglichen Dingen, und ſo fuhr er denn ſchnell mit der Hand durch das blauſchwarze, nur an den Schläfen leicht ergrauende Haar, das ihm ungelockt, doch in weichen, ſanft gebogenen Wellen das Haupt umgab, und ſagte unbekümmert um Sabinas Frage nach ſeiner Anſicht über die letzte Verfügung ihres Gemahls:

„Ein widerwärtiger Geſell, dieſer Wortklauber. Er hat ein böſes Auge, das uns alle mit Schaden bedroht, und ſeine Trompetenſtimme kann Dir nicht weher thun als mir. Müſſen wir ihn täglich bei Tiſche ertragen?“

„Hadrian wünſcht es.“

„So reiſe ich nach Rom,“ entgegnete Verus. „Meine Frau will ohnehin zu den Kindern zurück, und als Prätor ſchickt es ſich beſſer für mich, am Tiber zu ſein als am Nil.“

Dieſe Worte wurden ſo leichthin geſprochen, als enthielten ſie nur einen Vorſchlag für die Abendmahlzeit; ſie ſchienen aber die Kaiſerin ſehr zu erregen; denn ſie ſchüttelte den Kopf, welcher, ſo lange Titianus mit ihr geredet hatte, faſt unbeweglich erſchienen war, ſo heftig, daß die Perlen und Edelſteine in ihrem Lockengebäude zuſammenſchlugen.

Dann ſchaute ſie einige Sekunden lang ſtarr in den Schoß.

Während Verus ſich bückte, um einen aus ihrem Haar gefallenen Diamanten aufzuheben, ſagte ſie ſchnell:

„Du haſt recht. Apollonius iſt unerträglich. Schicken wir ihn meinem Gatten entgegen.“

„Dann bleib' ich," entgegnete Verus, ſo vergnügt wie ein trotziger Knabe, dem man den Willen gethan hat.

„Wirbelwind!" hauchte Sabina und drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Zeig dieſen Stein! Er iſt einer von den größten und reinſten; Du darfſt ihn behalten."

Als eine Stunde ſpäter Verus mit dem Präfekten die Halle verließ, ſagte dieſer:

„Du haſt mir, ohne es zu ahnen, einen Dienſt erwieſen, Vetter. Kannſt Du auch bewirken, daß man den Aſtronomen Ptolemäus und den Sophiſten Favorinus mit dem Grammatiker dem Kaiſer bis Peluſium entgegenſchickt?"

„Nichts leichter als das," lautete die Antwort.

Noch am ſelben Abend brachte der Haushofmeiſter des Präfekten dem Baumeiſter Pontius die Nachricht, daß ihm für ſeine Arbeiten ſtatt acht oder neun, wahrſcheinlich vierzehn Tage zur Verfügung ſtehen würden.

Viertes Kapitel.

Im Cäsareum, der Wohnung der Kaiserin, erlosch ein Licht nach dem andern, in dem Palast auf der Lochias aber wurde es heller und heller.

Bei jeder festlichen Beleuchtung des Hafens pflegten Pechpfannen auf dem Dache und lange Reihen von Lampen, die den architektonischen Linien des stattlichen Bauwerks folgten, zu brennen; aus seinem Innern aber hatte seit Menschengedenken kein so helles Licht gestrahlt wie in dieser Nacht.

Die Hafenwächter schauten zuerst ängstlich besorgt zu der Lochias auf; denn sie fürchteten, ein Feuer sei in dem alten Schlosse ausgebrochen; bald aber wurden sie durch einen Lictor des Präfekten Titianus beruhigt; denn er erteilte ihnen den Befehl, die Hafenthore in dieser und jeder folgenden Nacht bis zur Ankunft des Kaisers für jeden offen zu halten, der sich im Auftrage des Baumeisters Pontius aus der Lochias in die Stadt oder aus der Stadt auf die Landzunge zu begeben wünschte.

Und es verlief auch bis lange nach Mitternacht keine Viertelstunde, in der nicht Leute, die der Architekt zu sich

beſchieden hatte, an die nur angelehnte, aber gut behütete Pforte geklopft hätten.

Auch das Thorwächterhäuschen war hell beleuchtet.

Die Vögel und die Katze der alten Frau, die der Präfekt und ſein Begleiter neben ihrem Weinkruge ſchlummernd gefunden hatten, ſchliefen nun feſt, die kleinen Hündinnen aber ſtürzten, ſobald ein neuer Ankömmling durch die offene Pforte ſchritt, laut kläffend in den Hof.

„Aber Aglaja, was ſoll man von dir denken? Schönſte Thalia, ſchickt ſich denn das für ein artiges Tierchen? Komm hieher, Euphroſyne, und ſei hübſch verſtändig,“ rief die Alte, die, nun völlig wach, die getrocknete Wäſche hinter dem Tiſch zuſammenlegte, mit beſonders freundlicher, nichts weniger als gebieteriſcher Stimme.

Die mit den Namen der Grazien geſchmückten Kläffer kümmerten ſich indes wenig um dieſe freundliche Mahnung; zu ihrem Nachteil, denn jeder von ihnen hatte mehr als einmal Gelegenheit, wenn ihn der Fuß eines neuen Ankömmlings getroffen, ſchreiend und winſelnd in das Häuschen zu kriechen und nach Troſt verlangend, ſich an ſeine Herrin zu ſchmiegen. Dieſe hob auch jedesmal die Leidenden auf und beruhigte ſie mit Küſſen und zärtlichen Schmeichelworten.

Uebrigens war ſie nicht mehr allein; denn im Hintergrund des Zimmers lag auf dem langen und ſchmalen Ruhebette vor der ſchönen Apolloſtatue ein großer, hagerer, mit einem roten Chiton bekleideter Mann. Ein von der Decke herniederhängendes Lämpchen beſchien ihn und die Laute, auf der er ſpielte, mit mattem Licht.

Zu dem leiſen Klang der Saiten dieſes ziemlich

großen Instrumentes, das er neben sich in das Polster stemmte, sang oder murmelte er lange Stücke.

Zwei-, drei- und viermal wiederholte er die gleichen Weisen.

Manchmal ließ er die hohe und, obgleich sein Haar schon völlig ergraut war, nicht übel klingende Stimme plötzlich laut ertönen und sang einige Sätze voller Ausdruck und mit kunstreichem Vortrag; manchmal aber, wenn die Hunde gar zu ungestüm bellten, sprang er auf und stürzte mit der Laute in der Linken und einem langen, biegsamen Schilfrohr in der Rechten in den Hof, schrie den Kläffern ihre Namen entgegen und hieb auf sie ein, als wollt' er sie töten; traf aber geflissentlich nie ihren Leib sondern schlug immer nur neben sie hin auf das Pflaster.

Wenn er von solchem Ausfalle zurückkehrte, und sich auf dem Lager ausstreckte, rief die Alte, indem sie nach dem hängenden Lämpchen wies, an das der große, heftige Mann häufig mit dem Scheitel rührte:

„Euphorion — das Oel!"

Er aber entgegnete immer mit derselben drohenden Handbewegung und mit dem gleichen Rollen der schwarzen Augen:

„Das Viehzeug!"

Eine Stunde lang mochte der eifrige Sänger seine musikalischen Uebungen fortgesetzt haben, als die Hunde nicht bellend, sondern mit lautem Freudengeheul in den Hof jagten.

Da legte die Alte ihre Wäsche schnell aus der Hand und lauschte ins Freie hinaus; ihr hochgewachsener Mann aber sagte:

„Dem Kaiſer fliegen ſo viele Vögel voraus wie Möwen dem Sturme. Wenn man uns nur in Ruhe läßt!“

„Gib acht, das iſt Pollux; ich kenne die Hunde,“ rief das Weib und eilte, ſo ſchnell es vermochte, über die Schwelle ins Freie.

Da ſtand ſchon der Erwartete und hob die drei vierfüßigen Grazien, die an ihm hinaufſprangen, eine hinter der andern an dem Rückenfell in die Höhe und gab jeder einen leiſen Naſenſtüber.

Dann eilte er der Alten entgegen, faßte mit beiden Händen ihren Kopf, küßte ihr die Stirn und ſagte:

„Guten Abend, kleine Mutter.“

Dem Sänger ſchüttelte er die Hand und rief dabei:

„Sei gegrüßt, großer Vater.“

„Biſt nicht kleiner als ich,“ entgegnete dieſer, zog den jungen Mann prüfend an ſich und legte ſeine große Hand flach auf den eigenen grauen und zugleich auf den mit vollem braunem Haar geſchmückten Kopf ſeines Erſtgeborenen.

„Wie aus der gleichen Form gehoben,“ rief der Jüngling, und in der That ſah er dem Vater ſehr ähnlich; freilich nur ſo wie ein edles Roß dem ſchlichten Pferde, wie Marmor dem Kalkſtein, wie die Zeder der Kiefer.

Beide waren von ſtattlicher Größe, hatten ſtarkes Haar, dunkle Augen und mäßig gebogene, völlig gleich geformte Naſen; aber die Heiterkeit, die aus dem Blicke des Jünglings ſtrahlte, die hatte er nicht von dem langen Sänger geerbt, ſondern von der kleinen Frau, die, ſeinen Arm ſtreichelnd, zu ihm aufſah.

Und woher kam ihm das mächtige, unbeſchreibliche Etwas, das ſein Haupt adelte, und von dem man nicht wußte, ob es von ſeinen Augen ausging oder von der hohen, ganz anders als die des Alten gewölbten Stirn?

„Ich wußte, daß Du kommen würdeſt," rief ſeine Mutter. „Heut nachmittag hat mir's geträumt, und ich will Dir beweiſen, daß Du mich nicht überraſcheſt. Dort auf dem Kohlenbecken ſteht der gedämpfte Kohl mit den Würſtchen und wartet auf Dich."

„Ich kann jetzt nicht bleiben," entgegnete Pollux, „wahrhaftig, ich kann nicht, ſo freundlich mir auch Dein gutes Geſicht zulacht und die lieben Wurſtäuglein im Kohl mich anblinzeln. Mein Meiſter Papias iſt vorangegangen, und drin im Palaſt wird es gelten, ein Wunder in kürzerer Zeit zu ſtande zu bringen, als man ſonſt bedarf, um zu überlegen, von welcher Seite man ſeine Arbeit anfaßt."

„So bring' ich Dir den Kohl in das Schloß," ſagte Doris und ſtellte ſich auf die Zehen, um dem Munde ihres großen Sohnes ein Würſtchen zu nähern.

Pollux biß kräftig zu und ſagte dann kauend:

„Ausgezeichnet! Ich möchte, das Ding, das ich da oben formen will, würde ſo ſicher eine gute Statue, wie der ſaftige kleine Cylinder, der hier eben verſchwindet, eine bemerkenswert vortreffliche Wurſt war."

„Noch eine?" frug Doris.

„Nein, Mutter; und Du ſollſt mir auch den Kohl nicht hinauftragen. Bis nach Mitternacht darf kein Augenblick verloren gehen, und mach' ich dann eine Pauſe, ſo mußt Du längſt von allerlei luſtigen Dingen träumen."

„Ich bringe Dir den Kohl," ſagte der Vater; „denn

ich komme ohnehin nicht so bald zu Bette. Der Hymnus an Sabina, den Mesomedes gedichtet, soll, sobald die Kaiserin das Theater besucht, mit Chören aufgeführt werden, und ich habe die hohe Stimme unter den Greisen, die durch ihren Anblick wieder jung werden, zu führen. Morgen ist Probe, und kann ich noch gar nichts. Das Alte steckt mir Ton für Ton in der Kehle; aber das Neue, das Neue!"

„Es ist darnach," lachte Pollux.

„Wollten sie nur Deines Vaters Satyrspiel und seinen Theseus zur Aufführung bringen!" rief Doris.

„Warte nur, ich empfehle ihn dem Kaiser, wenn er mich erst als den Phidias seiner Zeit mit Stolz seinen Freund nennt. Fragt er mich dann: ‚Wer ist der Glückliche, der Dich erzeugte?' so werde ich sagen: ‚Euphorion ist's, der göttliche Dichter und Sänger; meine Mutter aber ist eine würdige Matrone, die Hüterin Deines Palastes, die grauliche Wäsche in schneeweißes Linnen verwandelnde Doris.'"

Das sang der junge Künstler mit schöner und kräftiger Stimme nach einer von seinem Vater erdachten, wunderlichen Weise.

„Wärest Du Sänger geworden!" rief Euphorion.

„Dann hätt' ich die Aussicht," gab Pollux zurück, „am Abende meines Lebens in diesem Häuschen Dein Nachfolger zu werden."

„Jetzt pflanzst Du für elenden Lohn die Lorbeeren, mit denen Papias sich schmückt," entgegnete der Alte und zuckte die Achseln.

„Auch seine Stunde schlägt, auch er wird anerkannt werden," fiel Doris ein; „ich hab' ihn mit einem großen Kranz auf den Locken im Traume gesehen."

„Geduld, Vater, Geduld!“ ſagte der junge Mann und ergriff die Hand des Vaters. „Ich bin jung und geſund und thue, was ich vermag, hier hinter der Stirn wimmelt's von guten Gedanken; was ich ſelbſtändig vollenden durfte, hat wenigſtens anderen zum Ruhme gereicht, und obgleich es noch lange nicht dem Schönheitsbilde entſpricht, das ich da — da — da in weiter Ferne hinter Nebeln ahne, ſo meine ich doch, daß, wenn auf das alles das Glück in einer freundlichen Stunde ein paar friſche Tautropfen fallen läßt, immerhin etwas mehr aus mir werden kann als die kläglich bezahlte rechte Hand des Papias, der da oben ohne mich nicht wiſſen wird, was er thun ſoll.“

„Nur immer munter und fleißig!“ rief Doris.

„Hilft nichts ohne Glück,“ murmelte der Sänger und zuckte die Achſeln.

Damit ſagte der junge Künſtler den Eltern Lebewohl und wollte ſich entfernen, ſeine Mutter aber hielt ihn zurück, um ihm die jungen Stieglitze zu zeigen, die geſtern aus den Eiern gekrochen.

Pollux that ihr den Willen, nicht nur um ihr gefällig zu ſein, ſondern weil es ihn freute, den bunten Vogel zu ſehen, der ſeine Kleinen beſchützte und wärmte.

Neben dem Käfige ſtand der große Weinkrug und der von ihm ſelbſt mit zierlichem Bildwerk bedeckte Becher der Mutter.

Sein Blick fiel auf dieſe Gefäße, und ſchweigend rückte er ſie hin und her.

Dann faßte er ſich ein Herz und ſagte lachend:

„Der Kaiſer wird hier oft vorüber kommen, Mutter. Laß jetzt die Feier Deiner dionyſiſchen Feſte. Wie wär's,

wenn Du Dich zu einem Viertel Wein und drei Viertel Waſſer entſchlöſſeſt? Es mundet auch ſo.“

„Schade um die gute Gabe,“ entgegnete die Alte.

„Ein Viertel Wein, mir zu Gefallen,“ bat Pollux, ergriff beide Schultern der Mutter und küßte ihr die Stirn.

„Dir zu Gefallen, großer Junge?“ frug Doris und die Augen füllten ſich ihr mit Thränen; „für Dich, wenn es ſein muß, lauter elendes Waſſer! Euphorion, trinke Du nachher den Reſt aus dem Kruge.“

Der Baumeiſter Pontius hatte ſeine Thätigkeit begonnen, zunächſt nur unterſtützt von den Gehilfen, die ihm zu Fuß nachgefolgt waren. Vermeſſend, erwägend, kurze Briefe hinwerfend und Zahlen, Namen, Gedanken in den Grundriß und auf doppelte Wachstafeln verzeichnend, war er keinen Augenblick müßig.

Häufig wurde er durch die auf die Lochias beſchiedenen Vorſteher der Werkſtätten und Fabriken, deren Thätigkeit er in Anſpruch zu nehmen gedachte, unterbrochen.

Sie kamen zu ſo ſpäter Stunde; denn ſie waren im Auftrag des Präfekten berufen worden.

Als einer der letzten ſtellte ſich der Bildhauer Papias ein, obgleich ihm Pontius mit eigener Hand geſchrieben hatte, daß er ihm für den Kaiſer einen großen lohnenden und beſonders eiligen Auftrag zu erteilen habe, der vielleicht ſchon in dieſer Nacht in Angriff genommen werden könnte. Es handle ſich um die Statue einer Urania, die in zehn Tagen in der Weiſe, die er, Papias, bei dem letzten Adonisfeſte angewandt habe, und nach den Maßen, die er, Pontius, beilege, auf der Lochias ſelbſt

vollendet werden müßte. Ueber viele Herstellungsarbeiten, die nicht weniger schnell ausgeführt werden sollten, und die zu zahlenden Preise würde man sich an Ort und Stelle einigen.

Der Bildhauer war ein umsichtiger Mann und erschien nicht allein, sondern mit seinem besten Gehilfen Pollux, dem Sohne des Thorhüterpaares, und mehreren Sklaven, die ihm auf Karren und Wagen Werkzeuge, Bretter, Thon, Gips und andere Rohstoffe nachführten.

Auf dem Weg in die Lochias hatte er dem jungen Bildhauer mitgeteilt, um was es sich handle, und ihm in herablassendem Tone eröffnet, daß er ihm gestatten werde, bei der Herstellung der Urania seine Kraft zu versuchen.

An der Pforte des Palastes hatte er Pollux aufgefordert, seine Eltern zu begrüßen, und sich dann allein in das Schloß begeben, um ohne Zeugen die Verhandlungen mit dem Baumeister Pontius zu eröffnen.

Der junge Gehilfe verstand den Meister.

Er wußte, daß es ihm obliegen würde, die Urania auszuführen, und daß sein Brotherr, nachdem er einige kleine Aenderungen an der fertigen Arbeit vorgenommen, sie für das eigene Werk ausgeben würde.

Das Gleiche hatte sich Pollux seit zwei Jahren mehr als einmal gefallen lassen, und er fügte sich auch heute ohne Widerrede diesem unredlichen Verfahren; denn bei seinem Meister gab es zu thun, und das Schaffen war ihm der höchste aller Genüsse.

Papias, zu dem er sich früh in die Lehre begeben und dem er sein Können verdankte, war kein Knauser, er aber brauchte Geld, nicht nur für sich, sondern weil

er es auf sich genommen, seine verwitwete Schwester mit ihren Kindern, als wären sie seine eigene Familie, zu ernähren. Es freute ihn auch, einiges Behagen in das Häuschen der armen Eltern bringen und seinen jungen Bruder Teuker, der sich der Steinschneidekunst gewidmet hatte, während der Lehrzeit erhalten zu können.

Manchmal kam es ihm wohl in den Sinn, dem Brotherrn zu kündigen, sich auf eigene Füße zu stellen und Lorbeeren zu ernten; aber was sollte dann aus denen werden, die sich auf seine Hilfe verließen, wenn er seinen sichern, guten Erwerb preisgab und wenn er, wie es so vielen unbekannten Anfängern erging, ohne Bestellungen blieb.

Was nützte ihm alles Können und der redlichste Wille ohne die Gelegenheit, seine Werke in edlem Material auszuführen? Es mit eigenen Mitteln anzuschaffen, verbot ihm seine Armut.

Während er bei den Eltern vorsprach, hatte Papias die Verhandlungen mit dem Baumeister begonnen. Pontius legte dem Bildhauer dar, was er von ihm begehrte.

Dieser hörte aufmerksam zu, unterbrach den andern nie, strich nur das mit besonderer Sorgfalt rasirte, ebenmäßig wie eine Wachsmaske geformte und gefärbte Gesicht von Zeit zu Zeit mit der rechten Hand noch glatter, als es ohnehin war, und legte das Bruststück seiner kostbaren blauen Toga, die er in der Weise der römischen Senatoren zu tragen liebte, in neue Falten.

Als Pontius ihm am Ende der für den Kaiser bestimmten Räume die letzte von ihm herzustellende Statue, die eines neuen Armes bedurfte, gezeigt hatte, rief Papias entschieden:

„Es geht nicht.“

„Das ist eine vorschnelle Behauptung,“ versetzte der Baumeister. „Kennst Du nicht den Satz, der, weil er gut ist, von mehr als einem Weisen zuerst ausgesprochen worden sein soll, daß es immer unvorsichtiger sei, zu sagen, ein Ding sei unmöglich, als sich zu vermessen, ein Werk zu Ende zu führen, das höchst wahrscheinlich unsere Kraft übersteigt.“

Papias lächelte, schaute auf die mit goldenem Zierat besetzten Schuhe und sagte:

„Uns Bildhauern wird es schwerer als euch, die ihr mit ungeheuren Massen arbeitet, uns in den Titanenkampf gegen das Unmögliche hineinzudenken. Ich sehe die Mittel noch nicht, die mir den Mut geben könnten, dem Unausführbaren zu Leibe zu gehen.“

„Ich will sie Dir nennen,“ entgegnete Pontius schnell und fest; „von Deiner Seite guter Wille, zahlreiche Gehilfen und Nachtwachen, von unserer der Beifall des Kaisers und sehr viel Gold.“

Nach dieser Verheißung nahmen die Verhandlungen einen raschen und günstigen Verlauf, und der Baumeister mußte den klugen, wohlüberlegten Vorschlägen des Bildhauers in den meisten Fällen volle Anerkennung erteilen.

„Ich begebe mich nach Hause,“ schloß Papias. „Mein Gehilfe beginnt gleich jetzt mit den Vorarbeiten. Hinter Schranken müssen wir schaffen, damit keiner uns stört und mit Bemerkungen aufhält.“

Eine halbe Stunde später hatte man bereits ein Gerüst inmitten der Halle, in der die Urania zu stehen kommen sollte, aufgerichtet. Es wurde von hohen

hölzernen, mit ſtarker Leinwand beſpannten Rahmen den Blicken entzogen, und hinter dieſen Schirmen war Pollux thätig, ein kleines Modell aus Wachs zu formen, während ſein Brotherr ſich nach Hauſe begab, um Vorbereitungen für die Arbeiten des folgenden Morgens zu treffen.

Nur eine Stunde fehlte bis Mitternacht, und immer noch war die von dem Präfekten für den Baumeiſter in den Palaſt geſchickte Mahlzeit unberührt geblieben.

Pontius hatte Hunger; bevor er aber dem Braten, der ihn einladend genug anſchaute, der feuerroten Languſte, der bräunlichgelben Paſtete und den vielfarbigen Früchten zu Leibe ging, die ein Sklave auf eine marmorne Tafel geſetzt hatte, hielt er ſich doch für verpflichtet, die herzuſtellende Zimmerreihe noch einmal zu durchwandern.

Es galt nachzuſehen, ob die zunächſt mit der Reinigung ſämtlicher Räume beſchäftigten Sklaven, die noch einige Stunden arbeiten, dann ausruhen und beim Aufgange der Sonne, verſtärkt durch andere freie und unfreie Arbeiter, wieder ans Werk gehen ſollten, von den Aufſehern verſtändig geleitet würden, ihre Schuldigkeit thäten und alles hätten, was ſie bedurften.

Beſſere Beleuchtung, mehr Licht wurde überall verlangt, und als auch die Leute, die den Eſtrich der Muſenhalle ſäuberten und die Säulen in ihr abputzten, laut nach Fackeln und Lampen verlangten, da ſtreckte ſich über die Schranken, die den für die Herſtellung der Urania beſtimmten Platz umgaben, ein jugendlicher Männerkopf weit hinaus, und eine klangvolle Stimme rief:

„Meine Muſe mit ihrer Himmelskugel ſteht den Sternſehern bei und wird ſich in der Nacht am wohlſten

befinden; aber noch ist sie ja keine Göttin. Um sie zu formen, braucht man Licht, viel Licht! Ist es hier heller, so wird auch der Lärm der Leute da unten, der in diesem leeren Stalle nicht eben angenehm wirkt, sich verringern. Schaffe drum Licht, o Mann, Licht für die unsterbliche Göttin und die sterblichen, scheuernden Menschen."

Pontius schaute lächelnd zu dem Künstler auf, der diese Sätze gerufen, und sagte:

„Dein Notschrei, mein Freund, ist berechtigt. Glaubst Du aber ernstlich, daß dem Licht die Macht innewohne, Geräusche zu dämpfen?"

„Wo es fehlt," versetzte Pollux, „das heißt, im Dunkeln, scheint sich wenigstens jeder Lärm zu verdoppeln."

„Das ist richtig; aber es lassen sich dafür auch andere Gründe finden," entgegnete der Architekt. „Morgen in einer Arbeitspause wollen wir uns über diese Dinge weiter unterreden. Jetzt werde ich für Lampen und Lichter sorgen."

„Das wird Urania, die auch die schönen Künste behütet, Dir danken," rief Pollux dem Baumeister nach.

Dieser ging dem obersten Werkführer entgegen, um ihn zu fragen, ob er nicht seinem Befehle gemäß dem Palastvorsteher Keraunus aufgetragen habe, zu ihm zu kommen und ihm die für die äußere Beleuchtung des Schlosses vorhandenen Lampen und Pechpfannen zur Verfügung zu stellen.

„Dreimal," lautete die unwillige Antwort, „war ich bei dem Manne; doch jedesmal blies er sich auf wie ein Frosch, redete kein Wort mit mir und ließ mich nur von seiner Tochter, die Du sehen mußt, denn sie ist reizend,

und einem elenden ſchwarzen Sklaven in ein Kämmerchen führen, wo ich die paar Lampen fand, die hier brennen.“

„Befahlſt Du ihm, zu mir zu kommen?“

„Schon vor drei Stunden, und als Du mit dem Bildhauer Papias redeteſt, zum zweitenmale.“

Unwillig kehrte der Architekt und mit einer ſchnellen Wendung dem Werkmeiſter den Rücken, entfaltete den Plan des Palaſtes, fand ſchnell die Wohnung des widerſpenſtigen Verwalters heraus, ergriff ein neben ihm ſtehendes Lämpchen von rotem Thon und ging, gewohnt ſich von Bauriſſen führen zu laſſen, geradeswegs auf das nur durch wenige Zimmer und einen längeren Gang von der Muſenhalle getrennte Quartier des pflichtvergeſſenen Mannes los.

Eine unverſchloſſene Pforte führte ihn in ein dunkles Vorgemach, dem eine andere Stube und endlich ein großer, gut eingerichteter Raum folgte.

Die zu dieſem, augenſcheinlich dem Wohn- und Speiſezimmer des Verwalters, führenden Eingänge waren ohne Thüren und nur durch weit zurückgeſchobene Zeugvorhänge verſchließbar.

Pontius konnte ungehindert und unbemerkt den Tiſch überſchauen, auf dem eine dreiarmige Lampe von Bronze zwiſchen einer Schüſſel und Tellern ſtand.

Der dicke Mann wandte das runde, ſtark gerötete Antlitz dem Baumeiſter zu, der ihm erregt, wie er war, ſchnell und mit Entſchiedenheit entgegengetreten wäre, wenn nicht, bevor er das zweite Zimmer betrat, ein leiſes, aber ſchmerzliches Schluchzen ſein Ohr erreicht hätte.

Die Weinende war ein ſchlankes junges Mädchen, das aus der hintern Thür des Wohnraumes vortrat und

nun ein Brettchen mit einem Brote neben den Verwalter auf den Tisch stellte.

„Weine doch nicht, Selene," sagte der Verwalter und zerbrach das Backwerk langsam und mit dem Bestreben, sein Kind zu beruhigen.

„Wie sollt' ich nicht weinen," entgegnete das Mädchen. „Erlaube nur, daß ich morgen ein Stück Fleisch für Dich kaufe; der Arzt hat Dir verboten, Brot und immer nur Brot zu essen."

„Satt werden muß der Mensch," entgegnete der Dicke. „Fleisch ist teuer. Ich habe neun Mäuler zu stopfen, die Sklaven gar nicht gerechnet. Wo sollt' ich das Geld hernehmen, um uns alle mit kostbarem Fleisch zu füttern?"

„Wir brauchen keins, aber für Dich ist es nötig."

„Es geht nicht, Kind. Der Fleischer will nicht mehr borgen, die anderen Gläubiger drängen, und es bleiben uns bis ans Ende des Monats nur noch zehn Drachmen."

Das Mädchen erbleichte und frug ängstlich:

„Aber, Vater, Du zeigtest mir ja heute früh die drei Goldstücke, die Dir von dem Geschenke zugekommen sind, das bei der Ankunft der Kaiserin unter die Bürger verteilt ward."

Da rollte der Verwalter ein Stück Brotteig verlegen zwischen den Fingern zusammen und sagte:

„Ich kaufte dafür diese Fibula mit dem geschnittenen Onyx; spottwohlfeil, sage ich Dir! Wenn der Kaiser kommt, so muß er sehen, wer ich bin, und sterb' ich, so gibt euch jeder doppelt so viel für das Kunstwerk, als ich dafür bezahlte. Ich sage Dir, das Geld der Kaiserin ist gut angelegt worden in dem Onyx."

Selene entgegnete nichts; doch seufzte sie tief auf und ihr Blick überflog eine Reihe von höchst unnützen Dingen, die der Verwalter, weil sie „billig“ gewesen, eingekauft und mit nach Hause gebracht hatte, während es ihr und ihren sieben Geschwistern an dem Nötigsten gebrach.

„Vater,“ hob das Mädchen nach kurzem Schweigen von neuem an, „ich soll nicht mehr davon reden, aber wenn Du auch böse wirst, so thu' ich es doch. Der Baumeister, der die Arbeiter drüben anführt, hat nun schon zweimal nach Dir gesandt.“

„Schweig'!“ rief der Dicke und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Wer ist dieser Pontius und wer bin ich!“

„Du bist von edler, macedonischer Herkunft, vielleicht sogar mit dem ptolemäischen Königshause verwandt und hast Deinen Sitz in der Bürgerversammlung, aber sei doch diesmal herablassend und gütig. Der Mann hat alle Hände voll zu thun, er ist müde . . .“

„Habe ich heute etwa still sitzen dürfen? Was sich schickt, das schickt sich. Ich bin Keraunus, des Ptolemäus Sohn, dessen Väter mit dem großen Alexander nach Aegypten kamen und diese Stadt gründen halfen, das weiß ein jeder. Unser Besitz ward geschmälert, aber gerade darum halt' ich darauf, daß unser edles Blut anerkannt werde. Pontius läßt den Keraunus rufen! Wär' es nicht empörend, würd' es lächerlich sein; denn wer ist dieser Mann!? Ich sagt' es ja schon! Sein Großvater war der Freigelassene des verstorbenen Präfekten Claudius Balbillus. Erst durch die Gunst der Römer ist sein Vater heraufgekommen und reich geworden. Von Sklaven stammt er, und Du forderst, daß ich sein gehorsamer Diener sein soll, wenn es ihm gefällt, mich zu rufen?“

„Aber, Vater, Vater, er ließ ja nicht den Sohn des Ptolemäus, er ließ den Verwalter dieſes Palaſtes bitten, zu ihm zu kommen.“

„Wortklauberei! Du ſchweigſt, ich komme ihm keinen Schritt entgegen.“

Da ſchlug das Mädchen die Hände vor das Antlitz und ſchluchzte laut und jammervoll auf.

Keraunus erſchrak und wie außer ſich rief er:

„Beim großen Serapis, ich kann das nicht länger ertragen! Was ſoll das Gewimmer?“

Da faßte ſich das Mädchen ein Herz, und indem ſie dem erregten Manne näher trat, ſagte ſie, mehr als einmal von Schluchzen unterbrochen:

„Du mußt gehen, Vater, Du mußt! Ich habe mit dem Werkführer geſprochen und er ſagte kalt und entſchieden, der Baumeiſter ſtünde hier im Namen des Kaiſers, und wenn Du ihm nicht folgteſt, würde er Dich ſofort Deines Amtes entſetzen. Und wenn das geſchähe, das! O Vater, Vater, denke doch an den blinden Helios und die arme Berenice! Arſinoe und ich finden ſchon unſer Brot, aber die Kleinen, die Kleinen!“

Bei den letzten Worten hatte ſich das Mädchen auf die Kniee geworfen und die Hände zu dem widerſpenſtigen Manne erhoben.

Dieſem war das Blut in den Kopf und die Augen geſtiegen, und mit den Fingern an der hochroten Stirn ſpielend, ſank er wie vom Schlage getroffen in den Stuhl zurück.

Sogleich ſprang ſeine Tochter vom Boden auf und reichte ihm den mit Wein und Waſſer gefüllten Pokal der auf dem Tiſche geſtanden hatte; Keraunus aber wies

ihn mit der Hand zurück und rief, nach Atem ringend und keuchend:

„Mich meines Amtes entsetzen, mich aus diesem Palaste vertreiben! Da — da drinnen in der Ebenholztruhe liegt das Schreiben des Euergetes, das meinem Ahnherrn Philippus das Amt des Verwalters dieses Schlosses als eine in seiner Familie forterbende Würde überträgt. Dieses Philippus Gattin hatte die Ehre, die Geliebte oder, wie andere sagen, die Tochter des Königs zu sein. Da drin liegt das Dokument, mit roter und schwarzer Tinte auf gelbem Papyrus geschrieben und mit dem Siegel und der Unterschrift des zweiten Euergetes versehen. Alle Fürsten aus dem Hause der Lagiden haben es bestätigt, von allen Präfekten Roms ward es geachtet, und nun, nun ..."

„Aber, Vater," unterbrach das Mädchen den verzweifelnd die Hände ringenden Mann, „Du bist ja noch im Amte, und wolltest Du Dich nur bequemen ..."

„Bequemen, bequemen!" schrie der Dicke und schüttelte die beiden feisten Hände über dem mit Blut überfüllten Haupte. „Ich will mich bequemen! Ich werde euch nicht ins Unglück stürzen. Ich gehe, gehe schon. Für meine Kinder laß ich mich mißhandeln und treten. Wie der Pelikan will ich meine Jungen mit dem eigenen Herzblut erhalten. Aber Du sollst wissen, was es mich kostet, diese Demütigung auf mich zu nehmen! Unerträglich ist sie, und das Herz will mir bersten; denn der Baumeister hat mich geschmäht, als wär' ich sein Diener; er hat mir, ja, mit diesen Ohren hab' ich's gehört, er hat mir, mir, dem der Arzt ohnehin droht, ich könnte an einem Schlagflusse sterben — er hat mir den bübischen Wunsch nach-

geſchrieen, ich möchte in meinem Fleiſche erſticken! Laß mich nur, laß mich! Ich weiß, was alles möglich iſt unter den Römern. So — da ſteh' ich! Hol mir das krokusfarbige Pallium, das ich im Rate trage, hol mir meinen goldenen Stirnreifen! Wie ein Opfertier werd' ich mich ſchmücken und will ihm auch zeigen . . ."

Dem Baumeiſter war kein Wort von dieſem Geſpräche entgangen, das ihn bald verdroſſen, bald zum Lachen gereizt, bald auch das Herz bewegt hatte.

Seiner thatkräftigen Natur widerſtand jedes träge, müßige Weſen, und das langſame, gleichgiltige Verhalten des dicken Mannes bei einer Angelegenheit, die ihn und jeden Beteiligten drängen mußte, ſchnell und mit dem Aufgebot aller Kräfte zu handeln, hatte ihm Worte auf die Lippen gedrängt, die er nun lieber nicht geſprochen zu haben wünſchte.

Gewiß, der thörichte Bettelſtolz des Verwalters war ihm ärgerlich geweſen, und wer hörte wohl gern von einem ſeine Herkunft befleckenden Makel reden? Aber die Klage der Tochter dieſes armſeligen Vaters hatte ihm das Herz ergriffen. Der unverſtändige Tropf, den er durch einen Wink ſeiner Hand ins Elend zu ſtürzen vermochte, der aber durch ſeine Mahnung wohl ſehr viel tiefer gekränkt worden war, als er durch das, was er ſoeben vernommen, jammerte ihn, und ſo folgte er gern dem freundlichen Antriebe ſeiner edlen Natur, des Unglücklichen zu ſchonen.

Kräftig ſchlug er mit dem gebogenen Finger an die Innenſeite der Thür des Vorzimmers, dann huſtete er laut auf und ſagte, indem er ſich auf der Schwelle des Wohngemachs ſehr tief vor dem Verwalter verneigte:

„Ich bin gekommen, edler Keraunus, um Dir, wie sich's ziemt, meinen Besuch abzustatten. Verzeih die späte Stunde, aber Du weißt kaum, wie beschäftigt ich war, seitdem wir uns trennten."

Keraunus hatte den späten Gast zuerst erschrocken, dann verblüfft angeschaut.

Nun trat er ihm näher, streckte ihm wie von einem Alp befreit beide Hände entgegen und über sein Gesicht breitete sich ein so warmer Schimmer aufrichtiger Herzensbefriedigung, daß Pontius sich wunderte, ganz übersehen zu haben, ein wie wohlgebildetes Gesicht dieser dicke Sonderling hatte.

„Nimm an unserem bescheidenen Tische Platz," bat Keraunus. „Geh, Selene, und rufe den Sklaven. Vielleicht ist noch ein Fasan im Hause, ein gebratenes Hühnchen oder dergleichen; — aber freilich die Stunde ist spät."

„Verbindlichsten Dank," entgegnete der Baumeister lächelnd. „Mein Abendbrot wartet auf mich in der Musenhalle, und ich muß zu den Leuten zurück. Ich wäre Dir dankbar, wenn Du mich begleiten wolltest. Wir haben über die Beleuchtung der Räume mit einander zu reden, und so etwas bespricht sich am besten bei einem saftigen Braten und einem Schluck Wein."

„Ganz zu Deinen Diensten," sagte Keraunus und verneigte sich höflich.

„Ich gehe voran," rief der Baumeister. „Habe nur zuerst die Güte, alles, was Du an Lichtern, Lampen und Pechpfannen besitzest, den Sklaven zu übergeben, die in wenigen Minuten vor Deiner Thür auf Deinen Befehl warten werden."

Als ſich Pontius entfernt hatte, ſagte Selene tief aufatmend:

„O, dieſe Angſt! Ich gehe jetzt und ſuche die Lampen. Wie ſchrecklich konnte das enden!“

„Es iſt gut, daß es ſo kam!“ murmelte Keraunus. „Der Baumeiſter iſt für ſeine Herkunft immerhin ein artiger Mann.“

Fünftes Kapitel.

Pontius hatte mit gerunzelter Stirn die Wohnung des Palaſtvorſtehers aufgeſucht und kehrte mit einem Lächeln auf den kräftigen Lippen und leichten Schrittes zu ſeinen Leuten zurück.

Dem Werkführer, der ihm mit einem fragenden Blick entgegentrat, ſagte er:

„Der Herr Verwalter war mit Recht ein wenig empfindlich; nun ſind wir Freunde, und er wird für die Beleuchtung thun, was er kann.“

In der Muſenhalle blieb er vor dem Verſchlage, hinter dem Pollux arbeitete, ſtehen und rief ihm zu:

„Freund Bildhauer, höre, es iſt hohe Zeit zum Nachteſſen geworden.“

„Gewiß,“ verſetzte Pollux, „ſonſt wird es ein Frühſtück.“

„Lege denn in einer Viertelſtunde das Werkzeug nieder und hilf mir mit dem Verwalter dieſes Hauſes das Mahl vertilgen, das man mir ſandte.“

„Du bedarfſt keines andern Mannes Beiſtand, wenn Keraunus dabei iſt. Vor ihm ſchmilzt jede Speiſe dahin wie das Eis vor der Sonne.“

„So rette ihn vor Ueberlaſtung des Magens.“

„Unmöglich; denn ich habe ſoeben einer Schüſſel voll Kohl mit Würſtchen unbarmherzig zugeſetzt. Meine Mutter bereitete dieſe Götterſpeiſe, und mein Vater brachte ſie dem älteſten Sohne.“

„Kohl mit Würſtchen,“ wiederholte der Baumeiſter, und man hörte ihm an, daß ſein hungriger Magen gern mit dieſem Gericht in nähere Verbindung getreten wäre.

„Komm herein,“ rief Pollux ſogleich, „und ſei Du mein Gaſt. Dem Kohl iſt begegnet, was dieſem Palaſte bevorſteht: er iſt aufgewärmt worden.“

„Aufgewärmter Kohl ſchmeckt beſſer als friſcher, aber das Feuer, auf dem wir dies Bauwerk wieder genießbar zu machen verſuchen, brennt zu heiß und muß zu kräftig geſchürt werden. Die beſten Sachen ſind noch dazu fortgekommen und unerſetzbar.“

„Wie die Würſtchen, die ich aus meinem Kohl herausgefiſcht habe,“ lachte der Bildhauer. „Ich kann Dich doch nicht zu Gaſte laden; denn ich würde dieſer Schüſſel ſchmeicheln, wenn ich ſie ‚Kohl mit Würſtchen‘ heiße. Wie ein Bergwerk hab’ ich ſie behandelt, und nachdem die Wurſtminen beinah’ erſchöpft ſind, bleibt wenig übrig als der Grundſtoff, in dem zwei oder drei erbärmliche Fragmente an den vergangenen Reichtum erinnern. Nächſtens ſoll meine Mutter dies Gericht für Dich kochen; ſie bereitet es mit unübertrefflicher Kunſt.“

„Ein guter Gedanke; heute aber biſt Du mein Gaſt.“

„Ich bin völlig geſättigt.“

„So würze uns mit Deiner guten Laune die Mahlzeit.“

„Verzeih, Herr, und laß mich lieber hier hinter meinen Schranken. Erſtens bin ich bei guter Stimmung,

im rechten Zug und fühle, daß in dieſer Nacht etwas bei der Arbeit herauskommt . . ."

„Auf morgen alſo."

„Hör mich zu Ende."

„Nun?"

„Du würdeſt auch mit meiner Gegenwart Deinem zweiten Gaſt einen ſchlechten Dienſt erweiſen."

„Du kennſt den Verwalter?"

„Von Kind an; bin ich doch der Sohn des Thorwächters dieſes Palaſtes."

„Ei ſieh! So ſtammſt Du aus dem luſtigen Häuschen mit dem Epheu, den Vögeln und der munteren Alten?"

„Sie hat mich geboren und wird, ſobald ihr Leibmetzger ſchlachtet, für Dich und mich ein Kohlgericht ſondergleichen vollenden."

„Eine freundliche Ausſicht!"

„Da ſtampft ein Nilpferd heran, oder bei näherer Betrachtung der Verwalter Keraunus."

„Du biſt mit ihm verfeindet?"

„Ich mit ihm, ‚nein', aber er mit mir, ‚ja'," entgegnete der Bildhauer. „Das ſind dumme Geſchichten! Frage mich bei unſerem Mahl nicht nach ihnen, wenn Du einen fröhlichen Tiſchgenoſſen zu haben begehrſt. Sage Keraunus auch lieber nicht, daß ich hier bin; es führt zu nichts Gutem."

„Wie Du wünſchſt; da wären auch unſere Lampen!"

„Es ſind genug, um die Unterwelt damit zu erleuchten." rief Pollux, winkte dem Architekten einen Gruß zu und verſchwand hinter den Schranken, um mit voller Hingabe an ſeiner Urania zu arbeiten.

Mitternacht war längſt vorüber und die Sklaven, die mit großem Eifer ans Werk gegangen waren, hatten ihre Arbeit in der Muſenhalle beendet. Sie durften nun auf dem in einem andern Flügel des Palaſtes ausgebreiteten Stroh einige Stunden ruhen.

Auch der Architekt Pontius wünſchte dieſe Zeit zu benützen, um ſich durch einen kurzen Schlaf für die Anſtrengungen des morgenden Tages zu ſtärken, aber zwiſchen dieſer Abſicht und ihrer Verwirklichung ſtand die umfangreiche Geſtalt ſeines Gaſtes.

Er hatte den Mann, der ſich, um Geld zu ſparen, nur mit Brot nährte, eingeladen, um ihn mit Fleiſch zu ſättigen, und Keraunus zeigte ſich jeder in dieſer Beziehung an ihn geſtellten Zumutung gewachſen.

Nachdem aber die letzte Schüſſel abgetragen worden war, hielt es der Verwalter für geboten, ſeinem Wirt durch die Gegenwart ſeiner vornehmen Perſon Ehre zu erweiſen.

Dabei löſte der gute Wein des Präfekten dem ſonſt wenig mitteilſamen Manne die Zunge.

Erſt ſprach er von den mancherlei Stockungen, die ihn quälten und ſein Leben gefährdeten, und als Pontius, um ihn auf andere Dinge zu bringen, unvorſichtigerweiſe des Rats der Bürgerſchaft erwähnte, ließ Keraunus ſeine Beredſamkeit glänzen und ſuchte, Becher auf Becher leerend, die Gründe darzulegen, die ihn und ſeine Freunde beſtimmten, alles dran zu ſetzen, den Mitgliedern der großen jüdiſchen Gemeinde der Stadt das Bürgerrecht zu entziehen und ſie womöglich aus Alexandria zu vertreiben.

So groß war ſein Eifer, daß er der Gegenwart des Baumeiſters und ſeiner ihm wohlbekannten Herkunft

völlig vergaß und es für notwendig erklärte, auch die Nachkommen von freigelassenen Sklaven aus der Bürgerschaft zu entfernen.

Pontius sah den glühenden Wangen und Augen des Verwalters an, daß der Wein aus ihm rede, und erwiderte ihm nichts; aber entschlossen, sich die Ruhe, deren er bedurfte, nicht schmälern zu lassen, erhob er sich von der Tafel und ging, indem er sich kurz entschuldigte, in das Gemach, in dem ein Lager für ihn aufgeschlagen worden war.

Nachdem er sich ausgekleidet hatte, befahl er seinem Sklaven, nachzusehen, was Keraunus treibe, und erhielt bald die beruhigende Antwort, der Verwalter sei fest eingeschlafen und schnarche.

„Horche nur," schloß der Diener den Bericht, „man hört das Rollen und Sägen bis hierher. Ich schob ihm ein Kissen unter den dicken Kopf; denn bei seiner Fülle kann der überstarke Herr sonst Schaden erleiden."

Liebe ist eine Pflanze, die vielen zuwächst, ohne daß sie sie gesät hätten, und die für manchen, der sie weder hegte noch pflegte, zum schattigen Baum ward.

Wie wenig hatte der Palastverwalter Keraunus gethan, um sich das Herz der Tochter zu gewinnen, und wie vieles, das nicht verfehlen konnte, den Lauf ihres jungen Lebens zu trüben und zu verkümmern. Dennoch saß Selene, deren neunzehnjähriger Körper der Ruhe bedurfte, und die sich des Abends auf den erlösenden Schlaf weit mehr freute als des Morgens auf den, neue Sorgen und Lasten bringenden Tag, immer noch neben der dreiarmigen Lampe und wachte und ängstigte sich, je später es wurde, desto mehr über das lange Ausbleiben des Vaters.

Vor einer Woche waren dem ſtarken Manne plötzlich, wenn auch nur auf Minuten, die Sinne geſchwunden, und der Arzt hatte ihr geſagt, daß der ſcheinbar von Geſundheit ſtrotzende Kranke ſich ſtreng nach ſeinen Vorſchriften halten und jedes Uebermaß meiden müſſe. Eine einzige Unvorſichtigkeit könne ſeinen Lebensfaden ſchnell und plötzlich zerreißen.

Nachdem der Vater fortgegangen war, um der Einladung des Baumeiſters zu folgen, hatte Selene die Kleider ihrer jüngeren Geſchwiſter vorgenommen, um ſie auszubeſſern. Wohl hätte ihre zwei Jahre jüngere Schweſter Arſinoe, deren Finger ſo geſchickt waren wie ihre eigenen, ihr dabei helfen können, aber ſie war früh zur Ruhe gegangen und ſchlief bei den Kindern, die in der Nacht nicht ohne Aufſicht bleiben ſollten.

Ihre Sklavin, die ſchon im Dienſte ihrer Großeltern geſtanden, ſollte ihr helfen, aber die alte, halbblinde Negerin ſah bei Licht noch ſchlechter als am Tage und konnte nach wenigen Nadelſtichen nichts mehr erkennen.

Selene ſchickte ſie zur Ruhe und ſetzte ſich dann allein an die Arbeit.

In der erſten Stunde nähte ſie, ohne aufzuſehen, und dachte nach, wie es am beſten möglich wäre, die Ihren mit den wenigen Drachmen, über die ſie noch verfügte, in ſchicklicher Weiſe bis an das Ende des Monats zu erhalten.

Als es ſpäter ward, wurde ſie müder und müder, aber ſie blieb dennoch, und obgleich ihr der hübſche Kopf oft auf die Bruſt ſank, vor ihrer Arbeit ſitzen.

Sie müßte die Rückkehr des Vaters abwarten; denn da ſtand der vom Arzte für ihn bereitete Trank, und

sie fürchtete, daß er ihn vergäße, wenn sie ihn nicht erinnerte.

Am Ende der zweiten Stunde übermannte sie die Schläfrigkeit, und es war ihr, als zerbreche der Stuhl, auf dem sie saß, und als sinke sie erst langsam, dann aber schneller und schneller in einen tiefen Abgrund, der sich unter ihr aufthat.

Nach Hilfe suchend schaute sie im Traume aufwärts; aber da war nichts zu sehen als das Gesicht des Vaters, das gleichgiltig zur Seite schaute.

Im weiteren Verlauf des Traumes rief sie ihn und rief ihn wieder; er aber schien sie lange Zeit nicht zu hören.

Endlich blickte er zu ihr nieder, und als er sie bemerkt hatte, lächelte er sie an; aber statt ihr Hilfe zu leisten, nahm er Steine und Erde vom Rande des Abgrunds und warf sie ihr auf die Finger, die sich an den Brombeerstauden und den Wurzeln, die aus den Fugen der Felsen herauswuchsen, angeklammert hatten.

Sie bat ihn, von diesem Spiele zu lassen, sie flehte ihn an, sie rief um Schonung, aber in dem Gesichte über ihr regte sich kein Muskel. Während eines leeren Lächelns schien es erstarrt zu sein, und auch das Herz des Vaters war wohl erstorben; denn mitleidslos warf er einen Kiesel, ein Erdstück nach dem andern auf sie herunter, bis ihre Hände den letzten gebrechlichen Halt loslassen mußten und sie in den totbringenden Schlund hinunterstürzte.

Von ihrem eigenen lauten Angstschrei wachte sie auf, aber während sie aus dem Traum in die Wirklichkeit zurückkehrte, sah sie hinter schnell zerreißenden Nebeln, einen

Augenblick nur und doch klar und deutlich, das mit weißen und gelben Kamillensternen, mit veilchenfarbigen Blütenglocken und rotem Mohn geschmückte hohe Gras einer Wiese, in das sie wie in ein weiches grünes Bett gefallen war; neben dem Rasen aber blaute ein schimmernder See und hinter ihm erhoben sich schön gerundete Berge mit rötlichen Felsenhängen und grünen Hainen und Matten, die in hellem Sonnenschein glänzten. Ein reiner Himmel, an dem ein leiser Hauch leichte silberne Wölkchen sanft bewegte, wölbte sich über dies freundliche, schnell verfliegende Bild, das sie mit nichts von allem zu vergleichen wußte, was sie jemals in ihrer Heimat gesehen.

Nur kurze Zeit hatte sie geschlafen, als sie aber, der Wirklichkeit völlig zurückgegeben, die Augen rieb, meinte sie, ihr Traum habe lange Stunden gedauert.

Eine Flamme an ihrer dreiarmigen Lampe war qualmend erloschen und an einer andern begann der Docht zu verschwelen. Sie drückte ihn schnell mit der an einem Kettchen hängenden Zange aus, goß dann auf den letzten noch brennenden Docht neues Oel und leuchtete in das Schlafgemach ihres Vaters.

Noch immer war er nicht heimgekehrt.

Nun überfiel sie große Angst.

Hatte ihm der Wein des Baumeisters die Sinne benommen?

War er auf dem Wege nach seiner Wohnung von einem neuen Schwindel erfaßt worden?

Im Geiste sah sie den schweren Mann unfähig sich aufzurichten, ja vielleicht sterbend am Boden liegen.

Hier blieb keine Wahl!

Sie mußte sich in die Musenhalle begeben und sehen,

was dem Vater zugestoßen war, ihn aufrichten, ihm Hilfe bringen oder, wenn sie ihn noch beim Schmause fand, unter irgend einem Vorwand nach Hause zu locken versuchen.

Es stand alles auf dem Spiele: das Leben des Vaters und mit ihm Unterhalt und Obdach für acht hilflose Wesen.

Die Dezembernacht war rauh.

Schneidend kalte Luft zog durch die schlecht verwahrte Oeffnung in der Decke des Zimmers, und so band Selene, bevor sie die Wanderung begann, ein Tüchlein um den Kopf und warf den weiten Mantel, den ihre verstorbene Mutter getragen hatte, über die Schultern.

In dem langen, zwischen der Wohnung der Familie und dem vorderen Teil des Palastes gelegenen Gange mußte sie das flackernde Licht des Lämpchens, das sie in der Rechten trug, mit der Linken vor dem Verlöschen bewahren.

Die vom Zugwinde bewegte Flamme und ihre eigene Gestalt spiegelten sich hier und dort in den glatten Flächen des dunklen Marmors wider.

Die unter ihren Fuß geschnürte starke Sohle erweckte in den leeren Räumen lauten Widerhall, sobald sie den steinernen Estrich berührte, und in Selenens Seele schlich sich die Furcht ein. Ihre Finger, die die Leuchte hielten, zitterten, und ihr Herz schlug überlaut, als sie mit angehaltenem Atem durch den runden Kuppelsaal schritt, in dem Ptolemäus Euergetes, der Dicke, vor vielen Jahren den eigenen Sohn ermordet haben sollte und in dem jeder laute Atemzug ein Echo erweckte.

Aber selbst in diesem Raum vergaß sie nicht, nach dem Vater auszuschauen.

Erleichtert atmete sie auf, als sie einen Lichtstrahl

bemerkte, der durch die klaffenden Fugen einer geborstenen Seitenpforte der Muſenhalle drang und ſich gebrochen auf dem Eſtrich und einer Wand des letzten Raumes, den ſie durchſchreiten mußte, ſpiegelte.

Jetzt betrat ſie den weiten Saal, der von den Lampen hinter den Schranken des Bildhauers und mehreren tief herabgebrannten Kerzen matt beleuchtet wurde.

Dieſe ſtanden auf der in einer Ecke am äußerſten Ende der Halle aus Holzböcken und Brettern zuſammengefügten Tafel, hinter der ihr Vater längſt ſchon entſchlummert war.

Die tiefen, aus der breiten Bruſt des Schläfers dringenden Töne klangen von den nackten Wänden des weiten, leeren Raumes unheimlich wider, und nun ängſtigte ſie ſich vor ihnen und mehr noch vor den tiefen und langen Schatten der Säulen, die ſich wie Schranken über ihren Weg legten.

Lauſchend blieb ſie in der Mitte der Halle ſtehen, und bald erkannte ſie in dem befremdlichen Getön einen ihr nur zu wohl bekannten Klang.

Ungeſäumt hob ſie die Füße zum Laufe und eilte auf den Schlafenden zu, rüttelte und ſchüttelte ihn, rief ihn, beſprengte ihm die Stirn mit Waſſer und nannte ihn bei den zärtlichſten Namen, mit denen ihre Schweſter Arſinoe ihm zu ſchmeicheln pflegte. Als er ſich trotz alledem nicht rührte und regte, leuchtete ſie ihm mit dem Lämpchen ins Angeſicht. Nun glaubte ſie wahrzunehmen, daß ſich ein bläulicher Schimmer über ſein aufgedunſenes Antlitz breite, und wiederum brach ſie in jenes tief ſchmerzliche Weinen aus, das das Herz des Baumeiſters vor wenigen Stunden gerührt hatte.

Jetzt ward es hinter den Schranken, die den Bildhauer und sein entstehendes Werk umgaben, lebendig.

Pollux hatte lange mit Lust und Eifer gearbeitet, endlich aber das Schnarchen des Verwalters ihn zu stören begonnen.

Der Körper seiner Muse hatte schon entschiedene Formen gewonnen, den Kopf konnte er erst beim Lichte des Tages auszuführen beginnen.

Jetzt ließ er die Arme sinken; denn seitdem er sich nicht mehr mit Herz und Sinn dem Schaffen hingab, fühlte er sich müde und sah ein, daß er ohne Modell nicht mit der Gewandung der Urania zu stande kommen würde. Darum zog er den Sessel an eine große mit Gips gefüllte Kiste, um an diese gelehnt ein wenig zu ruhen.

Aber den von seiner schnellen Nachtarbeit tief erregten Künstler war der Schlaf geflohen, und sobald Selene die Thüre öffnete, richtete er sich auf und schaute durch eine Oeffnung zwischen den Rahmen, die seine Arbeitsstätte umgaben.

Als er die hohe, verhüllte Gestalt erblickte, in deren Hand eine Lampe zitterte, als er sie den weiten Raum durchschreiten und plötzlich still stehen sah, erschrak er nicht wenig, aber das hinderte ihn nicht, jeden Schritt des nächtlichen Spukbildes mit weit mehr Neugier als Furcht zu verfolgen.

Als dann Selene sich umschaute und das Licht ihrer Lampe ihr das Antlitz beschien, erkannte er die Tochter des Verwalters und begriff nun schnell, was sie hier suchte.

Ihre vergeblichen Weckversuche hatten gewiß etwas

Rührendes, aber doch zu gleicher Zeit auch etwas unwiderstehlich Erheiterndes. Pollux fühlte sich denn auch stark versucht zu lachen. Sobald aber Selene so schmerzlich zu weinen begann, bog er schnell zwei Rahmen seiner Schranken auseinander, näherte sich ihr und rief, um sie nicht zu erschrecken, erst leise und dann immer lauter ihren Namen. Als sie ihr Haupt nach ihm umwandte, bat er sie freundlich, sich nicht zu fürchten; denn er sei kein Geist, sondern nur ein ganz bescheidener Sterblicher, und zwar, wie sie sehe, leider nichts Besseres als des Thorhüters Euphorion nichtsnutziger, aber auf dem Wege der Besserung wandelnder Sohn.

„Du, Pollux?“ frug das Mädchen überrascht.

„Ich selbst. Aber Du? Kann ich Dir helfen?“

„Mein armer Vater,“ klagte Selene. „Er rührt sich nicht, er ist starr — und sein Gesicht — o ihr ewigen Götter!“

„Wer schnarcht, ist nicht tot,“ entgegnete der Bildhauer.

„Aber der Arzt hat gesagt . . .“

„Er ist gar nicht krank! Pontius setzte ihm nur stärkeren Wein vor, als er zu trinken gewohnt ist. Laß ihn ruhen. Mit dem Kissen unter dem Nacken schläft er so fest wie ein Kind. Als er vorhin gar zu kräftig zu brummen begann, hab' ich so laut wie ein Regenvogel gepfiffen; denn das bringt die Schnarcher manchmal zum Schweigen; eher aber hätte ich die steinernen Musen dort zum Tanzen bringen können, als ihn aus dem Schlafe.“

„Könnten wir ihn nur ins Bett schaffen.“

„Wenn Du vier Pferde zur Hand hast . . .“

„Du bist immer noch so schlecht wie früher.“

„Etwas weniger, Selene. Du mußt Dich nur wieder an meine Redeweiſe gewöhnen. Diesmal meinte ich nur, daß wir beide zuſammen nicht ſtark genug wären, ihn fortzutragen.“

„Aber was ſoll ich denn thun? Der Arzt hat geſagt . . .“

„Bleib mir fort mit dem Arzte. Die Krankheit, an der Dein Vater leidet, die kenn' ich! Morgen iſt ſie vorüber, und den einzigen Schmerz, den ſie vielleicht bis zum Untergange der Sonne zurückläßt, wird er unter den Haaren verſpüren. Laß ihn nur ſchlafen.“

„Es iſt ſo kalt hier.“

„Da nimm meinen Mantel und decke ihn zu.“

„Dann wirſt Du frieren.“

„Das bin ich gewöhnt. Seit wann hat denn Keraunus mit den Aerzten zu ſchaffen?“

Selene erzählte, welcher Unfall den Vater betroffen und wie berechtigt ihre Befürchtungen wären.

Schweigend hörte der Bildhauer ihr zu, und ſagte dann in völlig verändertem Ton:

„Das thut mir herzlich leid. Legen wir ihm kaltes Waſſer auf die Stirn. Bis die Sklaven wieder kommen, will ich jede Viertelſtunde den Umſchlag wechſeln. Da ſteht ein Gefäß, und hier iſt ein Tuch. Gut! Das wäre gelungen! Vielleicht erwacht er dadurch, und wenn nicht, ſo tragen ihn die Leute in eure Wohnung.“

„Schmählich — ſchmählich!“ ſeufzte das Mädchen.

„Nicht doch; auch der Oberprieſter des Serapis kann unwohl werden. Laß mich nur machen.“

„Dir zu begegnen, wird ihn von neuem erregen. Er iſt Dir ſo böſe, — ſo böſe!“

„Gewaltiger Zeus, was hab' ich denn Großes verbrochen? Die Götter vergeben den Weiſeſten ſchwere Sünden und ein Menſch will nicht verzeihen, was ein dummer Junge in ſeinem Uebermute verbrach!"

„Du haſt ihn verhöhnt."

„Ich ſetzte an die Stelle des abgebrochenen Hauptes zwiſchen die Schultern des dicken Silen neben dem Thore einen Kopf von Thon, der ihm gleichſah. Meine erſte ſelbſtändige Arbeit iſt es geweſen."

„Du haſt ſie nur gemacht, um den Vater zu kränken."

„Gewiß nicht, Selene. Mich reizte der Spaß und nichts weiter."

„Aber Du wußteſt, wie empfindlich er iſt."

„Ueberlegt denn ein fünfzehnjähriger Wildfang die Folgen ſeines Uebermuts? Hätte er mir nur den Rücken zerprügelt, dann würde ſein Groll ſich mit Blitz und Donner entladen haben, und die Luft wäre wieder rein geworden. Aber ſo! Von meinem Werke ſchnitt er mit dem Meſſer das Geſicht ab und zertrat langſam die am Boden liegenden Stücke. Mir gab er einen einzigen Puff mit dem Daumen, den ich freilich heute noch fühle, und dann ſchmähte er mich und die Eltern ſo kühl und hart und mit ſo bitterer Verachtung . . ."

„Er wird niemals recht heftig, aber der Aerger frißt ſich in ihn hinein, und ſo verdroſſen wie damals ſah ich ihn ſelten."

„Hätte er nur unter vier Augen die Rechnung mit mir beglichen; aber ſo war mein Vater dabei und es regnete heftige Worte, zu denen meine Mutter das Ihrige gab, und ſeitdem war die Feindſchaft fertig zwiſchen dem

Häuschen da unten und euch hier oben. Am meisten hat mich's gekränkt, daß es Dir und Deiner Schwester verboten wurde, zu uns zu kommen und mit uns zu spielen."

„Das verdarb mir auch manche Stunde."

„Es war auch hübsch, wenn wir uns mit dem Theaterkram und den Mänteln des Vaters ausputzten."

„Und wenn Du uns Puppen aus Thon formtest."

„Oder wenn wir olympische Wettkämpfe aufführten."

„Ich war immer die Lehrerin, wenn wir mit den kleinen Geschwistern Schule spielten."

„Arsinoe machte Dir am meisten zu schaffen."

„Wie hübsch ist das Angeln gewesen!"

„Wenn wir Fische nach Hause brachten, dann gab uns meine Mutter Mehl und Rosinen, um damit zu kochen."

„Erinnerst Du Dich noch an das Adonisfest, und wie ich den durchgegangenen Fuchs des numidischen Reiters aufhielt?"

„Das Pferd hatte Arsinoe schon umgeworfen, und als wir nach Hause kamen, schenkte die Mutter Dir einen Mandelkuchen."

„Aber zum Dank biß Deine undankbare Schwester tapfer hinein und ließ mir nur ein winziges Stückchen übrig. Ist Arsinoe so hübsch geworden, wie sie zu werden versprach? Vor zwei Jahren hab' ich sie zum letztenmal gesehen; unsereiner findet erst, wenn es finster wird, Zeit, die Arbeit zu verlassen. Acht Monate lang hatt' ich für den Meister in Ptolemaïs zu thun, und oft sah ich die Alten nur einmal im Monat."

„Wir kommen auch wenig hinaus und dürfen nicht bei euch eintreten. Meine Schwester —"

„Iſt ſie ſehr ſchön?“

„Ich glaube ja. Wo ſie ein Band erwiſcht, da flicht ſie es in das Haar, und auf der Straße ſehen die Männer ihr nach. Sie iſt ſechzehn Jahre alt geworden.“

„Sechzehn Jahre, die kleine Arſinoe! Wie lang iſt es denn her ſeit dem Tod Deiner Mutter?“

„Vier Jahre und acht Monate.“

„Du behielteſt die Zeit ihres Endes wohl im Gedächtnis. Solch eine Mutter iſt auch ſchwer zu vergeſſen. Sie war eine gute Frau, ja eine freundlichere iſt mir nie begegnet, und ich weiß auch, daß ſie es verſuchte, Deinen Vater milder zu ſtimmen. Aber es glückte ihr nicht, und dann mußte ſie ſterben.“

„Ja,“ ſagte Selene dumpf. „Wie haben die Götter das thun können! Sie ſind oft grauſamer als die härteſten Menſchen!“

„Deine armen kleinen Geſchwiſter.“

Das Mädchen nickte trüb mit dem Kopfe, und auch Pollux blickte eine Zeit lang ſchweigend zu Boden. Dann hob er den Kopf und rief:

„Ich habe etwas für Dich, was Dich freuen wird.“

„Mich will nichts mehr freuen, ſeitdem ſie tot iſt.“

„Doch, doch,“ entgegnete der Bildhauer lebhaft. „Ich konnte die gute Frau nicht vergeſſen und formte einmal in müßigen Stunden ihre Büſte aus dem Gedächtnis. Morgen bring' ich ſie Dir.“

„O!“ rief Selene und aus ihren großen, kühlen Augen leuchtete ein ſonniger Glanz.

„Nicht wahr, das freut Dich?“

„Ja gewiß, ſehr. Aber wenn der Vater erfährt, daß Du mir das Bildnis ſchenkteſt . . .“

„So ist er im stande, es zu zerschlagen?“

„Wenn er es auch nicht zerschlägt, so duldet er's doch nicht im Hause, sobald er erfährt, daß Du es machtest.“

Da nahm Pollux den Umschlag von der Stirn des Verwalters, feuchtete ihn an und rief, während er ihn wieder auf den Kopf des Schlafenden zurücklegte:

„Ich hab' einen Einfall. Es kommt doch nur darauf an, daß Dich meine Büste manchmal an Deine Mutter erinnert. In eurer Wohnung braucht der Kopf nicht zu stehen. Auf dem Rundell, das ihr von eurem Altan aus sehen könnt und an dem Du vorbei gehen kannst, wann Du willst, stehen die Büsten der ptolemäischen Frauen, von denen einige arg verstümmelt sind und geflickt werden müssen. Ich übernehme die Herstellung der Berenice und setze ihr den Kopf Deiner Mutter auf den Hals. Du trittst ins Freie und kannst sie sehen. Ist es Dir recht so?“

„Ja, Pollux, Du bist doch ein guter Mensch.“

„Sagt' ich Dir's nicht? Ich fange schon an, mich zu bessern. Aber die Zeit, die Zeit! Wenn ich auch noch die Berenice übernehme, dann gilt es, mit den Minuten zu geizen.“

„Geh nur an Deine Arbeit zurück; das Umschlägemachen versteh' ich nur zu gut.“

Bei dieser Versicherung schlug Selene den Mantel ihrer Mutter, um den Händen freien Spielraum zu schaffen, über die Schulter und stand mit ihrer schlanken Gestalt, dem bleichen Gesicht und den schönen Falten in dem weiten Umwurf von gutem Stoff dem Künstler wie eine Bildsäule gegenüber.

„So bleibſt Du — ſo — ganz ſo!“ rief Pollux dem überraſchten Mädchen ſo laut und lebhaft zu, daß es erſchrak. „Der Mantel liegt wundervoll ungezwungen auf Deiner Schulter. Um aller Götter willen rühr ihn nicht an! Darf ich ihn nachmodelliren, ſo gewinne ich in wenigen Minuten einen ganzen Tag für unſere Berenice. Die Umſchläge mach' ich während der Pauſen.“

Ohne Selenens Antwort abzuwarten, eilte der Bildhauer in den Verſchlag zurück. Dann erſchien er erſt mit einer Arbeitslampe in jeder Hand und mit kleinen Werkzeugen im Munde, endlich aber mit ſeinem Wachsmodell, das er auf die äußerſte Kante des Tiſches ſtellte, hinter dem der Verwalter ruhte.

Die Kerzen wurden verlöſcht, die Lampen hier- und dorthin gerückt und auf und nieder geſchoben, und als endlich ein erträgliches Licht gewonnen war, warf ſich Pollux auf einen Seſſel, ſtreckte die Beine von ſich, reckte den Hals und den Kopf mit der gebogenen Naſe weit von ſich wie ein Geier, der ein fernes Ziel mit dem Blicke zu erfaſſen ſucht, — ſenkte das Auge, hob es wieder, um etwas Neues mit ihm zu erbeuten, und wandte es auf längere Zeit niederwärts. Dabei tanzten ſeine Fingerſpitzen und Nägel über die Fläche der Wachsfigur hin, verſenkten ſich in den bildſamen Stoff, klebten neue Stücke auf ſcheinbar vollendete Formen, beſeitigten andere mit entſchiedenen Schnitten und rundeten ſie mit wirbelnder Schnelligkeit, um ſie für einen neuen Zweck zu verwenden. Ein Krampf ſchien in ſeine Hände gefahren zu ſein, aber unter den zuſammengezogenen Brauen glänzte ſein Auge ernſt, feſt, ruhig, und doch voll von unausſprechlich tiefer Begeiſterung.

Selene hatte ihm mit keinem Worte gestattet, sie als Vorbild zu benützen; dennoch war sie, als habe sein Eifer sich auf sie übertragen, regungslos stehen geblieben, und wenn, während er arbeitete, sein Blick sie traf, ahnte sie den schweren Ernst, der in dieser Stunde ihren muntern Gefährten erfüllte.

Weder er noch sie regten eine Zeit lang die Lippen.

Endlich trat er von seinem Werke zurück, bückte sich tief, schaute erst Selene, dann seine Arbeit mit einem scharfen, lauernden Blick von unten nach oben an und sagte, während er hochaufatmend das Wachs von den Fingern rieb:

„So! So muß es werden! Jetzt mach' ich Deinem Vater einen neuen Umschlag, und dann fahren wir fort. Wenn Du müde bist, darfst Du Dich rühren."

Sie machte nur bescheidenen Gebrauch von dieser Erlaubnis, und bald begann die Arbeit von neuem.

Als er einige gesunkene Falten ihres Umwurfs sorgfältig erneuerte, hob sie den Fuß, um zurückzutreten; er aber sagte ernst: „Du bleibst stehen," und sie folgte seinem Geheiß.

Von nun an bewegte Pollux Finger und Stäbchen mit größerer Ruhe. Der Blick seines Auges war weniger gespannt als vorher, und er begann auch wieder zu sprechen.

„Du bist sehr bleich," sagte er. „Freilich, das Lampenlicht und die schlaflose Nacht . . ."

„Ich sehe bei Tage ebenso aus; aber krank bin ich doch nicht."

„Ich dachte, nur Arsinoe würde Deiner Mutter ähnlich werden; jetzt aber finde ich viele Züge von ihr auch

in Deinem Antlitze wieder. Das Oval ist das gleiche, fast geradlinig schmiegt sich auch bei Dir die Nase der Stirn an, Deine großen Augen und der Schwung der Brauen sind wie aus ihrem Antlitz genommen; doch Dein Mund ist kleiner und zierlicher geschnitten, und die Verstorbene hätte wohl schwerlich das Haar zu einem so schweren Knoten am Hinterkopfe zusammenschlingen können. Ich meine auch, daß das Deine heller . . ."

„Sie soll als Mädchen noch volleres Haar gehabt haben und ist vielleicht als Kind ebenso blond gewesen, wie ich war. Jetzt bin ich braun."

„Das hast Du auch von ihr, daß sich das Haar, ohne kraus zu sein, in so weichen Wellen um das Haupt legt."

„Es läßt sich leicht regieren."

„Bist Du nicht höher gewachsen?"

„Ich glaube; aber weil sie voller war, sah sie wohl weniger groß aus. — Bist Du bald fertig?"

„Du wirst müde vom Stehen?"

„Nicht sehr."

„So habe noch ein wenig Geduld. Dein Anblick erinnert mich mehr und mehr an frühere Jahre. Ich freue mich, auch Arsinoe wiederzusehen. Mir ist zu Mut, als sei die Zeit ein gutes Stück rückwärts gegangen. Hast Du dieselbe Empfindung?"

Selene schüttelte das Haupt.

„Du bist nicht glücklich?"

„Nein."

„Ich weiß wohl. Für Deine Jugend hast Du sehr schwere Pflichten zu erfüllen."

„Es geht so hin."

„Nein, nein, ich weiß, daß Du die Dinge nicht gehen läßt, wie sie wollen. Wie eine Mutter sorgst Du für die Geschwister.“

„Wie eine Mutter,“ wiederholte Selene und ihr Mund verzog sich zu einem abweisend bitteren Lächeln.

„Freilich! Mutterliebe ist ein ganz besonderes Ding; doch Dein Vater und Deine Geschwister sollen allen Grund haben, auch mit der Deinen zufrieden zu sein.“

„Vielleicht sind's die Kleinen und unser blinder Helios, aber Arsinoe thut, was sie mag.“

„Du bist gewiß nicht zufrieden! Ich hör' es Dir an, und Du warst doch früher frisch und heiter, wenn auch nicht so übermütig wie Deine Schwester.“

„Früher.“

„Wie traurig das klingt! Und doch, doch, Du bist schön, bist jung, das Leben liegt vor Dir!“

„Welch ein Leben!“

„Welches?“ frug der Bildhauer, indem er die Hände von der Arbeit entfernte, die schöne, bleiche Jungfrau feurig ansah und mit Herzlichkeit fortfuhr:

„Ein Leben, das ganz voll sein könnte von Glück und heiterer Liebe.“

Da schüttelte das Mädchen verneinend den Kopf und versetzte gelassen:

„‚Liebe ist Freude‘, sagt die Christin, die unsere Arbeit in der Papyrusfabrik beaufsichtigt, und seit die Mutter tot ist, habe ich mich nie mehr gefreut. Alles Glück genoß ich in der Kindheit auf einmal. Jetzt bin ich froh, wenn uns das schwerste Unglück erspart bleibt. Was sonst die Tage bringen, nehm' ich hin, weil ich es nicht zu ändern vermag. Mein Herz ist ganz leer, und

wenn es wirklich etwas empfindet, ſo iſt es Furcht. Gutes von der Zukunft zu erwarten, das hab' ich ſchon lange verlernt."

„Mädchen, Mädchen!" rief Pollux. „Was iſt mit Dir vorgegangen? Ich begreife auch nur die Hälfte von dem, was Du ſprichſt. Wie kommſt Du in die Papyrusfabrik?"

„Verrate mich nicht," bat Selene ängſtlich. „Wenn der Vater es hörte . . ."

„Er ſchläft, und was Du mir hier vertrauſt, wird niemand erfahren."

„Warum ſoll ich's verſchweigen? Täglich gehe ich mit Arſinoe auf einige Stunden in die Werkſtätte und arbeite dort, um etwas Geld zu verdienen."

„Hinter dem Rücken Deines Vaters?"

„Ja. Er ließe uns lieber verhungern, als daß er das litte. Unaufhörlich gibt es den gleichen Ekel bei dem gleichen Betrug zu ertragen, aber es geht nicht anders; denn Arſinoe denkt nur an ſich ſelbſt, ſpielt mit dem Vater das Brettſpiel, brennt ihm die Locken und tändelt manchmal mit den Kindern herum, als wären es Puppen; mir aber liegt es ob, für die Kleinen zu ſorgen."

„Und Du, Du ſagſt, daß Du lieblos wäreſt? Zum Glück glaubt es Dir niemand, und ich am letzten. Neulich erzählte mir die Mutter von Dir, und da dacht' ich, Du wäreſt ein Mädchen, das eine Frau geben könnte gerade ſo wie ſie ſein ſoll."

„Und heute?"

„Heute weiß ich's gewiß."

„Du könnteſt Dich irren."

„Nein, nein! Du heißt Selene, und mild wie das

freundliche Mondlicht biſt Du, Namen haben ihre Bedeutung.“

„Mein blinder Bruder, der das Licht noch niemals geſehen hat, heißt Helios,“ entgegnete das Mädchen höhniſch.

Pollux hatte mit großer Wärme geſprochen; Selenens letzte Worte erſchreckten ihn aber und dämpften ſeine hoch aufwallende Empfindung.

Als er nichts auf ihren bitteren Ausruf antwortete, ſagte ſie erſt kühl, dann immer wärmer:

„Du fängſt an, mir zu glauben, und Du haſt recht; denn was ich für die Kleinen thue, geſchieht nicht aus Güte, nicht aus Liebe, nicht weil ihr Wohl mir höher ſteht als das meine. Vom Vater erbte ich den Stolz, und ſo wäre es mir gräßlich, wenn die Geſchwiſter zerlumpt einhergingen und die Leute uns für ſo arm und elend hielten, wie wir es ſind. Das Schrecklichſte iſt mir Krankheit im Hauſe; denn ſie ſteigert die Angſt, die mich nie verläßt, und verſchlingt die letzten Seſterze; darum dürfen die Kinder nicht darben. Ich will mich nicht ſchlechter machen, als ich bin: es thut mir auch leid, ſie verkommen zu ſehen. Aber Freude bereitet mir nichts von dem, was ich thue; es mäßigt höchſtens die Furcht. Du fragſt, wovor ich mich ängſtige? Vor allem, ja allem, was kommen kann; denn Gutes zu erwarten fehlt mir jeglicher Grund. Wenn es klopft, ſo kann es ein Gläubiger ſein; wenn ſie Arſinoe auf der Straße nachſtarren, ſeh' ich die Unehre ſie ſchon umſchleichen; wenn der Vater gegen den Willen des Arztes handelt, ſo mein' ich, wir ſtünden bereits obdachlos auf offener Straße. Was thät' ich wohl freudigen Herzens! Gewiß, ich bin nicht müßig,

aber ich beneide jedes Weib, das die Hände in den Schoß legen und ſich von Sklavinnen bedienen laſſen kann. Fiele mir nur ein goldener Schatz in die Hände, ich rührte gewiß keinen Finger mehr und ſchliefe jeden Tag, bis die Sonne hoch ſteht, und ließe Sklaven für den Vater und die Geſchwiſter ſorgen. Mein Leben iſt lauter Elend. Gibt es einmal eine beſſere Stunde, ſo wundere ich mich, und eh' ich mit dem Erſtaunen zu Ende bin, iſt ſie auch ſchon vorüber."

Den Bildhauer überlief es kalt, und ſein Herz, das ſich ſeiner ſchönen Geſpielin weit geöffnet hatte, zog ſich zuſammen.

Bevor er das rechte, ermutigende Wort gefunden, nach dem er ſuchte, ließ ſich aus dem Saale, in dem die Arbeiter und Sklaven ruhten, ein Trompetenſtoß hören, der ſie zu erwecken beſtimmt war.

Selene ſchrak zuſammen, zog den Mantel feſter um ſich, bat Pollux, für den Vater Sorge zu tragen und den neben ihm ſtehenden Weinkrug vor den Leuten zu verbergen, und ging dann, indem ſie der Lampe vergaß, ſchnell der Pforte entgegen, durch die ſie gekommen war.

Pollux eilte ihr nach, um ihr zu leuchten, und während er ſie bis zur Thür ihrer Wohnung begleitete, gewann er ihr mit warmen, dringenden Worten, die ihr das Herz wunderbar berührten, das Verſprechen ab, ihm noch einmal in dem Mantel Modell zu ſtehen.

Eine Viertelſtunde ſpäter lag der Verwalter im Bette und fuhr fort zu ſchlafen; Pollux aber, der ſich hinter den Schranken auf einem Polſter ausgeſtreckt hatte, mußte noch lange an das blaſſe Mädchen mit der erſtarrten Seele denken.

Endlich übermannte auch ihn der Schlummer, ein freundlicher Traum zeigte ihm die hübſche kleine Arſinoe, die ohne ihn beim Adonisfeſte von dem ſcheuen Roß des Numidiers unfehlbar zu Boden geriſſen worden wäre, wie ſie ihrer Schweſter Selene einen Mandelkuchen fortnahm und ihn ihm überbrachte. Die blaſſe Beraubte ließ ſich dies ruhig gefallen und lächelte dabei ſtill und kühl vor ſich hin.

Sechstes Kapitel.

Alexandria war in großer Erregung.

Der in naher Aussicht stehende Besuch des Kaisers lenkte die fleißige Ameisenschar der Bürger von den Pfaden ab, auf denen sie Tag für Tag wimmelnd, eilend, einander fördernd und überrennend nach Brot und den Mitteln jagten, die arbeitsfreien Stunden mit Freude und Lust bis zum Rande zu füllen.

In vielen Fabriken, Werkstätten, Hörsälen und Magazinen stockte das sich schnell und rastlos schwingende Rad des Fleißes; denn alle Berufsklassen und Stände waren von dem gleichen Streben beseelt, den Besuch Hadrians durch Feste von unerhörtem Glanze zu feiern.

Was die Bürgerschaft an erfinderischem Sinn, an Reichtum und Schönheit besaß, war aufgerufen worden, sich an den Spielen und Aufzügen zu beteiligen, die eine ganze Reihe von Tagen ausfüllen sollten.

Die reichsten heidnischen Bürger hatten die Ausstattung der aufzuführenden Theaterstücke, der vor dem Kaiser zu liefernden Scheingefechte zur See, sowie der blutigen Spiele im Amphitheater übernommen, und die Zahl der Begüterten war so groß, daß sich für kleinere Leistungen

weit mehr Zahlungslustige meldeten, als berücksichtigt werden konnten.

Dennoch nahm die Ausstattung von einzelnen Teilen des Aufzugs, an die auch Unbemittelte sich anschließen durften, die Ausführung der Bauten im Hippodrom, die Ausschmückung der Straßen und die Bewirtung der römischen Gäste so beträchtliche Summen in Anspruch, daß sie selbst dem Präfekten Titianus, der gewohnt war, die römischen Standesgenossen mit Millionen spielen zu sehen, außerordentlich hoch erschienen waren.

Als kaiserlichem Statthalter lag es ihm ob, jeder seinem Gebieter vorzuführenden Augen- und Ohrenweide die Zustimmung zu erteilen.

Im ganzen ließ er den Bürgern der Großstadt freie Hand; gegen das Zuviel mußte er indes mehr als einmal kräftig einschreiten; denn wenn der Kaiser auch viel Vergnügen zu ertragen vermochte, so überstieg doch das, was die Alexandriner ursprünglich ihm anzusehen und anzuhören aufgeben wollten, auch die unermüdlichste Menschenkraft.

Am meisten Not verursachten nicht nur ihm, sondern auch den von der Bürgerschaft erwählten Festleitern die zwischen dem heidnischen und jüdischen Teile der Einwohner niemals ruhenden Zwistigkeiten und die Festzüge; denn keine Abteilung wollte die letzte, kein Mitglied einer solchen auch nur das dritte und vierte sein.

Aus einer Versammlung, in der all diese Vorbereitungen endlich durch sein straffes Eingreifen zu einem unwiderruflichen Abschluß gebracht worden waren, begab sich Titianus in das Cäsareum, um der Kaiserin den Besuch abzustatten, den sie täglich von ihm erwartete.

Er war froh, mit dieſen Dingen wenigſtens vorläufig zum Ziele gelangt zu ſein; denn ſechs Tage waren, ſeitdem man die Arbeiten im Palaſte auf der Lochias begonnen hatte, verſtrichen, und Hadrians Ankunft rückte näher und näher.

Er fand Sabina wie immer auf ihren Polſtern; doch lehnte die Kaiſerin ſich heute in aufrechter Stellung an die Kiſſen.

Sie ſchien die Anſtrengungen der Seefahrt überwunden zu haben, hatte zum Zeichen, daß ſie ſich wohler befinde, mehr Rot als vor drei Tagen auf die Wangen und Lippen gelegt, und weil ſie den Beſuch der Bildhauer Papias und Ariſteas empfangen, das Haar ſo ordnen laſſen, wie es die Bildſäule der ſiegreichen Venus trug, mit deren Attributen ſie, allerdings nur mit Widerſtreben, vor fünf Jahren in Marmor gebildet worden war.

Als man eine Nachbildung dieſer Statue in Alexandria aufgeſtellt hatte, war von einer böſen Zunge das häufig unter den Bürgern der Stadt wiederholte Wort ausgeſprochen worden:

„Siegreich iſt dieſe Aphrodite gewiß; denn wer ſie ſieht, macht ſchnell, daß er fortkommt. Man ſollte ſie ‚die in die Flucht treibende Kypris‘ nennen!“

Erregt von den erbitterten Zänkereien und unerfreulichen Auftritten, denen er ſoeben beigewohnt hatte, trat Titianus vor die Kaiſerin, die er diesmal allein mit ihrem Kämmerer und einigen dienenden Frauen in einem kleinen Gemache fand.

Auf die ehrfurchtsvolle Frage des Präfekten nach ihrem Befinden antwortete ſie, die Achſeln zuckend:

„Wie ſoll es gehen? Sagt' ich gut, ſo würde ich

lügen, sagt' ich schlecht, so gäb' es bedauerliche Gesichter, die man nicht gern ansieht. Man muß eben das Leben ertragen. Und doch! Die vielen Thüren in diesen Gemächern bringen mich noch um, wenn ich hier lange bleiben muß."

Titianus schaute auf die beiden Pforten des Gemaches, in dem die Kaiserin sich befand, und begann dem Bedauern über diesen Uebelstand, der von ihm unbemerkt geblieben sei, Ausdruck zu geben; Sabina unterbrach ihn aber und sagte:

„Ihr Männer nehmt niemals wahr, was uns Frauen weh thut. Unser Verus ist der einzige, der es fühlt und versteht, — es ahnt, möchte ich sagen. Fünfunddreißig Thüren befinden sich in den von mir bewohnten Gemächern; ich ließ sie zählen! Fünfunddreißig! Wären sie nicht alt und beständen sie nicht aus kostbarem Holze, würde ich denken, man hätte sie mir zum Possen anbringen lassen."

„Einige können vielleicht durch Vorhänge ersetzt werden."

„Laß nur! Auf etliche Plagen mehr oder weniger kommt es in meinem Leben nicht an. Sind die Alexandriner endlich mit den Vorbereitungen fertig?"

„So hoff' ich," entgegnete der Präfekt aufseufzend. „Sie setzen alles daran, ihr Bestes zu geben; doch in dem Bestreben, sich vorzudrängen, führt jeder Krieg gegen den andern, und ich stehe noch unter dem Einflusse des widerwärtigen Gezänkes, dem ich stundenlang beiwohnen mußte, und das ich durch manches derbe ‚Warte, ich will euch!' zu beschwichtigen hatte."

„So?" frug die Kaiserin und verzog, als hätte sie

etwas Angenehmes vernommen, lächelnd die Lippen. „Erzähle mir etwas von dieser Versammlung. Ich langweile mich zum Sterben; denn Verus, Balbilla und die anderen haben mich um Erlaubnis gebeten, die Arbeiten auf der Lochias besichtigen zu dürfen. Daß man überall lieber ist als bei mir, bin ich ja gewohnt. Darf mich das wundern, wenn meine Gegenwart nicht einmal genügt, einen Freund meines Gatten eine Disharmonie, die Erinnerung an kleine Widerwärtigkeiten vergessen zu lassen? Meine Flüchtlinge bleiben lange aus; es muß viel Schönes auf der Lochias zu sehen geben."

Der Präfekt unterdrückte sein Mißbehagen, gab der Besorgnis, daß der Baumeister und seine Gehilfen gestört werden könnten, keinerlei Ausdruck und begann im Ton des Boten in der Tragödie:

„Der erste Streit entspann sich wegen der Anordnung der Aufzüge."

„Tritt etwas weiter zurück," bat Sabina und drückte die mit Ringen bedeckte Rechte, als ob sie einen Schmerz empfinde, auf das Ohr.

Die Wangen des Präfekten röteten sich leise; aber er that der Gattin des Cäsars den Willen und fuhr, indem er die Stimme tiefer dämpfte, in seinem Berichte fort:

„Wegen der Aufzüge wurde also die Ruhe zuerst unterbrochen."

„Das hab' ich schon einmal gehört," entgegnete die Matrone und gähnte. „Ich liebe die Aufzüge."

„Aber," sagte der Präfekt, ein Mann im Anfang der sechziger Jahre, mit wachsender Erregung, „sie sind hier wie zu Rom und überall, wo sie nicht der strenge

Befehl eines einzelnen ordnet, Kinder des Streites und gebären Streit, auch wenn sie zur Feier eines Friedensfestes veranstaltet werden."

„So scheint es Dich zu verdrießen, daß man Hadrian durch sie zu ehren begehrt."

„Du scherzest. Eben weil mir alles daran gelegen ist, sie möglichst glänzend ausfallen zu lassen, bekümmerte ich mich in eigener Person auch um das Einzelne und habe es auch zu meiner Freude verstanden, selbst die Widerwilligen gefügig zu machen. Es wäre wohl kaum meines Amtes . . ."

„Ich dachte, Du dientest nicht bloß dem Staate, sondern wärest auch der Freund meines Gatten."

„Ich bin stolz, mich so nennen zu dürfen."

„Ja, Hadrian hat viele, sehr viele Freunde, seitdem er den Purpur trägt. Hast Du jetzt Deine üble Laune vergessen? Du mußt sehr empfindlich geworden sein, Titianus; die arme Julia hat einen reizbaren Gatten."

„Sie ist weniger beklagenswert, als Du denkst," entgegnete Titianus mit Würde, „denn mein Amt nimmt mich so ganz in Anspruch, daß sie nur selten in der Lage ist, wahrzunehmen, was mich bewegt. Wenn ich meine Erregung vor Dir zu verbergen vergaß, so bitte ich, dies meinem Eifer, Hadrian einen würdigen Empfang zu sichern, vergeben zu wollen."

„Als ob ich Dir zürnte! Aber um auf Deine Gattin zurück zu kommen. Sie ist also, wie ich höre, meine Schicksalsgenossin. Wir Armen, die wir von unseren Männern nichts zu erwarten haben als das abgestandene Gericht, das die Geschäfte, die alles andere verschlingen, uns übrig lassen! Aber Deine Erzählung, Deine Erzählung!"

„Die schwersten Stunden bereitete mir das üble Verhältnis der Juden zu den anderen Bürgern.“

„Ich hasse diese verruchten Sekten: Juden, Christen, oder wie sie sonst heißen mögen! Weigern sie sich, das Ihre für den Empfang des Kaisers zu steuern?“

„Im Gegenteil. Der Alabarch, ihr reiches Oberhaupt, hatte sich erboten, die gesamten Kosten für die Naumachie zu bestreiten, und sein Glaubensgenosse Artemion ...“

„Nun? — Man nehme ihr Geld, man nehm' es!“

„Die hellenischen Bürger fühlen sich reich genug, alle Ausgaben, die viele Millionen Sesterze betragen werden, zu bestreiten, und wünschen die Juden, wo es nur angeht, von ihren Aufzügen und Spielen auszuschließen.“

„Sie haben recht.“

„Erlaube mir, Dich zu fragen, ob es gerecht sein würde, die Hälfte der Alexandriner zu verhindern, ihrem Kaiser Ehre zu erweisen?“

„Dieser Ehre wird Hadrian mit Vergnügen entsagen. Der ‚Afrikanische‘, der ‚Germanische‘, der ‚Dacische‘ genannt zu werden, gereichte unseren Siegern zum Ruhm, Titus aber schlug es aus, nachdem er Jerusalem zerstört hatte, sich den ‚Jüdischen‘ nennen zu lassen.“

„Er that es, weil er die Erinnerung an die Blutströme scheute, die vergossen werden mußten, um den furchtbar zähen Widerstand dieses Volkes zu brechen. Dem Besiegten hatte Glied auf Glied, Finger auf Finger geknickt werden müssen, bevor er sich entschließen konnte, sich zu ergeben.“

„Du sprichst wieder halb wie ein Dichter. Oder haben Dich diese Leute zu ihrem Sachwalter erwählt?“

„Ich kenne sie und bin bestrebt, ihnen wie allen Bürgern dieses Landes, das ich im Namen des Staates und Kaisers verwalte, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie zahlen Steuern so viel wie die anderen Alexandriner, ja mehr; denn es gibt unter ihnen sehr reiche Männer. Sie thun sich rühmlich hervor im Handel, in Gewerben, Wissenschaft und Kunst, und darum messe ich sie mit gleichem Maß wie die übrigen Bewohner dieser Stadt. Ihr Aberglauben ficht mich so wenig an wie der der Aegypter."

„Aber es überschreitet das Maß. Sie weigerten sich, zu Aelia capitolina, das Hadrian mit vielen Bauten geschmückt hat, den Bildsäulen des Jupiter und der Hera zu opfern. Das heißt, sie verschmähen es, mir und meinem Gatten zu huldigen."

„Es ist ihnen verboten, einem andern als ihrem eigenen Gotte zu dienen. Aelia ward auf dem Grund und Boden des zerstörten Jerusalems erbaut, und die Statuen, von denen Du redest, stehen an ihren heiligsten Stätten."

„Was geht das uns an?"

„Du weißt, auch Cajus konnte sie nicht dahin bringen, seine Bildsäule im Allerheiligsten ihres Tempels aufzustellen. Selbst der Statthalter Petronius mußte zugestehen, sie zwingen, hieße sie aufreiben."

„So mag ihnen geschehen, was sie verdienen, so vertilge man sie!" rief Sabina.

„Vertilgen?" frug der Präfekt. „In Alexandria allein beinah die Hälfte der Bürger, das heißt mehrere Hunderttausend von gehorsamen Unterthanen — vertilgen?"

„So viele?“ fuhr die Kaiserin erschrocken auf. „Das ist ja entsetzlich! Gewaltiger Zeus, wenn diese Masse gegen uns aufsteht! Niemand redete mir von diesen Gefahren! — In der Kyrenaïka und zu Salamis auf Kyprus haben sie ihre Mitbürger zu Zehntausenden gemordet.“

„Man hatte sie aufs äußerste gereizt, und sie waren ihren Bedrängern an Macht überlegen.“

„Und in ihrem eigenen Lande soll sich Aufstand an Aufstand schließen.“

„Wegen der Opfer, von denen wir sprachen.“

„Tinnius Rufus ist jetzt Legat in Palästina. Er hat eine widerwärtige, schrille Stimme, — aber er sieht aus, als ließe er nicht mit sich spaßen, und wird die gefährliche Brut zu bändigen wissen.“

„Vielleicht,“ entgegnete Titianus; „doch ich fürchte, daß er mit bloßer Härte sein Ziel nicht erreicht und, erreicht er es dennoch, eine Provinz entvölkert.“

„Es gibt nur zu viele Menschen im Reiche.“

„Aber niemals genug nützliche Bürger.“

„Aufrührerische Götterverächter und nützliche Bürger!“

„Hier in Alexandria, wo sich viele von ihnen völlig den Sitten und der Denkweise der Hellenen gefügt und alle ihre Sprache angenommen haben, sind sie es gewiß und zweifellos dem Kaiser aufs treuste ergeben.“

„Sie nehmen teil an den Festen?“

„Soweit es die hellenischen Bürger zulassen, ja.“

„Und die Ausstattung der Naumachie?“

„Wird nicht auf sie übertragen; dem Artemion wurde jedoch gestattet, die wilden Tiere für die Spiele im Amphitheater zu stellen.“

„Und er erwies ſich nicht geizig?“

„So wenig, daß Du ſtaunen wirſt. Der Mann muß es wie Midas verſtehen, Steine in Gold zu verwandeln.“

„Gibt es viel ſeinesgleichen unter euren Juden?“

„Eine hübſche Anzahl.“

„So wünſcht' ich, daß ſie einen Aufſtand verſuchten; denn wenn dieſer auch die reichen Leute verſchlingt, ſo bleibt uns doch ihr Gold.“

„Einſtweilen ſuche ich ſie als gute Steuerzahler am Leben zu erhalten.“

„Teilt Hadrian dieſen Wunſch?“

„Ohne Zweifel.“

„Dein Nachfolger bringt ihn vielleicht auf andere Gedanken.“

„Er handelt ſtets nach ſeinem eigenen Ermeſſen, und noch bin ich im Amte,“ verſetzte Titianus ſtolz.

„Und der Judengott möge Dich lange darin erhalten,“ entgegnete Sabina höhniſch.

Siebentes Kapitel.

Bevor Titianus die Lippen zu einer Antwort öffnen konnte, wurde die Hauptthür des Gemaches vorsichtig, aber weit aufgethan, und der Prätor Lucius Aurelius Verus, seine Gattin Domitia Lucilla, die junge Balbilla und als letzter der Geschichtsschreiber Annäus Florus betraten das Gemach.

Alle vier waren heiter erregt und wollten gleich nach den ersten Begrüßungen der Kaiserin über das, was sie auf der Lochias gesehen hatten, Bericht erstatten; Sabina aber wehrte ihnen mit der Hand und hauchte:

„Nicht, nicht, noch nicht; ich fühle mich erschöpft. Das lange Warten, und dann — mein Riechfläschchen, Verus! Leukippe, einen Becher Wasser mit Fruchtsaft; aber nicht so süß wie gewöhnlich!“

Die griechische Sklavin beeilte sich, diesen Auftrag zu erfüllen, und während die Kaiserin das aus Onyx geschnittene zierliche Fläschchen zur Nase führte, sagte sie:

„Nicht wahr, Titianus, es ist eine kleine Ewigkeit her, seitdem wir uns von Staatsgeschäften unterhalten? Ihr anderen wißt ja, daß ich offen bin und nicht schweigen kann, wenn mir verkehrte Ansichten begegnen. Während

ihr fort waret, habe ich viel hören und sprechen müssen. Das hätte auch einem Stärkeren die Kräfte gebrochen. Mich wundert, daß ihr mich nicht elender findet, denn was gibt es wohl Aufreibenderes für eine Frau, als gegen einen Mann, der etwas ganz anderes verteidigt, für männliche Entschiedenheit eintreten zu müssen? Reich mir das Wasser, Leukippe."

Während die Kaiserin, indem sie ohne Unterlaß die schmalen Lippen kostend bewegte, den Fruchtsaft in kleinen Zügen austrank, näherte sich Verus dem Präfekten und fragte ihn flüsternd:

„Du warst lange mit Sabina allein, mein Vetter?"

„Ja," entgegnete Titianus, und damit biß er die Zähne so fest zusammen und ballte die Faust so kräftig, daß der Prätor seine Meinung nicht mißverstehen konnte und ihm zuraunte:

„Sie ist zu beklagen, und namentlich jetzt hat sie Stunden . . ."

„Was für Stunden?" frug Sabina, indem sie den Becher von den Lippen entfernte.

„Solche," entgegnete Verus schnell, „in denen ich mich nicht um den Senat und die Staatsgeschäfte zu kümmern brauche. Wem anders dank' ich das wieder als Dir?"

Bei dieser Frage nahte er sich der Matrone und nahm ihr so liebevoll dienstbeflissen wie ein aufmerksamer Sohn seiner verehrten leidenden Mutter den geleerten Pokal aus der Hand, um ihn der Griechin zu reichen.

Die Kaiserin winkte dem Prätor mehrmals, als Zeichen ihres Dankes, wohlgefällig zu und sagte dann mit einem Anflug von Heiterkeit in der Stimme:

„Nun? Was gab es auf der Lochias zu ſehen?“

„Wunderdinge,“ entgegnete Balbilla ſchnell und ſchlug die kleinen Hände zuſammen. „Ein Bienenſchwarm, ein Ameiſenhaufen iſt in den alten Palaſt eingedrungen. Weiße und braune und ſchwarze Arme — mehr, als wir zählen konnten, fanden wir thätig, und von den Hunderten von Arbeitern, die ſich da regten, war keiner dem andern im Wege, denn wie die vorſichtige Weisheit der Götter die Sterne in der ‚gnädigen, gnädigen Nacht‘ Wege führt, auf denen ſie einander niemals hindern und ſtoßen, ſo lenkte dieſe alle ein kleiner Mann.“

„Ich muß für den Baumeiſter Pontius eintreten,“ unterbrach Verus das Mädchen. „Er iſt immerhin ein Mann von mittlerer Größe.“

„Sagen wir alſo, um Deinem Gerechtigkeitsgefühl zu genügen,“ fuhr Balbilla fort, „ſagen wir alſo, es lenkt ſie alle ein Menſchenkind von mittlerer Größe mit einer Papyrusrolle in der Rechten und einem Stift in der Linken. Gefällt Dir meine Ausdrucksweiſe ſo beſſer?“

„Sie kann mir niemals mißfallen,“ entgegnete der Prätor.

„Laß Balbilla weiter erzählen,“ befahl die Kaiſerin gütig.

„Wir haben das Chaos geſehen,“ ſagte das Mädchen, „doch ahnt man in dem Durcheinander die Bedingungen für eine künftige geordnete Schöpfung; ja man ſieht ſie mit Augen.“

„Und man ſtößt ſich an mancherlei mit den Füßen,“ lachte der Prätor. „Wäre es dunkel geweſen und wären die Arbeiter Würmer, wir hätten die Hälfte tot getreten, ſo wimmelten ſie überall auf dem Eſtrich umher.“

„Was machten ſie da?“ frug Sabina.

„Alles,“ entgegnete Balbilla ſchnell. „Dieſe glätteten ſchadhaft gewordene Stellen, jene legten neue Moſaikſtücke in die leeren Betten, aus denen man die alten geraubt hatte, und gewandte Künſtler malten auf glatte Gipsflächen bunte Figuren. Jede Säule, jede Statue war von einem Gerüſt umgeben, das bis an die Decke reichte, und alles wurde von Menſchen erſtiegen, die einander drängten wie die Matroſen, die bei einer Naumachie den Bord des feindlichen Schiffes erſteigen.“

Die Wangen des hübſchen Mädchens hatten ſich bei der lebhaften Erinnerung an das Geſehene gerötet, und während ſie ſprach und dabei die Hände voll Ausdruck bewegte, zitterte das hohe Lockengebäu, das ſein Köpfchen krönte.

„Deine Schilderung fängt an poetiſch zu werden,“ unterbrach die Kaiſerin ihre junge Gefährtin. „Vielleicht begeiſtert die Muſe Dich noch zu Verſen.“

„Alle neun Pieriden,“ ſagte der Prätor, „ſind auf der Lochias vertreten. Acht haben wir geſehen; die neunte aber, die den Beobachtern der Sterne hilfreiche Beſchützerin der ſchönen Künſte, die hohe Urania, hatte noch an Stelle des Kopfes — erlaube mir, Dich raten zu laſſen, was? göttliche Sabina.“

„Nun?“

„Einen Strohwiſch.“

„O weh,“ ſeufzte die Kaiſerin. „Was meinſt Du, Florus. — Sollte es unter Deinen gelehrten und Verſe ſchmiedenden Genoſſen keinen geben, der dieſer Urania gleichſieht?“

„Jedenfalls,“ entgegnete der Angeredete, „ſind wir

vorſichtiger als die Göttin; denn der Inhalt unſerer Köpfe wird von der harten Kapſel des Schädels und mehr oder weniger reichlichen Haaren verborgen. Urania trägt ihr Stroh offen zur Schau."

„Das klingt ja beinah'," lachte Balbilla, auf ihre Lockenfülle weiſend, „als thäte es mir beſonders not, das, was unter dieſen Haaren ſitzt, zu verbergen?"

„Auch der lesbiſche Schwan ward ‚die ſchöngelockte' genannt," entgegnete Florus.

„Und Du biſt unſere Sappho," ſagte Lucilla, die Gattin des Prätors, und zog das Mädchen liebreich an ſich.

„Allen Ernſts! Willſt Du nicht in Verſe bringen, was Du heute ſahſt?" frug die Kaiſerin.

Da ſchaute Balbilla zu Boden und verſetzte friſch:

„Es könnte mich reizen. — Alles Seltſame, das mir begegnet, drängt mich zu Verſen."

„Folge indes dem Rat des Grammatikers Apollonius," mahnte Florus. „Du biſt die Sappho unſerer Zeit und ſollteſt darum nicht in attiſchem Griechiſch, ſondern in der alten äoliſchen Sprechweiſe dichten."

Verus lachte. — Die Kaiſerin, deren Zwerchfell ſich niemals kräftig bewegte, kicherte kurz und ſchneidend auf, Balbilla aber frug lebhaft:

„Glaubt ihr, es würde mir nicht gelingen, das zu ſtande zu bringen? Morgen fange ich an, mich in der alten äoliſchen Mundart zu üben."

„Laß das," bat Domitia Lucilla. „Deine einfachſten Lieder ſind immer die ſchönſten geweſen."

„Man ſoll nicht über mich lachen," entgegnete Balbilla eigenwillig. „In wenigen Wochen verſtehe ich den

äoliſchen Dialekt zu gebrauchen; denn ich kann alles, was ich will, alles — alles —"

„Was für ein Trotzkopf ſteckt unter dieſen Locken!" ſagte die Kaiſerin und drohte gnädig mit dem Finger.

„Und welches Faſſungsvermögen!" rief Florus. „Ihr Lehrer in der Grammatik und Metrik ſagte mir, ſein beſter Schüler wäre ein Weib von edlem Geſchlechte, und dazu eine Dichterin, wäre Balbilla geweſen."

Das Mädchen errötete bei dieſem Lobe und frug freudig bewegt:

„Schmeichelſt Du, oder hat Hephäſtion das wirklich geſagt?"

„O weh!" rief der Prätor. „Hephäſtion war auch mein Lehrer, und ich gehöre alſo zu den von Balbilla geſchlagenen männlichen Schülern. Aber das iſt mir nichts Neues; denn der Alexandriner vertraute mir das Nämliche wie dem Florus, und ich bin nicht eitel genug auf meine Verſe, um nicht zu fühlen, daß ſein Urteil gerecht iſt."

„Ihr folgt verſchiedenen Muſtern," ſagte Florus, „Du dem Ovid, ſie der Sappho. Du dichteſt lateiniſch, ſie griechiſch. Führſt Du noch immer die Liebesgeſänge Deines Ovid bei Dir?"

„Stets," entgegnete Verus. „Wie Alexander ſeinen Homer."

„Und aus Ehrfurcht vor dem Meiſter bemüht ſich Dein Gatte, unter dem Beiſtand der Venus nach dieſen Geſängen zu leben," fügte die Kaiſerin hinzu, indem ſie ſich an Domitia Lucilla wandte.

Die ſchlanke und ſchöne Römerin antwortete nur mit einem leiſen Achſelzucken auf dieſe wenig freundlich ge-

meinten Worte; Verus aber ſagte, indem er Sabinas zu Boden geſunkene ſeidene Decke aufhob und ſie ihr ſorgfältig über die Kniee breitete:

„Mein ſchönſtes Glück iſt das, daß die ſiegreiche Venus mir wohl will. Aber wir ſind mit unſerem Berichte noch nicht zu Ende: unſer lesbiſcher Schwan iſt auf der Lochias einem andern Vogel begegnet, einem plaſtiſchen Künſtler.“

„Seit wann werden die Bildhauer zu den Vögeln gerechnet?“ frug Sabina. „Man könnte ſie höchſtens mit den Spechten vergleichen.“

„Wenn ſie in Holz arbeiten,“ lachte Verus; „unſer Künſtler iſt aber ein Gehilfe des Papias und behandelt edle Stoffe in großem Stil. Diesmal freilich fügte er ſeine Statue aus ganz wunderlichem Material zuſammen.“

„Verus nennt unſern neuen Bekannten wohl einen Vogel,“ unterbrach Balbilla den Prätor, „weil er, als wir uns den Schranken nahten, hinter denen er arbeitete, ein Lied ſo rein und munter und laut mit den Lippen pfiff, daß es den Lärm der Arbeiter übertönte und hell durch die weite, leere Halle klang. Eine Nachtigall flötet nicht ſchöner. Wir blieben ſtehen und lauſchten, bis der heitere Geſell, der nichts von unſerer Anweſenheit ahnte, ſtill ſchwieg. Erſt als er die Stimme des Baumeiſters vernahm, rief er ihm über ſeine Schranken hinweg zu: ‚Nun muß es der Urania an den Kopf gehen. Ich ſah ihn auch ſchon vor den Augen und mit drei Dutzend Griffen brächt' ich ihn fertig; Papias aber ſagte, er hätte einen auf Lager. Ich bin neugierig auf das honigſüße Dutzendgeſicht, das er meinem Torſo, der mir wenigſtens bis übermorgen gefällt, auf den Hals ſtülpt. Schaffe

mir für die Büſte der Sappho, die ich herſtellen ſoll, ein gutes Modell! Es ſpuken mir tauſend Bremſen im Kopfe. Ich bin ſo erregt, ſo erregt! Was ich jetzt auch vornehme, das wird was!'"

Balbilla hatte ſich bemüht, bei dieſem Ausruf die tiefe Stimme eines Mannes nachzuahmen, und als ſie die Kaiſerin lächeln ſah, fuhr ſie lebhaft fort:

„Das kam alles ſo friſch aus einem bis zum Springen von heiterer, übermütiger Schaffensluſt erfüllten Herzen, daß mir's ganz wohl ward, und wir alle an die Schranken traten und den Bildhauer erſuchten, uns ſeine Arbeit ſehen zu laſſen."

„Und ihr fandet —?" fragte Sabina.

„Er verſagte uns entſchieden, ſein Gehege zu durchbrechen," entgegnete der Prätor; „aber Balbilla ſchmeichelte ihm die Erlaubnis ab, und der lange Geſell hat wirklich etwas gelernt. Der Faltenwurf des Gewandes, das die Geſtalt der Muſe bedeckt, iſt der Möglichkeit durchaus entſprechend, reich, kräftig behandelt und dabei von erſtaunlicher Feinheit. Urania ſchlingt den Mantel feſter um die ſchlanken Glieder, als ſchütze ſie ſich, nach den Sternen ſchauend, vor der Kühlung der Nacht. Wenn er mit ſeiner Muſe fertig iſt, ſoll er einige verſtümmelte Frauenbüſten wieder herſtellen. Einer Berenice ſetzt er noch heute den fertigen Kopf auf; für die Sappho aber hab' ich ihm Balbilla zum Modell vorgeſchlagen."

„Ein guter Gedanke," verſetzte die Kaiſerin. „Wenn die Büſte gelingt, ſo nehm' ich ſie mit mir nach Rom."

„Ich ſitze ihm gern," rief das Mädchen; „der friſche Burſche gefiel mir."

„Und Balbilla ihm," fügte die Gattin des Prätors

hinzu. „Er ſtaunte ſie an wie ein Wunder, und ſie verſprach ihm auch, wenn Du es geſtatten würdeſt, ihm morgen auf drei Stunden ihr Antlitz zur Verfügung zu ſtellen.“

„Mit dem Kopfe beginnt er,“ fiel Verus ein. „Was für ein glücklicher Menſch iſt doch ſolch ein Künſtler! Von ihm läßt ſie ſich ohne Bedenken das Haupt drehen und den Peplos in Falten legen; als es aber vorhin Sümpfe von Gips und Lachen von friſcher Farbe zu umgehen gab, hat ſie kaum den Saum ihres Kleides geſchützt und mir, der ihr ſo gern beigeſtanden hätte, nicht einmal geſtattet, ſie über die ſchlimmſten Stellen zu heben.“

Da errötete Balbilla und ſagte gereizt:

„Ernſtlich, Verus, ich leide es nicht, daß Du ſo von mir ſprichſt, und damit Du es ein für allemal weißt: was nicht ſauber iſt, lieb' ich ſo wenig, daß es mir auch ohne Beiſtand leicht wird, es zu vermeiden.“

„Du biſt zu ſtreng,“ unterbrach die Kaiſerin das Mädchen mit einem häßlichen Lächeln. „Nicht wahr, Domitia Lucilla, ſie ſollte Deinem Gatten das Recht gewähren, ihr dienlich zu ſein?“

„Wenn die Kaiſerin ſelbſt es für ſchicklich und recht hält,“ entgegnete die Angeredete ſchnell, indem ſie die Schultern hob, mit einer bedeutungsvollen Handbewegung.

Sabina verſtand ihre Meinung, und indem ſie ein neues Gähnen erzwang, ſagte ſie leichthin:

„Man muß in unſerer Zeit nachſichtig ſein gegen einen Gemahl, der die Liebesgeſänge Ovids zu ſeinem treuſten Begleiter erwählte. — Was gibt es da wieder, Titianus?“

Schon während Balbilla von ihrer Begegnung mit dem Bildhauer Pollux erzählt hatte, war dem Präfekten durch einen Kämmerer ein wichtiger, keinen Aufschub duldender Brief überbracht worden.

Der Staatsmann hatte sich mit ihm in den Hintergrund des Gemaches zurückgezogen, das feste Siegel eröffnet und ihn eben zu Ende gelesen, als die Kaiserin ihn befragte.

Sabinas kleinen Augen entging nichts, was in ihrer Umgebung geschah, und so bemerkte sie auch, daß der Statthalter, während er das an ihn gerichtete Schreiben zusammenlegte, sich unruhig bewegt hatte.

Es mußte wichtige Dinge enthalten.

„Ein dringender Brief," entgegnete Titianus, „ruft mich in die Präfektur zurück. Ich sage Dir Lebewohl und hoffe, Dir bald etwas Angenehmes mitteilen zu können."

„Was enthält dieser Brief?"

„Wichtige Nachrichten aus der Provinz," entgegnete Titianus.

„Darf man erfahren?"

„Ich muß diese Frage leider verneinen. Der Kaiser befahl ausdrücklich, diese Sache völlig geheim zu halten. Ihre Erledigung fordert die größte Eile, und so seh' ich mich leider gezwungen, Dich sogleich zu verlassen."

Sabina erwiderte mit eisiger Kühlheit den Abschiedsgruß des Präfekten und verlangte sogleich in die inneren Gemächer geführt zu werden, um sich für die Abendmahlzeit ankleiden zu lassen.

Balbilla bekleidete sie, Florus aber begab sich in die

„olympiſche Tafel“, die vortreffliche Garküche des Lykortas, von der ihm Feinſchmecker zu Rom erſtaunliche Dinge erzählt hatten.

Als Verus mit der Gattin allein war, näherte er ſich ihr freundlich und frug:

„Darf ich Dich in Deine Wohnung zurückführen?“

Domitia Lucilla hatte ſich in ein Polſter geworfen, das Antlitz mit beiden Händen bedeckt und blieb ihm die Antwort ſchuldig.

„Darf ich?“ wiederholte der Prätor.

Als ſeine Gemahlin in ihrem Schweigen verharrte, trat er ihr näher, legte die Rechte auf die zierlichen Finger, mit denen ſie das Antlitz bedeckte, und ſagte:

„Ich glaube, Du zürnſt mir?“

Da wies ſie ſeine Hand mit einer leichten Bewegung zurück und rief:

„Laß mich!“

„Ja, leider muß ich Dich verlaſſen,“ ſeufzte Verus. „Geſchäfte rufen mich in die Stadt, und ich werde . . .“

„Und Du wirſt Dir von den jungen Alexandrinern, mit denen Du geſtern die Nacht durchſchwärmteſt, neue Schönheiten zeigen laſſen; das weiß ich.“

„Es gibt hier in der That Frauen von unglaublicher Anmut,“ gab Verus völlig unbefangen zurück, „weiße, braune, kupferfarbene, ſchwarze, und alle ſind in ihrer Art reizend. Man wird nicht müde, ſie zu bewundern.“

„Und Deine Gattin?“ fragte Lucilla und ſtellte ſich ihm ernſt gegenüber.

„Meine Gattin? Ja, Schönſte: Gattin iſt ein ernſter Ehrentitel und hat nichts mit den Freuden des Lebens zu thun! Wie möchte ich Deinen Namen in einer Stunde

mit demjenigen der armen Kinder nennen, die mir müßige Stunden verkürzen?“

Domitia Lucilla war an ähnliche Worte gewöhnt, und doch thaten sie ihr auch diesmal weh. Aber sie verbarg ihren Schmerz, und die Arme kreuzend sagte sie würdevoll und entschieden:

„So fahre mit Deinem Ovid und Deinen Liebesgöttern weiter durchs Leben; aber versuche es nicht, die Unschuld unter die Räder Deines Wagens zu werfen.“

„Du meinst Balbilla?“ frug der Prätor und lachte laut auf. „Sie weiß sich selber zu wehren und hat zu viel Geist, um sich von den Eroten fangen zu lassen. Das Söhnlein der Venus hat nichts mit so guten Freunden, wie wir sind, zu schaffen.“

„Ich darf Dir glauben?“

„Mein Wort darauf, daß ich nichts von ihr begehre als gute Worte,“ rief er und hielt der Gattin freimütig die Hand hin.

Lucilla berührte sie nur leicht mit den Fingern und sagte dann:

„Sende mich nach Rom zurück. Ich sehne mich unsagbar nach den Kindern, besonders nach unserem Knaben.“

„Es geht nicht,“ entgegnete Verus ernst. „Jetzt nicht, jedoch hoffentlich in einigen Wochen.“

„Warum nicht eher?“

„Frage mich nicht.“

„Eine Mutter darf zu wissen verlangen, warum man sie von ihrem in der Wiege liegenden Sohne trennt.“

„Diese Wiege steht jetzt im Hause Deiner Mutter, und sie sorgt treu für unsere Kleinen. Bewahre die

Geduld noch ein weilchen; denn das, wonach ich für Dich und für mich und nicht zuletzt für unſern Sohn ſtrebe, iſt ſo groß, ſo ungeheuer groß und ſchwer, daß es Jahre der Sehnſucht aufwiegt."

Dieſe Verſicherung hatte Verus leiſe, doch mit einer ihm nur in entſcheidenden Augenblicken eigenen Würde geſprochen; ſeine Gattin aber faßte, bevor er noch die Rede geſchloſſen, ſeine Rechte mit beiden Händen und frug leiſe und ängſtlich:

„Du ſtrebſt nach dem Purpur?"

Er nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Darum alſo," murmelte ſie.

„Was?"

„Sabina und Du."

„Nicht nur darum. Sie iſt hart und ſcharf gegen andere; mir aber hat ſie ſchon als Knabe nur Gutes erwieſen."

„Sie haßt mich."

„Geduld, Lucilla, Geduld! Es kommt ein Tag, an dem des Nigrinus Tochter die Gattin des Cäſar ſein wird, und die frühere Kaiſerin ... Aber das ſprech' ich nicht aus. Ich bin, Du weißt es ja, Sabina verbunden und wünſche dem Kaiſer aufrichtig ein langes Leben."

„Und die Adoption?"

„Leiſe! Er denkt an ſie, und ſeine Gemahlin wünſcht ſie."

„Kann ſie bald erfolgen?"

„Wer vermag in dieſem Augenblicke zu wiſſen, was der Kaiſer in der nächſten Stunde beſchließt? Vielleicht aber erfolgt die Entſcheidung am dreißigſten Dezember."

„An Deinem Geburtstag?“

„Er fragte nach ihm, und ſicher ſtellt er mein Horoſkop in der Nacht, in der mich die Mutter gebar.“

„So werden die Sterne unſer Los entſcheiden?“

„Sie nicht allein. Hadrian muß auch gewillt ſein, ſie zu meinen Gunſten zu deuten.“

„Wie kann ich Dir helfen?“

„Zeige Dich im Verkehr mit dem Kaiſer ganz, wie Du biſt.“

„Ich danke Dir für dieſen Rat und bitte Dich auch nicht mehr, mich reiſen zu laſſen. Wär' es noch etwas anderes als ein Ehrenpoſten, das Weib des Verus zu ſein, ſo fragte ich nicht nach der neuen Würde der Gattin des Cäſar.“

„Ich gehe heut nicht in die Stadt und bleibe bei Dir. Biſt Du zufrieden?“

„Ja, ja!“ rief ſie und erhob den Arm, um ihn um den Hals des ſchönen Gatten zu ſchlingen, — er aber wies ſie zurück und raunte ihr zu:

„Laß das; — Schäferſpiel taugt nichts bei der Jagd nach dem Purpur!“

Achtes Kapitel.

Titianus befahl dem Wagenlenker, ſogleich nach der Lochias zu fahren. Der Weg führte an ſeiner auf dem Bruchium gelegenen Wohnung im Präfekturpalaſte vorbei, und er ließ vor ihr halten; denn der Brief, den die Bruſtfalten ſeiner Toga verbargen, enthielt eine Nachricht, die ihm leicht in wenigen Stunden die Notwendigkeit auferlegen konnte, erſt am folgenden Morgen nach Hauſe zu kommen.

Ohne ſich von den Beamten, Offizieren und Lictoren aufhalten zu laſſen, die auf ſeine Heimkehr warteten, um ihm Mitteilungen zu machen und Befehle einzuholen, durchſchritt er die Vorräume und die weite Männerhalle, um ſeine Gattin in dem an den Garten der Präfektur grenzenden Frauenſaale aufzuſuchen.

Schon vor der Thür dieſes Raumes konnte er die Gemahlin begrüßen; denn ſie hatte die Schritte des Nahenden erkannt und war ihm entgegen gegangen.

„So täuſchte ich mich doch nicht," rief die Matrone mit aufrichtiger Freude. „Wie ſchön, daß Du Dich diesmal ſo früh losmachen konnteſt! Ich hatte Dich nicht vor dem Ende der Abendmahlzeit erwartet."

„Ich komme auch nur, um zu gehen," entgegnete Titianus, indem er das Gemach der Gattin betrat. „Laß mir ein Stück Brot und einen Becher mit gemischtem Wein reichen. Aber nein, da steht ja schon, was ich brauche, als hätt' ich's bestellt. Du hast recht, ich war diesmal weniger lange als sonst bei Sabina; aber sie that das Ihre, in kurzer Zeit so viel saure Worte zusammenzudrängen, als hätten wir einen halben Tag mit einander verhandelt. In fünf Minuten verlass' ich Dich wieder, um wann? das wissen die Götter, zurückzukehren. Es wird mir schwer, es über die Lippen zu bringen, doch all unsere Mühe, unsere Sorge und Eile und die umsichtige Arbeit des armen Pontius ist vergebens gewesen."

Bei dieser Klage warf der Präfekt sich in ein Polster; seine Gattin aber reichte ihm die Erfrischung, die er begehrt hatte, und sagte, indem sie ihm mit der Hand über den ergrauten Scheitel strich:

„Armer Mann! Hat sich Hadrian dennoch entschlossen, im Cäsareum zu wohnen?"

„Nein! Geh hinaus, Syra! Du wirst gleich sehen! Bitte, lies mir den Brief des Kaisers noch einmal vor. Da ist er."

Julia, die Gattin des Präfekten, faltete den feinen Papyrus auseinander und begann:

„Hadrian seinem Freunde Titianus, dem Statthalter von Aegypten. Tiefstes Geheimnis! — Hadrian grüßt Titianus, wie er es seit Jahren so oft am Anfang widerwärtiger Geschäftsbriefe und nur mit halbem Herzen gethan hat. Morgen hofft er indessen seinen lieben Jugendfreund und weisen Stellvertreter nicht nur mit ganzer

Seele, ſondern auch mit Hand und Mund begrüßen zu können. Und nun, um deutlicher zu ſein, das Folgende: Ich komme ſchon morgen den fünfzehnten Dezember gegen Abend ganz allein mit Antinous, mit dem Sklaven Maſtor und dem Geheimſchreiber Phlegon nach Alexandria. Wir landen im kleinen Hafen an der Lochias, und mein Schiff wird an einem großen ſilbernen Stern am Schnabel kenntlich ſein. Sollte es Nacht werden bis zu meiner Ankunft, werden Dir drei rote Laternen an der Spitze des Maſtes mitteilen, welcher Freund ſich Dir naht. Die gelehrten und witzigen Männer, die Du mir entgegenſandteſt, um mich aufzuhalten und um mehr Zeit für die Herſtellung des alten Neſtes zu gewinnen, in dem es mich bei den Vögeln Minervas zu hauſen gelüſtet, die ihr hoffentlich noch nicht alle vertriebet, hab' ich heimgeſandt, damit es Sabina und ihrem Troß nicht an Unterhaltung fehle und um die berühmten Herren nicht unnötig in der Arbeit zu ſtören. Ich brauche ſie nicht. Wenn Du es vielleicht dennoch nicht warſt, der ſie ſandte, ſo bitt' ich Dich um Vergebung. Freilich würde ein Irrthum in dieſem Falle immerhin etwas Demütigendes in ſich ſchließen; denn es iſt leichter Geſchehenes zu erklären, als Kommendes vorauszuſehen. Oder ſollte es ſich umgekehrt verhalten? Ich werde die klugen Männer für die unnütze Reiſe entſchädigen, indem ich im Muſeum mit ihnen und ihren Genoſſen über dieſe Frage disputire. Dem Grammatiker, dem die Gelehrſamkeit aus jeder Haarſpitze hervorſieht, und der mehr ſtill ſitzt, als ihm gut iſt, wird die ſchnelle Bewegung, zu der er ſich um meinetwillen entſchloß, das Leben verlängern. — Wir kommen in ſchlichter Kleidung und werden auf der Lochias ſchlafen.

Du weißt, daß ich mehr als einmal auf der harten Erde geruht habe, und wenn es ſein muß, ebenſo gern auf einer Matte wie auf Polſtern ſchlummere. Mein Kopfkiſſen folgt mir. Es iſt mein großer Moloſſer, den Du ja kennſt. Ein Zimmerchen, in dem ich ungeſtört meine Aufzeichnungen für das folgende Jahr vornehmen kann, wird ſich ja finden. Ich erſuche Dich, mein Geheimnis ſorgſam zu hüten. Keiner und Keine, ich bitte Dich ſo dringend, wie ich als Freund und Kaiſer nur immer zu bitten vermag, darf von meiner Ankunft das Geringſte erfahren. Auch nicht die kleinſte Vorbereitung ſoll verraten, wen Du empfängſt. Meinem lieben Titianus kann ich nichts befehlen, aber ich lege ihm noch einmal ans Herz, meinen Wunſch zu erfüllen. — Wie freue ich mich, Dich wiederzuſehen, und welche Luſt wird mir der Wirrwarr bereiten, den ich auf der Lochias zu finden hoffe. Bei den Künſtlern, von denen es jetzt gewiß in dem alten Schloſſe wimmelt, führſt Du mich als den Baumeiſter Claudius Venator aus Rom ein, der dem Pontius mit ſeinem Rate zur Seite ſtehen ſoll. — Dieſer Pontius, der für Herodes Atticus ſo ſchöne Bauten ausführte, iſt mir bei dem reichen Sophiſten begegnet. — Er wird mich ſicher wiedererkennen. Teile ihm alſo mit, was ich vorhabe. Er iſt ein ernſter, zuverläſſiger Mann, kein Schwätzer oder windiger Tropf, der ſich ſelbſt vergißt. Ziehe ihn alſo mit ins Geheimnis, aber erſt wenn mein Fahrzeug in Sicht iſt. Mag es Dir wohl ergehen."

„Nun, was ſagſt Du?" frug Titianus, indem er der Gattin den Brief aus der Hand nahm. „Iſt das nicht mehr als verdrießlich? Unſer Werk war ſo köſtlich im Gange."

„Aber,“ entgegnete Julia bedächtig und mit einem klugen Lächeln, „vielleicht wäret ihr doch nicht fertig geworden. Wie die Dinge jetzt liegen, braucht ihr es gar nicht zu ſein, und Hadrian ſieht jedenfalls den guten Willen. Ich freue mich über dieſen Brief; denn er nimmt Dir eine ſchwere Verantwortung von den ohnehin überlaſteten Schultern.“

„Du ſiehſt immer das Rechte,“ rief der Präfekt. „Es iſt gut, daß ich herkam; denn ich erwarte jetzt den Kaiſer mit viel leichterem Herzen. Laß mich den Brief verſchließen, und nun lebe wohl. Dieſer Abſchied gilt Dir auf viele Stunden und meiner Ruhe auf eine lange Reihe von Tagen.“

Titianus reichte der Gattin die Hand.

Sie hielt ſie feſt und ſagte:

„Bevor Du gehſt, muß ich Dir geſtehen, daß ich ſehr ſtolz bin.“

„Das iſt Dein Recht.“

„Du haſt mich mit keinem Wort zu ſchweigen gebeten.“

„Weil Du Deine Proben beſtanden. Aber freilich, auch Du biſt ein Weib, und noch dazu ein ſehr ſchönes.“

„Eine alte Großmutter mit ergrauendem Haar!“

„Und doch noch immer ſtattlicher und reicher an Anmut als tauſend viel bewunderte junge.“

„Du willſt mich zwingen, in meinen alten Tagen den Stolz mit der Eitelkeit zu vertauſchen.“

„Nein, nein! Ich ſah Dich nur, wie unſer Geſpräch das mit ſich brachte, mit prüfenden Augen an und dachte an Sabinas Seufzer, die ſchöne Julia ſähe nicht gut aus. Aber wo gibt es denn ein anderes Weib in

Deinem Alter mit ſolcher Haltung, mit ſo faltenloſen Zügen, mit einer ſo reinen Stirn, ſo tiefen und guten Augen, ſo wundervoll gemeißelten Armen . . .“

„Schweig doch,“ rief Julia, „Du machſt mich erröten.“

„Soll mich's nicht freuen, daß dies einer Großmutter aus Rom, die mein Weib iſt, ſo leicht wird? Du biſt ganz anders als die anderen Frauen.“

„Weil Du anders biſt als die anderen Männer.“

„Schmeichlerin; ſeitdem die Kinder alle fort ſind, iſt es, als fingen wir unſere Ehe von vorn an.“

„Die Zankäpfel fehlen im Hauſe.“

„Für das Liebſte gerät man allerdings am leichteſten in Eifer. Aber nun noch einmal lebe wohl.“

Titianus küßte die Stirn ſeiner Gattin und eilte der Thür zu; Julia aber rief ihn zurück und ſagte:

„Etwas kann man doch für den Kaiſer thun. Ich ſende dem Baumeiſter täglich eine Mahlzeit auf die Lochias. Heute ſoll ſie dreimal ſo reichlich ausfallen als ſonſt.“

„Vortrefflich.“

„Auf ein glückliches Wiederſehen!“

„Wenn es die Götter und der Kaiſer uns gönnen.“

Als der Präfekt an der bezeichneten Stelle anlangte, war kein Schiff mit einem ſilbernen Sterne zu ſehen.

Die Sonne ging unter, und kein Fahrzeug mit drei roten Lateren wollte ſich zeigen.

Der Hafenvorſteher, in deſſen Haus Titianus getreten war, und dem er mitteilte, daß er einen großen Baumeiſter aus Rom, der Pontius mit ſeinem Rat bei den

Arbeiten auf der Lochias beistehen sollte, erwarte, fand die Ehre, die der Statthalter dem fremden Künstler erwies, begreiflich; die ganze Stadt wußte ja schon, mit welch unerhörter Eile und mit dem Aufgebot wie großer Mittel der alte Ptolemäerpalast als Wohnung für den Kaiser hergestellt werde.

Während des Wartens dachte Titianus an den jungen Bildhauer Pollux, den er kennen gelernt hatte, und an seine Mutter in dem freundlichen Thorwärterhäuschen.

Wohlgesinnt, wie er war, schickte er sogleich zu der alten Doris und ließ sie ersuchen, sie möge sich diesen Abend nicht zur Ruhe begeben; denn er, der Präfekt, käme noch spät auf die Lochias.

„Sage der Frau von Deiner Seite, nicht von der meinen," befahl Titianus dem Boten, „daß ich vielleicht bei ihr eintreten würde. Sie mag ihr Stübchen gut beleuchten und in Ordnung halten."

Auf der Lochias ahnte niemand etwas von der Ehre, die dem alten Palast bevorstand.

Nachdem Verus mit seiner Gattin und Balbilla ihn verlassen und der Bildhauer Pollux wieder eine Stunde lang thätig gewesen war, trat er aus seinem Gehege heraus, reckte die Arme und rief dem auf einem Gerüst stehenden Baumeister Pontius zu:

„Ich muß mich ausruhen oder etwas Neues vornehmen. Das eine bewahrt mich so gut vor Müdigkeit wie das andere. Geht es Dir auch so?"

„Genau so," entgegnete der Gefragte und leitete weiter die Arbeit der Baufklaven, die ein neues korinthisches Säulenkapitäl an die Stelle eines alten zerbrochenen zu setzen hatten.

„Laß Dich nicht stören," rief Pollux wieder hinauf. „Ich will Dich nur bitten, meinem Meister Papias, wenn er mit dem Antiquitätenhändler Gabinus herkommt, zu sagen, er fände mich auf dem Rundell, das Du gestern mit mir ansahst. Ich setze der Berenice den neuen Kopf auf. Mein Lehrjunge müßte mit den Vorarbeiten längst fertig sein, doch der Schlingel kam mit zwei linken Händen zur Welt, und weil er das eine Auge verwirft, kommt ihm alles Gerade schief vor und nach den Gesetzen der Optik das Schiefe gerade. Er hat den Holzstift, der den neuen Kopf halten soll, jedenfalls schräg in den Hals hineingetrieben, und da kein Historiker mitteilt, daß Berenice jemals den Kopf schief trug wie der alte Farbenreiber da hinten, muß ich schon selbst nach dem Rechten sehen. In einer halben Stunde, denk' ich, wird die kluge Königin nicht mehr zu den kopflosen Frauen gehören."

„Wo hast Du das neue Haupt her?" frug Pontius.

„Aus dem geheimen Archiv meiner Erinnerungsköpfe," versetzte Pollux. „Hast Du es gesehen?"

„Ja."

„Gefällt es Dir?"

„Sehr."

„Dann ist es wert, daß es lebe," sang der Bildhauer und verließ die Halle. Dabei winkte er dem Baumeister mit der Linken und steckte mit der Rechten eine Nelke, die er am Morgen von einem der Blumenstöcke im Hause seiner Mutter gebrochen, hinter das Ohr.

Auf dem Rundell hatte der Lehrling seine Sache besser gemacht, als sein Meister es erwartet; mit seinen eigenen Anordnungen war Pollux indes keineswegs zu-

frieden. Sein Werk mußte nun wie viele andere auf der gleichen Seite der Plattform ſtehende Büſten dem Altan des Palaſtverwalters den Rücken zukehren, und doch hatte er ſich nur von dem ihm ſo lieben Porträtkopfe der Mutter Selenens getrennt, damit ſeine Spielgefährtin ihm zu jeder beliebigen Stunde ins Geſicht ſehen könnte.

Zu ſeiner Beruhigung fand er, daß die Büſten nur durch ihre eigene Schwere auf den hohen Poſtamenten feſtgehalten wurden, und ſo beſchloß er denn, die geſchichtliche Ordnung der Frauenköpfe zu unterbrechen, eine Umſtellung vorzunehmen und die berühmte Kleopatra dem Hauſe den Rücken kehren zu laſſen, damit ſein Lieblingskopf es anſchauen könne.

Um dies Vorhaben ſogleich zur Ausführung zu bringen, rief er einige Sklaven heran und ließ ſich von ihnen bei dem Umtauſche helfen.

Dabei erſcholl mehr als ein mahnender Ruf, und das laute Reden und Befehlen an dieſer ſeit Jahren vereinſamten Stelle lockte eine Neugierige herbei, die ſich, ſchon kurz nachdem der Lehrling die Arbeit begonnen, auf dem Altan der Verwalterswohnung gezeigt hatte, aber raſch wieder zurückgetreten war, nachdem ſie den garſtigen, über und über mit Gyps befleckten Burſchen erblickt hatte.

Diesmal blieb ſie ſtehen und folgte jeder Bewegung des die Sklaven leitenden Pollux, der ihr indeſſen bei allem, was er vornahm, den Rücken zukehrte.

Jetzt hatte der gegen die Abdrücke der Arbeiterhände mit einem Tuche verwahrte Porträtkopf den rechten Platz gefunden.

Aufatmend drehte der Künſtler ſich um und wandte

dem Verwalterhauſe ſein volles Antlitz zu, und ſogleich rief eine helle, heitere Frauenſtimme:

„Der lange Pollux! Wahrhaftig, es iſt der lange Pollux! Wie mich das freut!“

Dabei klatſchte das Mädchen auf dem Altane laut und froh in die Hände, und als der Bildhauer winkte und ihr zurief: „Die kleine Arſinoe biſt Du! — Ewige Götter, was iſt aus dem kleinen Dinge geworden!“ ſtellte ſie ſich auf die Zehen, um recht groß zu erſcheinen, nickte ihm freundlich zu und lachte hinunter:

„Ich bin mit dem Wachſen noch nicht einmal fertig, aber Du, Du ſiehſt ordentlich ehrwürdig aus mit dem Bart am Kinn und der Adlernaſe. Selene vertraute mir erſt heute, daß Du da drin mit den andern Dein Weſen trieheſt.“

Des Künſtlers Augen hingen wie gebannt an dem Mädchen.

Es gibt Dichternaturen, deren Einbildungskraft das Ungewöhnliche, was ſie erblicken oder erleben, ſchnell in eine Geſchichte verwandeln, oder in eine raſch ſich bildende Reihe von Verſen verweben, und wie viele ſeines Berufes, konnte auch Pollux keinem ſchönen Menſchengebilde mit den Augen begegnen, ohne es ſogleich mit ſeiner Kunſt in Verbindung zu bringen.

„Eine Galatea, eine Galatea ſondergleichen,“ dachte er, während ſein Blick ſich an Arſinoes Geſtalt und Antlitz heftete. „Als wäre ſie vor einer Sekunde dem Meere entſtiegen, ſo friſch, ſo froh, ſo geſund ſteht dieſe Geſtalt da. Und wie die kleinen Locken von der Stirn aufſtreben, als ſchwämmen ſie noch auf dem Waſſer. Nun biegt ſie ſich grüßend niederwärts. Wie rund iſt jede

Bewegung! Es ist, als schmiege sich die Tochter des Nereus an die zum Wellenberg sich erhebende und sich zum Wellenthal niederwärts neigende Woge. Sie sieht Selene und ihrer Mutter in der Form des Kopfes und dem griechischen Schnitt des Gesichtes ähnlich, aber die ältere Schwester gleicht einem Prometheusbilde, bevor es beseelt ward, und Arsinoe demselben Meisterwerke, nachdem sich das himmlische Feuer in seine Adern ergoß."

In wenigen Sekunden hatte der Künstler das alles gefühlt und gedacht, dem Mädchen aber dauerte das Schweigen ihres stummen Bewunderers zu lange, und ungeduldig rief es:

„Du hast mich noch gar nicht recht begrüßt. Was machst Du da unten?"

„Sieh her," versetzte er munter und zog das Tuch von dem wohlgetroffenen Bildwerke.

Arsinoe beugte sich weit über die Brüstung des Altans, beschattete die Augen mit der Hand und schwieg länger als eine Minute.

Dann schrie sie plötzlich laut auf, und mit dem Rufe: „Die Mutter! die Mutter!" eilte sie in das Zimmer zurück.

„Jetzt ruft sie ihren Vater und wird der armen Selene die Freude verderben," dachte Pollux, während er den schweren Marmorsockel, den sein Gypskopf krönte, zurecht rückte. „Mag er nur kommen! Jetzt haben wir hier zu gebieten, und an des Kaisers Eigentum darf Keraunus nicht rühren."

Mit gekreuzten Armen stellte er sich dann der Büste gegenüber und murmelte vor sich hin:

„Flickwerk, erbärmliches Flickwerk! Aus lauter Lappen

stümpern wir ein Kleid für den Kaiser zusammen; Tapezierer sind wir hier oben und keine Künstler. Wär's nicht für Hadrian, für Diotima und ihre Kinder, keinen Finger rührt' ich hier weiter!"

Aus der Wohnung des Verwalters leitete der Weg durch Gänge und über einige Treppen zu dem Rundell, auf dem der Bildhauer stand; und doch hatte es Arsinoe, nachdem sie von dem Altan verschwunden war, in nicht viel länger als einer Minute erreicht.

Mit geröteten Wangen drängte sie den Bildhauer von seinem Werke zurück und stellte sich auf den Platz, auf dem er gestanden, um fort und fort in die geliebten Züge zu schauen. Dann rief sie:

„Die Mutter, die Mutter!"

Dabei liefen ihr helle Thränen über die Wangen, und sie kümmerte sich weder um den Künstler, noch um die Arbeiter und Sklaven, an denen sie vorbei geeilt war und die sie so ängstlich anstarrten, als wäre sie von Dämonen besessen.

Pollux störte sie nicht.

Ihm wurde weich ums Herz, als er die Zähren sah, die über die Wangen dieses heiteren Kindes rannen, und er dachte dabei, es verlohne sich doch gut zu sein, wenn man dafür so lange dauernde und warme Liebe ernte, wie die arme, verstorbene Frau dort auf dem Postamente.

Nachdem Arsinoe lange Zeit das Werk des Bildhauers betrachtet hatte, ward sie ruhiger, wandte sich zu Pollux und frug:

„Hast Du das gemacht?"

„Ja," entgegnete er und schlug die Augen nieder.

„Und ganz aus dem Gedächtnis?“

„Ja doch!“

„Weißt Du was?“

„Nun?“

„Dann hatte die Seherin beim Adonisfeste recht, als sie im Jalemus sang, das halbe Werk eines Künstlers machten die Götter.“

„Arsinoe!“ rief Pollux, dem es bei diesen Worten zu Mut war, als ergieße sich ein heißer Quell in sein Herz, und erfaßte dankbar ihre Hand; sie aber entzog sie ihm; denn ihre Schwester Selene war auf den Altan getreten und rief sie.

Pollux hatte für die ältere Jugendgespielin und nicht für Arsinoe sein Werk aufgestellt, und nun wirkte der Anblick Selenes dennoch erkältend und störend auf seine bewegte Seele.

„Da steht das Bild Deiner Mutter,“ rief er in erklärendem Ton, indem er auf die Büste wies, zu dem Altane hinauf.

„Ich seh' es,“ entgegnete sie kühl. „Nachher will ich es näher betrachten. Komm herauf, Arsinoe, der Vater will mit Dir reden.“

Pollux stand wieder allein.

Als Selene in ihr Zimmer zurücktrat, schüttelte sie leise das blasse Haupt und murmelte:

„Für mich sollte es sein, hatte Pollux gesagt; einmal etwas für mich, und auch diese Freude verdorben!“

Neuntes Kapitel.

Der Palaſtvorſteher, zu dem Selene ſeine jüngere Tochter Arſinoe berufen hatte, war ſoeben aus der Bürgerverſammlung heimgekehrt, und ſein alter ſchwarzer Sklave, der ihm ſtets, wenn er ausging, folgte, nahm ihm das krokusgelbe Pallium von den Schultern und den goldenen Reifen, mit dem er außerhalb des Hauſes die gebrannten Locken zu umgeben liebte, vom Haupte.

Keraunus ſah noch erhitzter aus, ſeine Augen traten noch weiter vor als gewöhnlich, und heller Schweiß perlte ihm auf der Stirn, als ſeine Töchter zu ihm in das Wohngemach traten.

Arſinoes freundlichen Gruß beantwortete er gedankenlos mit zwei hingeworfenen Worten und ging, bevor er die wichtige Mitteilung, die er zu machen hatte, den Töchtern eröffnete, eine Zeit lang vor ihnen auf und nieder. Dabei blies er die ſtarken Wangen voll auf und kreuzte die Arme.

Selene war ängſtlich, Arſinoe längſt ungeduldig geworden, als er endlich begann:

„Habt ihr von den Feſten gehört, die zu Ehren des Kaiſers gefeiert werden ſollen?“

Selene nickte bejahend mit dem Kopfe, und ihre Schweſter rief:

„Freilich! Haſt Du Plätze für uns auf den Bänken des Rates bekommen?“

„Unterbrich mich nicht,“ herrſchte der Verwalter mürriſch die Tochter an. „Von Zuſchauen iſt keine Rede. Wohl forderte man die Bürger auf, ihre Töchter an den zu veranſtaltenden großen Dingen teil nehmen zu laſſen, und gefragt, wie viele Mädchen ſie hätten . . .“

„Wir ſollen an den Spielen teil nehmen?“ fiel Arſinoe ihm froh überraſcht in die Rede.

„Ich wollte mich, bevor der Aufruf erfolgte, zurückziehen, aber der Schiffsbaumeiſter Tryphon, der unten neben dem königlichen Hafen ſeine Werkſtätte hat, hielt mich zurück und rief in die Verſammlung, ſeine Söhne ſagten, ich beſäße zwei ſchöne junge Töchter. Woher wiſſen ſie das?“

Bei dieſer Frage zog der Verwalter die grauen Augenbrauen unwillig in die Höhe, und ſein Antlitz rötete ſich bis zur Stirn.

Selene zuckte die Achſeln, Arſinoe aber ſagte:

„Die Werft des Tryphon liegt ja da unten, und wir gehen oft an ihr vorüber; aber ihn ſelbſt oder ſeine Söhne kennen wir nicht. Haſt Du ſie geſehen, Selene? Es iſt jedenfalls artig von ihnen, uns ſchön zu nennen.“

„Keiner darf ſich um euer Ausſehen kümmern, der euch nicht von mir zum Weibe begehrt,“ entgegnete der Verwalter mürriſch.

„Was haſt Du Tryphon entgegnet?“ frug Selene.

„Ich that, was ich mußte. Euer Vater verwaltet einen großen Palaſt, der ja nun einmal Rom und ſeinem

Imperator gehört; so werde ich Hadrian als Gast in dieser Wohnung meiner Väter aufnehmen, und kann ihm darum weniger als andere Bürger meinen Teil an der Ehre vorenthalten, die der Rat der Stadt ihm zu erweisen beschloß."

„Wir dürfen also?" frug Arsinoe und näherte sich dem Vater, um ihn mit schmeichelnder Hand zu streicheln.

Keraunus war indes nicht geneigt, Liebkosungen entgegenzunehmen, wies sie mit einem verdrossenen: „Laß mich!" zurück und fuhr würdevoll fort:

„Wenn Hadrian fragen sollte: ‚Wo waren Deine Töchter an meinem Ehrentage, Keraunus?' und ich müßte entgegnen: ‚Sie fehlten unter den Töchtern der edlen Bürger', so würde das eine Beleidigung für den Cäsar sein, dem ich im Grunde wohlgesinnt bin. Das alles bedachte ich und nannte darum eure Namen und versprach, euch zu der Versammlung der Jungfrauen im kleinen Theater zu senden. Ihr werdet dort den edelsten Matronen und Töchtern der Stadt begegnen, und die ersten Maler und Bildhauer sollen bestimmen, zu welchem Teile der Spiele sich euer Aussehen am besten eignet."

„Aber, Vater," rief Selene, „wie können wir uns in unseren einfachen Kleidern in dieser Versammlung zeigen, und woher nehmen wir Geld, uns neue zu schaffen?"

„Wir können uns in sauberer weißer Wolle und hübsch mit frischen Bändern geputzt neben allen anderen Mädchen sehen lassen," versicherte Arsinoe, indem sie sich zwischen die Schwester und den Vater drängte.

„Das ist es nicht, was mich besorgt macht," entgegnete der Verwalter. „Die Kostüme sind's, die Kostüme! Nur den Töchtern ärmerer Bürger werden sie vom Rate

bezahlt, und zu den Armen gezählt zu werden, würde uns ſchänden. Ihr verſteht mich, Kinder.“

„Ich nehme nicht teil an dem Zuge,“ erklärte Selene entſchieden; Arſinoe aber fiel ihr ins Wort:

„Arm zu ſein iſt unbequem und widerwärtig, aber eine Schande iſt es gewiß nicht. Den mächtigſten Römern in alter Zeit gereichte es gar zur Ehre, als arme Leute zu ſterben. Unſere macedoniſche Herkunft bleibt uns, auch wenn uns die Stadt die Koſtüme bezahlt.“

„Still!“ rief der Verwalter. „Es iſt nicht das erſtemal, daß ich ſolch niedrige Geſinnung an Dir bemerke. Die Nachteile der Armut kann auch der Edle ertragen, aber die Vorteile, die ſie bringt, vermag er nur zu genießen, wenn er ſich entſchließt, aus der Reihe der Edlen zu treten.“

Dem Verwalter hatte es ſchwere Mühe gekoſtet, dieſen Gedanken, den er ſich nicht erinnerte von einem andern gehört zu haben, der ihm fremd vorkam und der doch völlig wiedergab, was er empfand, in verſtändlicher Form zum Ausdruck zu bringen. Darum ließ er ſich mit allen Anzeichen der Erſchöpfung langſam auf das Polſter des Divans ſinken, der eine tiefe Seitenniſche ſeines geräumigen Wohngemaches umgab.

In dieſem Raume ſollten Kleopatra mit Antonius jene Gaſtmähler genoſſen haben, deren erleſene und unübertroffene Feinheit durch alle Gaben der Kunſt und des Witzes gewürzt worden war.

Gerade an demſelben Platze, auf dem jetzt Keraunus ruhte, hatte wohl das Speiſelager des berühmten Liebespaares geſtanden; denn das ganze Zimmer war zwar mit einem ſorgfältig gearbeiteten Eſtrich verſehen, hier

aber befand ſich ein aus Steinen von verſchiedenen Farben zuſammengeſetztes Gemälde von ſo großer Schönheit und Feinheit der Ausführung, daß Keraunus ſeinen Kindern ſtets verboten hatte, darauf zu treten. Dies war freilich weit weniger aus Achtung vor dem herrlichen Kunſtwerke geſchehen, als weil ihm ſein Vater, und dieſem der ſeinige das Gleiche unterſagt hatte. Das Gemälde brachte die Hochzeit der Thetis mit dem Peleus zur Darſtellung, und der Diwan bedeckte nur den mit einer Reihe von lieblichen Eroten geſchmückten unteren Rand des herrlichen Bildes.

Keraunus befahl ſeiner Tochter, ihm einen Becher Wein zu reichen, ſie aber miſchte den Rebenſaft reichlich mit Waſſer.

Nachdem er mit vielen Zeichen des Abſcheus den verdünnten Inhalt des Pokals zur Hälfte ausgetrunken hatte, ſagte er:

„Wollt ihr wiſſen, was ein einziger von euren Anzügen, wenn wir nicht gar zu weit hinter den andern zurückſtehen wollen, koſtet?“

„Nun?“ frug Arſinoe ängſtlich.

„Unter ſiebenhundert Drachmen,*) ſagt der Schneider Philinus, der für das Theater arbeitet, ſei etwas Rechtes herzuſtellen unmöglich.“

„Du denkſt doch nicht im Ernſt an ſolche wahnſinnige Ausgabe!“ rief Selene. „Wir haben nichts, und den möchte ich kennen, der uns noch borgte!“

Die jüngere Tochter des Verwalters ſchaute verlegen auf die Fingerſpitzen und ſchwieg; ihre in Thränen ſchwimmenden Augen verrieten aber, was ſie empfand.

*) Eine Drachme kommt etwa 75 Pfennigen gleich.

Keraunus war erfreut über die stumme Zustimmung, die Arsinoe seinem Wunsch zu erteilen schien, sie um jeden Preis bei den Schaustellungen mitwirken zu lassen. Daß er ihr soeben niedrige Gesinnung vorgeworfen hatte, vergaß er und sagte:

„Die Kleine fühlt immer, was recht ist. Dir, Selene, geb' ich ernstlich zu bedenken, daß ich Dein Vater bin und mir diesen zurechtweisenden Ton verbitte. Du hast ihn Dir bei Deinem Verkehr mit den Kindern angewöhnt, und ihnen gegenüber magst Du ihn weiter gebrauchen. Vierzehnhundert Drachmen scheinen auf den ersten Blick eine hohe Summe, wenn man aber den Stoff und den Schmuck, den ihr gebraucht, mit dem rechten Verständnis einkauft, so läßt er sich vielleicht nach dem Fest wieder mit Nutzen an den Mann bringen."

„Mit Nutzen!" rief Selene bitter. „Nicht die Hälfte wird für die alten Sachen bezahlt, nicht ein Viertel! Und wenn Du mich aus dem Hause jagst — ich will nicht helfen, uns tiefer ins Elend zu stürzen. Ich nehme nicht teil an den Spielen."

Dem Verwalter stieg diesmal das Blut nicht in den Kopf, er wurde auch nicht heftig, vielmehr erhob er gelassen und nicht ohne Anflug von Zufriedenheit den Blick und verglich die eine seiner Töchter mit der andern.

Er war gewöhnt, Selene als sein nützliches, Arsinoe als sein schönes Kind in seiner Weise zu lieben, und weil es hier im Grunde doch nur galt, seiner Eitelkeit Genüge zu thun und dieser Zweck durch die jüngere Tochter allein erreicht werden konnte, sagte er:

„So bleibe Du meinetwegen bei den Kindern. Wir entschuldigen Dich mit schwacher Gesundheit, und wirklich,

Mädchen, Du siehst wieder bleich aus zum Erbarmen. Für die Kleine allein schaff' ich die Mittel schon eher."

Auf Arsinoes Wangen zeigten sich wieder zwei reizende Grübchen; Selenens Lippen aber waren so bleich wie ihre blutlosen Wangen, als sie jetzt rief:

„Aber, Vater, Vater! Weder der Bäcker noch der Schlächter haben seit zwei Monaten einen Sesterz bekommen, und Du willst siebenhundert Drachmen verschwenden!"

„Verschwenden?" fuhr Keraunus unwillig auf und fügte dann eher kleinlaut als aufbrausend hinzu: „Ich verbiete Dir nochmals, so mit mir zu reden. Die reichsten jungen Herren nehmen teil an dem Spiele; Arsinoe ist schön und vielleicht wählt sie sich einer von ihnen zur Gattin. Heißt es verschwenden, wenn ein Vater bestrebt ist, für sein Kind einen würdigen Gemahl zu finden! Und was weißt Du eigentlich von dem Stand meines Besitzes?"

„Wir haben nichts, darum kann ich nichts von ihm wissen!" rief das Mädchen außer sich.

„Sooo?" frug Keraunus gedehnt und mit einem überlegenen Lächeln. „Ist das nichts, was in dem Schranke dort liegt und hier auf dem Sims steht? Euch zu Liebe werd' ich mich davon trennen. Die Onyxfibula, die Ringe, den goldenen Reifen und den Gürtel freilich . . ."

„Sie sind nur von vergoldetem Silber," fiel Selene erbarmungslos ein. „Des Großvaters echte Sachen verkaufteſt Du nach dem Tode der Mutter."

„Sie mußte unserem Stande gemäß verbrannt und bestattet werden," entgegnete Keraunus. „Jetzt will ich an diese traurigen Tage nicht denken."

„Denke nur an sie, Vater!"

„Schweig! Was zu meinem Schmucke gehört, kann ich natürlich nicht miſſen; denn ich muß dem Kaiſer entgegentreten als Der, der ich bin; aber was wird der kleine Eros von Bronze dort wert ſein, der elfenbeinerne, köſtlich geſchnitzte Becher Plutarchs, vor allem aber das Bild dort, von dem ſein früherer Beſitzer feſt überzeugt war, daß es von dem großen Apelles ſelbſt hier in Alexandria gemalt war. Gleich ſollt ihr erfahren, was die kleinen Dinge dort wert ſind; denn als hätten es die Götter alſo gefügt, bin ich hier im Palaſte, als ich nach Hauſe kam, dem Kunſthändler Gabinius von Nicäa begegnet. Er verſprach mir, nachdem er das Geſchäft mit dem Baumeiſter abgeſchloſſen habe, zu mir zu kommen, meine Schätze zu beſichtigen und was ihm zuſagt, gegen bares Geld anzukaufen. Wenn mein ‚Apelles‘ ihm gefällt, ſo gibt er allein für ihn zehn Talente, und kauft er ihn auch nur für die Hälfte oder den zehnten Teil dieſer Summe, ſo zwing' ich Dich, Selene, Dir auch einmal eine Freude zu gönnen.“

„Wir werden ja ſehen,“ ſagte das bleiche Mädchen, die Achſeln zuckend, und Arſinoe rief:

„Zeig ihm auch das Schwert, von dem Du immer ſagſt, es hätte dem Antonius gehört, und gibt er viel dafür, ſo kaufſt Du mir ein goldenes Armband.“

„Auch Selene wird eines erhalten. Aber auf das Schwert ſetz' ich die allergeringſte Hoffnung; — denn ein Kenner wird es ſchwerlich für echt erklären. Doch ich habe da andere, ganz andere Sachen! Horch! das wird Gabinius ſchon ſein. Schnell, Selene, wirf mir das Pallium wieder um. Meinen Reifen her, Arſinoe! Dem Wohlhabenden bietet man höhere Preiſe als dem

ärmlichen Manne. Dem Sklaven befahl ich, den Händler im Vorsaale zu erwarten; so wird es in jedem guten Hause gehalten!"

Der Kunsthändler war ein kleiner, hagerer Mann, der sich mit Klugheit und Glück zum Vornehmsten unter seinesgleichen und zum reichen Manne heraufgearbeitet hatte. Durch Fleiß und Erfahrung zum Kenner gereift, verstand er wie kein anderer Gutes vom Mittelmäßigen und Schlechten, Echtes vom Unechten zu unterscheiden. Niemand hatte feinere Augen als er, doch er war roh im Verkehr mit jedem, von dem er nichts zu erwarten hatte. Da freilich, wo Gewinn in Aussicht stand, konnte er höflich bis zur Unterwürfigkeit sein und unermüdliche Geduld bewähren.

Er gewann es auch über sich, dem Verwalter mit dem Ausdruck der Ueberzeugung zuzuhören, als dieser ihm von oben herab versicherte, er sei seiner kleinen Besitztümer überdrüssig, er könne sie eben so gut behalten, wie nicht behalten; aber er wolle sie ihm, dem besseren Kenner, doch zeigen und sich auch von ihnen trennen, wenn ihm für das brachliegende Kapital eine hübsche, flüssige Summe geboten werde.

Ein Stück nach dem andern wanderte durch die feinen Finger des Kenners und wurde vor ihm hingestellt, damit er es betrachte.

Der Mann war sehr schweigsam und schüttelte, sobald er einen neuen Gegenstand geprüft hatte, den klugen Kopf.

Wenn Keraunus ihm erzählte, woher dieses oder jenes Stück seines Schatzes stammte, murmelte er ein „So!", „Du glaubst!" oder „Wirklich?"

Nachdem das letzte Stück durch seine Hände gegangen war, frug der Verwalter:

„Nun? Was sagst Du?“

Der Anfang dieses Satzes klang zuversichtlich, das Ende fast ängstlich; denn der Kunsthändler lächelte nur und schüttelte abermals den Kopf, bevor er sagte:

„Recht artige Sächelchen sind darunter, aber nichts, was der Rede wert ist. Ich rate Dir, sie zu behalten; denn sie sind Dir lieb, für mich aber gibt es wenig daran zu verdienen.“

Keraunus vermied es, Selene anzuschauen, deren große Augen voller Angst an den Lippen des Kaufmanns gehangen hatten; Arsinoe aber, die nicht minder aufmerksam seinen Bewegungen gefolgt war, ließ sich weniger schnell entmutigen und fragte, indem sie mit dem Finger auf den Apelles ihres Vaters wies:

„Und auch dies Gemälde sollte nichts wert sein?“

„Es thut mir leid, daß ich einer so schönen Jungfrau nicht sagen kann, es sei unschätzbar,“ entgegnete der Kunsthändler, den grauen Zwickelbart streichend. „Aber wir haben es hier leider nur mit einer recht schwachen Nachahmung zu thun. Das Original befindet sich in der Villa des Plinius am Lariussee, die er den Kothurn nennt. Ich habe gar keine Verwendung für dieses Stück.“

„Und dieser geschnitzte Becher?“ frug Keraunus. „Er stammt aus dem Nachlaß des Plutarch, ich kann es beweisen, und er soll ein Geschenk des Kaisers Trajan sein.“

„Das hübscheste Stück aus der Sammlung,“ entgegnete Gabinius, „doch mit vierhundert Drachmen mehr als reichlich bezahlt.“

„Und dieser Cylinder aus Cypern mit der schönen Gravirung?“

Der Verwalter griff nach dem glatt geschliffenen Kristall, aber seine Hand zitterte vor Erregung und so stieß er ihn, statt ihn zu erfassen, vom Tische.

Klirrend rollte er auf dem Estrich hin und über das glatte Mosaikgemälde fort bis zu den Polstern.

Keraunus wollte sich bücken, um ihn aufzuheben, seine beiden Töchter hielten ihn aber fest, und Selene rief:

„Vater, Du sollst nicht; der Arzt hat es aufs strengste verboten!“

Während der Verwalter die Mädchen brummend von sich abwehrte, hatte sich der Kunsthändler schon auf ein Knie niedergelassen, um den Cylinder aufzuheben.

Es schien übrigens dem zierlich gebauten Manne weit weniger schwer zu fallen, sich zu bücken, als sich vom Boden zu erheben; denn es dauerte mehrere Minuten, bis er wieder auf den Füßen und vor Keraunus stand.

Seine Züge hatten einen gespannten Ausdruck angenommen, und noch einmal ergriff er die dem Apelles zugeschriebene Tafel, setzte sich mit ihr auf das Polster und schien sich in das Gemälde, das sein Antlitz den drei Anwesenden verbarg, ganz zu vertiefen.

Aber sein Auge weilte keineswegs auf dem Bilde vor ihm, sondern auf der Hochzeit zu seinen Füßen, in der er jeden Augenblick neue, unschätzbare Vorzüge entdeckte.

Als der Kunsthändler minutenlang regungslos mit dem kleinen Bilde dagesessen hatte, erheiterten sich die Züge des Verwalters, Selene atmete auf, und Arsinoe näherte sich dem Vater, um sich an seinen Arm zu klammern und ihm ins Ohr zu flüstern:

„Gib ihm den Apelles nicht billig und denk an mein Armband.“

Jetzt erhob sich Gabinius, überblickte die auf dem Tische vor ihm stehenden Sachen und sagte weit kürzer und geschäftsmäßiger als vorher:

„Für alle diese Dinge zusammen kann ich Dir, warte — zwanzig — siebenzig — vierhundert — vierhundertundfünfzig — kann ich sechshundertundfünfzig Drachmen bieten; keinen Sesterz mehr!“

„Du scherzest!“ rief Keraunus.

„Keinen Sesterz mehr,“ entgegnete der andere kühl; „ich will nichts verdienen, aber daß ich auch nicht mit sicherer Aussicht auf Verlust zu kaufen wünsche, wirst Du als billiger Mann begreifen. Was den Apelles angeht . . .“

„Nun?“

„So könnte er schon Wert für mich haben, aber nur unter gewissen Bedingungen. Es hat mit dem Bild seine eigene Bewandtnis. Ihr beiden Jungfrauen, ihr wißt, daß schon mein Geschäft mich alles schätzen lehrt, was schön ist, aber ich muß euch doch bitten, mich ein wenig mit eurem Vater allein zu lassen. Ich habe mit ihm über dies seltsame Gemälde zu reden.“

Keraunus winkte den Töchtern, und sie entfernten sich sogleich.

Bevor die Thür sich hinter ihnen schloß, rief der Kunsthändler ihnen nach:

„Es dämmert bereits; darf ich euch bitten, mir durch euren Sklaven eine möglichst hell brennende Lampe zu senden?“

„Was ist's mit dem Bilde?“ frug Keraunus.

„Reden wir, bis das Licht gebracht wird, von etwas anderem," bat Gabinius.

„So nimm Platz auf dem Polster," sagte Keraunus. „Du thust mir und vielleicht auch Dir selbst einen Gefallen damit."

Sobald die Ruhebank beide Männer aufgenommen hatte, begann Gabinius:

„Man gibt solche kleine Dinge, die man mit Liebe gesammelt, nicht gern aus den Händen; ich weiß es aus langer Erfahrung. Mancher Mann, der, nachdem er seine kleinen Altertümer verkauft hatte, zu Besitz kam, bot mir das Zehnfache des von mir gezahlten Preises, um sie zurückzuerwerben; leider gewöhnlich vergebens. Was von anderen gilt, das gilt auch von Dir. Bedürftest Du augenblicklich keines Geldes, so hättest Du mir schwerlich die Dinge dort angeboten."

„Ich muß Dich ersuchen —" unterbrach ihn Keraunus; der Kunsthändler aber schnitt ihm das Wort ab und fuhr gelassen fort:

„Auch dem Reichsten fehlt es zu Zeiten an barem Gelde, das weiß keiner besser als ich; dem doch, — ich darf es bekennen, — große Summen zur Verfügung stehen. Jetzt gerade wär' es mir leicht, Dich aus jeder Verlegenheit zu befreien."

„Da steht mein Apelles," fiel der Verwalter dem Kaufmann in die Rede. „Er gehört Dir, wenn Dein Gebot mir ansteht."

„Das Licht, da wäre das Licht!" rief Gabinius und nahm dem alten Sklaven die dreiarmige, von Selene schnell mit neuem Docht versehene Lampe aus der Hand und stellte sie, indem er Keraunus ein „Du erlaubst"

zugemurmelt hatte, inmitten des muſiviſchen Gemäldes nieder.

Der Verwalter ſchaute den ſeltſamen Mann zu ſeiner Linken verdutzt und fragend an, Gabinius aber beachtete ihn nicht, ſondern ließ ſich wiederum auf die Kniee nieder, betaſtete die Moſaik mit den Händen und verſchlang das Bild der Hochzeit des Peleus mit beiden Augen.

„Haſt Du etwas verloren?“ fragte Keraunus.

„Nein, gar nichts. Da, in der Ecke ... Nun weiß ich genug. Darf ich die Lampe dort auf den Tiſch ſtellen? So! Und nun zurück zu unſerem Geſchäft!“

„Ich bitte darum, aber es ſei Dir im Voraus geſagt, es handelt ſich bei mir nicht mehr um Drachmen, ſondern um ganze attiſche Talente.“ *)

„Das verſteht ſich von ſelbſt, und ich biete Dir deren fünf, das heißt eine Summe, für die Du in manchem Viertel der Stadt ein ſchönes, geräumiges Haus kaufſt!“

Diesmal ſtieg dem Verwalter wiederum das Blut in den Kopf.

Einige Minuten lang vermochte er kein Wort zu reden; denn das Herz ſchlug ihm heftig; endlich aber ward er ſo weit Herr ſeiner ſelbſt, daß er, feſt gewillt, wenigſtens diesmal das Glück beim Schopfe zu faſſen und ſich nicht übervorteilen zu laſſen, entgegnen konnte:

„Fünf Talente thun es nicht; biete mehr!“

„So ſagen wir ſechs.“

„Wenn Du das Doppelte zahlſt, ſo ſind wir einig!“

„Mehr als zehn Talente vermag ich nicht zu bewilligen. Man baut ſich für dieſe Summe einen hübſchen Palaſt.“

---

*) Ein attiſches Talent ſind etwa 4500 Mark.

„Ich bleibe bei zwölf.“

„So geschehe Dein Wille; aber keinen Sesterz gebe ich mehr.“

„Ich trenne mich ungern von dem edlen Kunstwerk,“ seufzte Keraunus, „doch ich thu' Dir den Willen und lasse Dir meinen Apelles.“

„Es handelt sich nicht um diese Tafel, die wenig Wert hat und an der Du Dich weiter freuen magst,“ entgegnete der Händler. „Ich wünsche ein anderes Kunstwerk aus diesem Zimmer, das Dir bisher kaum der Beachtung wert schien. Ich hab' es entdeckt, und ein reicher Kunde von mir sucht gerade dergleichen.“

„Ich weiß nicht . . .“

„Dir gehört doch alles Gerät in diesem Zimmer?“

„Wem anders?“

„So darfst Du auch darüber verfügen?“

„Gewiß.“

„Nun wohl; die zwölf attischen Talente, die ich Dir bot, beziehen sich auf das Gemälde zu unseren Füßen.“

„Die Mosaik? die? Die gehört zum Palaste.“

„Zu Deiner Wohnung gehört sie, und diese, das hörte ich aus Deinem eigenen Munde, haben Deine Vorfahren seit länger als hundert Jahren inne. Ich kenne das Gesetz. Es spricht aus, daß alles, was sich seit hundert Jahren im unbestrittenen Besitz einer Familie befindet, ihr als Eigentum zufällt.“

„Diese Mosaik gehört dem Palaste.“

„Ich behaupte das Gegenteil. Sie ist ein Bestandteil Deiner Familienwohnung, und Du darfst frei über sie verfügen.“

„Sie gehört dem Palaste.“

„Nein, nochmals nein; Du biſt der Beſitzer! Morgen früh erhältſt Du zwölf attiſche Talente in Gold, und ich werde ſpäter mit Hilfe meines Sohnes das Gemälde loslöſen, verpacken und, wenn es dunkelt, fortſchaffen laſſen. Sorge für einen Teppich, mit dem wir einſtweilen die leere Stelle verdecken. — An der Geheimhaltung der Sache muß mir natürlich eben ſo viel und mehr noch gelegen ſein als Dir ſelbſt.“

„Die Moſaik gehört dem Palaſte!“ rief der Verwalter diesmal mit lauter Stimme. „Hörſt Du's, ſie gehört dem Palaſte, und wer ſie anrührt, dem zerbrech' ich die Knochen.“

Bei dieſer Drohung erhob ſich Keraunus, ſein gewaltiger Körper keuchte, ſeine Wangen und Stirn waren kirſchrot gefärbt und ſeine gegen den Kunſthändler erhobenen Fäuſte bebten.

Gabinius trat erſchrocken zurück und frug:

„Du willſt alſo nicht meine zwölf Talente?“

„Ich will, — ich will, —“ röchelte Keraunus, „ich will Dir zeigen, wie ich den behandle, der mich für einen Spitzbuben hält. Hinaus, Schurke, und kein Wort mehr von dem Gemälde und dem Diebſtahl im Dunkeln, ſonſt ſchick' ich Dir die Lictoren des Präfekten auf den Hals und laſſe Dich in Eiſen werfen, Du lumpiger Räuber.“

Gabinius zog ſich eilends zur Thür zurück; dort aber wandte er ſich noch einmal nach dem ſtöhnenden und ſchnaubenden Koloſſe um und rief, während er die Schwelle betrat:

„Behalte Deinen Kram. Wir ſprechen uns wieder!“ —

Als Selene und Arſinoe in das Wohngemach zurückkehrten, fanden ſie den Vater tief atmend mit weit vorgeneigtem Haupte auf dem Polſter ſitzen.

Erschrocken näherten sie sich ihm; er aber wiederholte fortwährend die Rufe:

„Wasser, einen Schluck Wasser! Der Dieb! Der Halunke!“

Ohne jeden Seelenkampf hatte der bedrängte Mann das zurückgewiesen, was ihm und den Seinen ein freundliches Los bereiten konnte; aber er würde sich nicht gescheut haben, dieselbe, ja die doppelte Summe, gleichviel ob von einem Armen oder Reichen, zu leihen, obgleich er sicher wußte, daß er niemals im stande gewesen wäre, sie ihm zurückzuerstatten.

Er war gar nicht stolz auf seine That, sondern fand sie nur natürlich für einen macedonischen Edeln.

Auf den Vorschlag des Händlers einzugehen, lag für ihn völlig außerhalb des Bereichs der möglichen Dinge.

Aber woher sollte er nun das Geld für Arsinoes Anzug nehmen, wie seine in der Bürgerversammlung gegebene Zusage halten?

Eine Stunde lang blieb er sinnend auf dem Polster liegen. Dann nahm er eine Wachstafel aus der Truhe und begann einen Brief an den Präfekten in sie einzuritzen. Er wollte Titianus das kostbare Mosaikgemälde, das sich in seiner Wohnung befand, für den Kaiser zur Verfügung stellen; doch er brachte das Schreiben nicht zu Ende; denn er verwickelte sich bald in hochtönenden Sätzen. Endlich verzweifelte er an dem Gelingen der Arbeit, warf den unvollendeten Brief in die Kiste und legte sich schlafen.

Zehntes Kapitel.

Während in der Wohnung des Verwalters die Sorge ſich breit machte und Kummer, Angſt und Enttäuſchung mit ſchweren Wolken die Seelen umdüſterten, wurde in der Muſenhalle fröhlich geſchmauſt und gelacht.

Julia, die Gattin des Präfekten, hatte dem Baumeiſter ein für ſechs hungrige Magen genügendes, ſorgſam bereitetes Mahl auf die Lochias geſchickt, und ein Sklave des Baumeiſters Pontius, der es in Empfang genommen und Schüſſel für Schüſſel ausgepackt und auf die ſchlichteſte aller Tafeln aufgeſtellt hatte, war zu dem Herrn geeilt, um ihm all dieſe Wunder der Kochkunſt zu zeigen.

Der Baumeiſter hatte beim Anblick eines ſo überreichen Segens den Kopf geſchüttelt und vor ſich hin gemurmelt:

„Titianus hält mich für ein Krokodil oder beſſer für zwei Krokodile.“

Dann war er dem Verſchlag des Bildhauers genaht, in dem er Papias, ſeinen Meiſter, fand, um beide Männer zu bitten, das Mahl mit ihm zu teilen.

Außerdem lud er zwei Maler und den vorzüglichſten

unter allen Mosaicisten der Stadt ein, die den ganzen Tag emsig an der Herstellung der alten, verblichenen Deckenbilder und Fußböden gearbeitet hatten, und bald leerten sich bei gutem Wein und heiterem Gespräch die Schüsseln, Vasen und Dosen.

Wer lange Stunden den Geist oder die Hände oder gar beide auf einmal regt, der wird hungrig, und hier war seit einer Reihe von Tagen von allen Künstlern, die Pontius auf die Lochias berufen hatte, bis zur Erschöpfung gearbeitet worden.

Jeder that sein Bestes, zunächst gewiß, um dem hochgeachteten Pontius und sich selbst zu genügen, dann aber auch, um dem Kaiser eine Probe seines Könnens vorzuführen und ihm zu zeigen, was man in Alexandria vermöge.

Als die Schüsseln abgetragen worden waren und die reichlich gesättigten Tischgenossen die Hände gereinigt und getrocknet hatten, wurden aus einem Mischkruge, dessen Größe dem genossenen Mahle entsprach, die Becher gefüllt.

Nun schlug einer der Maler vor, ein ordentliches Trinkgelage zu veranstalten und den Bildhauer Papias, der als vortrefflicher Tischredner ebenso bekannt war wie als Künstler, zum Festleiter zu erwählen.

Aber der Meister des jungen Pollux versicherte, diese Ehre nicht annehmen zu können; denn sie gebühre dem Würdigsten unter ihnen, dem Manne, der vor wenigen Tagen in diesen leeren Palast getreten sei und dort als ein zweiter Deukalion so edle Künstler wie die hier versammelten, in großer Zahl und geschickte Arbeiter zu Hunderten, statt aus bildsamem Stein, aus dem Nichts erweckt habe.

Während er sodann versicherte, daß er Hammer und Meißel besser als die Zunge zu gebrauchen verstehe und es nicht gelernt habe, eine Festrede zu halten, kleidete er seinen Wunsch, Pontius möge das Gelage leiten, in die Form einer solchen.

Aber es war ihm nicht vergönnt, diese Probe seiner Gewandtheit zu Ende zu führen; denn der Thorhüter des kaiserlichen Palastes, Euphorion, der Vater des jungen Pollux, trat eilig mit einem Brief in der Hand in die Musenhalle und reichte ihn dem Baumeister.

„In geflügelter Eile zu lesen," sagte er dabei, indem er sich mit theatralischer Würde vor den Künstlern verneigte. „Ein Lictor des Präfekten überbrachte diese, wenn anders mein Wunsch sich erfüllt, heilbringende Botschaft. — Haltet die Schnauzen, Lumpenzeug, sonst schlag' ich euch nieder!"

Diese Drohung, die sich, was ihren Ton betraf, sehr wenig harmonisch an die für die Ohren großer Künstler berechnete Anrede schloß, galt den drei vierfüßigen Grazien seiner Frau, die ihm gegen seinen Willen gefolgt waren und bellend die Tafel umsprangen, auf der die spärlichen Reste der aufgegessenen Mahlzeit standen.

Pontius liebte die Tiere, hatte sich mit den Hündchen der Thorwächtersfrau befreundet und sagte, während er den Brief des Präfekten öffnete:

„Ich lade die drei Kleinen für die Reste unserer Mahlzeit zu Gaste. Gib ihnen, was für sie taugt, Euphorion, und was Dir besser für Deinen eigenen Magen zu passen scheint, das soll ihm bekommen!"

Während der Baumeister das Schreiben zuerst rasch durchflog, dann aber aufmerksam durchlas, hatte der

Sänger manchen guten Biſſen für die Lieblinge ſeiner Frau auf einen Teller zuſammengelegt und endlich die letzte übrig gebliebene Paſtete ſamt der Schüſſel, auf der ſie ſtand, ſeiner Adlernaſe genähert.

„Für Menſchen oder für Hunde?“ frug er den Sohn, indem er mit dem ſtraff ausgeſtreckten Finger auf die Paſtete wies.

„Für Götter,“ antwortete Pollux. „Bring ſie der Mutter. Sie wird gern einmal Ambroſia eſſen.“

„Fröhlichen Abend!“ rief der Sänger, verneigte ſich vor den die Becher leerenden Künſtlern und entfernte ſich mit der Paſtete und den drei Hündchen aus der Halle.

Während er noch den weiten Raum mit langen Schritten durchmaß, hob der in ſeiner Rede unterbrochene Papias den Becher von neuem und begann:

„Unſer Deukalion, unſer mehr als Deukalion alſo ...“

„Entſchuldige,“ unterbrach Pontius den Bildhauer, „wenn ich Deine Rede, die ſo vielverſprechend begann, unterbreche; dieſer Brief enthält wichtige Nachrichten und mit dem Zechen iſt es für heute vorbei. Verſchieben wir unſer Sympoſion und Deinen Trinkſpruch.“

„Es war kein Trinkſpruch; denn wenn ein beſcheidener Mann ...“ begann Papias.

Da fiel Pontius ihm wiederum ins Wort:

„Titianus ſchreibt mir, er gedenke heute abend auf die Lochias zu kommen. Jeden Augenblick kann er hier erſcheinen, und zwar nicht allein, ſondern mit meinem Kunſtgenoſſen Claudius Venator aus Rom. Der Mann ſoll mir mit ſeinem Rate zur Seite ſtehen.“

„Ich hörte ſeinen Namen noch nie,“ ſagte Papias,

der ſich ebenſoviel um die Perſonen wie um die Werke anderer Künſtler zu kümmern pflegte.

„Das wundert mich,“ entgegnete Pontius, indem er die doppelte Tafel, die die Nachricht enthielt, daß der Kaiſer heute noch ankommen werde, zuſammenſchlug.

„Kann er etwas?“ frug Pollux.

„Mehr als wir alle,“ gab Pontius zurück. „Er iſt ein gewaltiger Menſch.“

„Das iſt ſchön!“ rief Pollux. „Ich ſehe gern große Männer. Wenn ſie einem ins Auge ſchauen, iſt es immer, als flöße etwas von ihrer Fülle in uns über, und unwillkürlich reckt man ſich und denkt: es wäre doch ſchön, wenn man dem eines Tages bis ans Kinn reichen könnte.“

„Nur keinen krankhaften Ehrgeiz,“ unterbrach Papias den Schüler im Ton der Ermahnung. „Nicht wer ſich auf die Zehen ſtellt, ſondern wer fleißig ſeine Pflicht thut, erreicht etwas Großes.“

„Er thut redlich die ſeine,“ entgegnete der Baumeiſter, indem er ſich erhob und Pollux die Hand auf die Schulter legte. „Wir thun ſie alle. Morgen beim Aufgang der Sonne ſei jeder wieder auf dem Poſten. Um meines Kollegen willen wird es gut ſein, wenn ihr alle beizeiten da ſeid.“

Die Künſtler erhoben ſich mit Dank und Bedauern.

„Die Fortſetzung dieſes Abends bleibt Dir nicht geſchenkt,“ rief einer der Maler, und Papias bemerkte, indem er ſich von Pontius verabſchiedete:

„Wenn wir wieder zuſammenkommen, werd' ich Dir zeigen, was ich unter einem Trinkſpruch verſtehe. Er wird vielleicht Deinem römiſchen Gaſtfreunde gelten. Ich

bin neugierig, was er über unsere Urania sagt. Pollux hat sein Teil an der Arbeit gut ausgeführt, und ich hab' ihr vorhin noch ein Stündchen gewidmet, das ihr gut gethan haben möchte. Je schlichter unser Material ist, desto mehr würde es mich freuen, wenn sie dem Kaiser gefiele; er ist ja selbst ein wenig Bildhauer."

„Wenn Hadrian das hörte!" fiel einer der Maler ein. „Für einen gewaltigen Künstler will er gelten, den ersten in unserer Zeit. Man sagt, er hätte dem großen Baumeister Apollodor, der für Trajan so herrliche Werke ausführte, das Lebenslicht ausblasen lassen. Und warum? Weil der vorzügliche Mann den kaiserlichen Pfuscher früher einmal als Stümper behandelt hatte und seinen Plan für den Venustempel in Rom nicht billigen wollte."

„Gerede," gab Pontius auf diese Beschuldigung zurück. „Apollodor ist im Gefängnis gestorben, aber seine Verhaftung hat mit seinem Urteil über die Leistungen des Kaisers nur wenig zu thun. — Entschuldigt mich, ihr Herren! — Muß die Risse und Anschläge noch einmal durchsehen."

Der Architekt entfernte sich; Pollux aber setzte das begonnene Gespräch fort.

„Ich begreife nur nicht," begann er, „wie einer, der so viele Künste zugleich treibt und dabei doch für den Staat und seine Regierung sorgt, der ein leidenschaftlicher Jäger ist und sich mit allerlei gelehrtem Schnickschnack abgibt, seine fünf Sinne, die er hierhin und dahin und dorthin ausfliegen ließ, gleich wieder ins Nest zurückbekommt, wenn er sie für die Uebung einer besonderen Kunst gebrauchen möchte. In seinem Kopfe muß es aussehen wie in der hübschen, von uns ins Nichts be-

förderten Salatſchüſſel, in der Papias dreierlei Fiſch, ſchwarzes und weißes Fleiſch, Auſtern und noch fünf andere Subſtanzen entdeckte."

„Und wer," fiel ihm Papias ins Wort, „wird leugnen, daß, wenn das Talent die Mutter und der Fleiß der Vater jeder künſtleriſchen Thätigkeit iſt, die Uebung der Erzieher des Künſtlers ſein muß? Seitdem Hadrian bildhauert und malt, iſt es überall und auch hier Mode geworden, dieſe Künſte zu betreiben, und unter den reichen jungen Leuten, die in meine Werkſtätte kommen, ſind manche ſehr gut begabt; keiner von ihnen bringt aber etwas Rechtes zu ſtande, weil ihnen das Gymnaſium, die Bäder, die Wachtelkämpfe, die Gaſtmähler und was weiß ich, ſo viele Zeit nehmen, daß es mit der Uebung nichts wird."

„Ja," fügte einer der Maler hinzu, „ohne den Zwang und die Plage der Lehrjahre kann keiner zu freiem und freudigem Schaffen gelangen. In der Rhetorenſchule, auf der Jagd und im Kriege macht man aber keine Zeichenſtudien. Erſt wenn ein Schüler feſt zu ſitzen und ſich ſechs Stunden hinter einander hat plagen lernen, fang' ich an zu glauben, es könnte etwas Rechtes aus ihm werden. Hat einer von euch ein Werk des Kaiſers geſehen?"

„Ich," antwortete der Moſaiciſt. „Vor mehreren Jahren ließ mir Hadrian ein Bild, das er gemalt hatte, überſenden. Ich ſollte eine Moſaik darnach machen. Es war ein Fruchtſtück: Melonen, Kürbiſſe, Aepfel und grüne Blätter. Die Zeichnung war ſo ſo, die Farbe über alles Erlaubte lebendig und die Kompoſition gefiel mir durch Rundheit und Fülle. Beſſer doch, denkt man, wenn

man sie ansieht, solcher Ueberreichtum als magere Armut. Die großen Früchte unter den saftstrotzenden Blättern hatten wohl etwas so Ungeheuerliches, als wären sie im Garten der Ueppigkeit selbst erwachsen; aber das Ganze sah doch nach etwas aus. Bei meiner Ausführung dämpfte ich die Farben ein wenig. Eine Kopie dieses Bildes könnt ihr noch bei mir sehen. Sie hängt im Saal meiner Zeichner. Der reiche Nealkes ließ in seiner Fabrik einen Teppich nach ihr weben, mit dem Pontius die eine Wand des Arbeitszimmers da hinten behängen will; ich aber hab' einen schönen Rahmen an sie gewendet."

„Sag lieber an ihren Erfinder!"

„Oder noch zutreffender: an seinen möglichen Besuch Deiner Werkstätte," lachte der gesprächigste unter den Malern. „Ob der Kaiser wohl auch zu uns kommt? Meine Begrüßung Alexanders im Tempel des Jupiter Ammon möcht' ich gern an ihn verkaufen."

„Ich hoffe, daß Du ihn, wenn es den Preis festzustellen gilt, als Kollegen behandelst," sagte sein Kunstgenosse schmunzelnd.

„Ich werde mich nach Deinem Beispiel richten," entgegnete der andere.

„Dabei wirst Du kaum zu kurz kommen," rief Papias; „denn Eustorgius weiß, was seine Arbeiten wert sind. Wenn übrigens Hadrian bei allen Meistern, in deren Kunst er hineinpfuscht, Bestellungen macht, wird er eine besondere Flotte brauchen, um seine Einkäufe nach Rom zu schaffen."

„Man sagt," lachte der Maler Eustorgius, „er sei der Maler unter den Dichtern, der Bildhauer unter den

Malern, der Aſtronom unter den Muſikern, der Sophiſt unter den Künſtlern, das heißt, daß er jede Kunſt und Wiſſenſchaft als ſeine Nebenbeſchäftigung mit einigem Glück betreibt."

Bei dieſer Erklärung war Pontius wieder zu den Künſtlern zurückgekehrt, die die Tafel mit dem Miſchkruge umſtanden. Er hatte die letzten Worte des Malers gehört und unterbrach ihn, indem er ſagte:

„Aber, Freund, Du vergißt, daß er unter den Regenten, und nicht nur unter denen von heute, in des Wortes vollſter Bedeutung Regent iſt. Jeder von euch leiſtet in ſeiner Kunſt gewiß mehr und Vollendeteres; doch wie groß iſt der Mann, der nicht nur mit müßiger Neugier, ſondern mit Ernſt und Geſchick allem nahe tritt, was der Geiſt nur immer zu erfaſſen und der künſtleriſch bildende Sinn zu geſtalten vermag! Ich kenne ihn und weiß, daß er tüchtige Meiſter liebt und mit fürſtlicher Freigebigkeit aufzumuntern beſtrebt iſt. Aber er hat die Ohren überall und wird ſchnell zum unerbittlichen Feind eines jeden, der ſeine Empfindlichkeit reizt. Hütet darum jetzt eure loſen alexandriniſchen Zungen und laßt euch ſagen, daß mein Kollege, den ich aus Rom erwarte, Hadrian nahe ſteht. Er iſt ſein Altersgenoſſe, ſieht ihm auch ähnlich und verſchweigt ihm nichts, was er über ihn hört. Laßt alſo das Gerede über den Kaiſer und beurteilt den Dilettanten im Purpur nicht ſtrenger, als eure reichen, aus Liebhaberei malenden und bildhauenden Schüler für die euch ſo leicht ein ‚allerliebſt', ‚wunderhübſch' oder ‚außerordentlich nett' über die Lippen ſchlüpft. Nehmt mir den warnenden Ton nicht übel — ihr wißt, wie ich's meine."

Aus dieſer Bitte war den Anweſenden jene männliche Innigkeit entgegengeklungen, die der tiefen Stimme des Baumeiſters zu Gebote ſtand und ihm auch das Vertrauen des Widerſtrebenden ſicher gewann.

Grüße und Händedrücke wurden getauſcht, die Künſtler verließen die Halle, ein Sklave trug den Miſchkrug fort und ſäuberte die Tafel, auf der Pontius ſeine Riſſe und Anſchläge auszubreiten begann.

Aber er blieb nicht lange allein; denn bald ſtand Pollux neben ihm und ſagte mit komiſchem Pathos, indem er die Naſe mit dem Finger berührte:

„Ich bin aus meinem Käfig entſprungen, um Dir noch etwas zu ſagen.“

„Nun?“

„Die Stunde naht, in der ich Dir die Wohlthaten, die Du meinem Magen zu verſchiedenen Zeiten erwieſeſt, zu vergelten gedenke. Meine Mutter kann Dir morgen ihr Kohlgericht vorſetzen. Eher ging's nicht; denn der in ſeiner Art einzige Wurſtmacher, der König ſeiner Zunft, bereitet nur in jeder Woche einmal ſeine ſaftigen kleinen Cylinder. Vor wenigen Stunden hat er die Würſtlein vollendet, und morgen wärmt uns die Mutter zum Frühſtück das edle Gericht auf, das heute abend bereitet wurde — denn, ich ſagte Dir's ſchon, — im aufgewärmten Zuſtand iſt es erſt das Ideal ſeiner Gattung. Was ſpäter noch Süßes kommt, haben wir wieder der Kunſt meiner Mutter, das erheiternd Erquickende aber, ich meine den finſtere Sorgen brechenden Wein, meiner Schweſter zu danken.“

„Ich komme,“ entgegnete Pontius, „wenn mir unſer Gaſt eine freie Stunde übrig läßt, und freue mich auf

das gute Gericht. Aber was weißt Du munterer Vogel von finsteren Sorgen!"

„Das Wort paßt in den Hexameter," entgegnete Pollux, „und ich habe von meinem Vater, der, wenn er nicht das Thor hütet, auch singt und dichtet, die leidige Notwendigkeit geerbt, sobald mir etwas die Seele bewegt, rhythmisch zu reden."

„Du warst heut schweigsamer als sonst, und doch kamst Du mir unglaublich vergnügt vor. Nicht nur Dein Gesicht, sondern Du ganzer langer Mensch vom Fuß bis zum Scheitel sahst aus wie ein Gefäß der Freude."

„Es ist auch schön auf der Welt!" rief Pollux, dehnte sich wohlig und streckte die Arme mit gefalteten Händen hoch über seinem Kopfe gen Himmel.

„Hat sich etwas besonders Angenehmes für Dich ereignet?"

„Ist gar nicht vonnöten! Ich lebe hier in herrlicher Gesellschaft, die Arbeit fleckt und — warum sollt' ich's verhehlen? — es gab heute auch etwas Besonderes zu verzeichnen. Ich bin einer alten Bekannten wieder begegnet."

„Einer alten?"

„Seit sechzehn Jahren kenn' ich sie schon; aber als ich sie zum erstenmal sah, da lag sie noch in den Windeln."

„Also mehr als sechzehn, höchstens siebenzehn Jahre zählt diese würdige Freundin? Ist Eros der Freund des Glücklichen oder kommt das Glück erst in seinem Gefolge?"

Während der Baumeister diese Frage nachdenklich vor sich hin sprach, lauschte Pollux aufmerksam auf und sagte:

„Was mag zu so später Stunde da draußen vorgehen?

Hörſt Du nicht das tiefe Gebell eines großen Hundes zwiſchen dem hohen Gekläff der drei Grazien?"

„Titianus bringt den Baumeiſter aus Rom," ſagte Pontius erregt. „Ich gehe ihm entgegen. Und noch eins, mein Freund! Auch Du haſt eine alexandriniſche Zunge. Hüte Dich, in Gegenwart des Römers über die künſtleriſchen Leiſtungen des Kaiſers zu ſpotten. Der Mann, der da kommt, ich wiederhole es, iſt uns allen überlegen, und nichts mir tiefer zuwider, als wenn Kleine ſich in die Bruſt werfen, weil ſie an großen Männern ein wundes Stellchen gefunden zu haben meinen, das zufällig an ihrem eigenen winzigen Leibe geſund iſt. Der Künſtler, den ich erwarte, iſt groß; doch Kaiſer Hadrian iſt noch weit größer. Nun geh hinter Deine Schranken zurück, und morgen will ich Dein Gaſt ſein."

Elftes Kapitel.

Pontius warf das Pallium über den Chiton, den er bei der Arbeit zu tragen pflegte, und ging dem Beherrscher der Welt, von dessen Ankunft er durch den Brief des Präfekten unterrichtet worden war, entgegen. Er war dabei völlig ruhig, und wenn das Herz ihm schneller schlug als sonst, so geschah es nur, weil er sich freute, dem wunderbaren Manne, dessen Persönlichkeit einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, wieder zu begegnen.

In dem Bewußtsein, was in seinen Kräften stand, gethan zu haben und keinen Tadel zu verdienen, schritt er durch die Vorräume und das Hauptthor des Palastes in den Hof hinaus, auf dem viele Sklaven bei Fackellicht mit dem Legen von neuen marmornen Fliesen beschäftigt waren.

Weder diese Leute noch ihre Aufseher hatten acht auf das Hundegebell und das laute Reden, das sich seit kurzer Zeit neben dem Wächterhäuschen hören ließ; denn es war den Arbeitern und ihren Führern eine besondere Belohnung in Aussicht gestellt worden, wenn sie bis zu einer gewissen Zeit ein begrenztes Stück des neuen

Pflasters zur Zufriedenheit des Baumeisters vollendet haben würden.

Niemand ahnte, wem die tiefe Männerstimme angehörte, die von dem Thore her über den Hof klang.

Der Kaiser war von widrigen Winden aufgehalten worden und erst kurz vor Mitternacht im Hafen eingelaufen.

Er begrüßte den auf ihn wartenden Titianus als lieben alten Freund mit von Herzen kommender Wärme und bestieg mit ihm und Antinous sogleich den Wagen des Präfekten, während der Geheimschreiber Phlegon, der Arzt Hermogenes und der Sklave Mastor mit dem Gepäck, zu dem auch Feldbetten gehörten, auf einem andern Fuhrwerke ihm folgen sollten.

Die Hafenwächter stellten sich dem in großer Eile in der dunklen Straße dahinsausenden Wagen und der ungeheuren, die Ruhe der Nacht mit ihrem Gebell störenden Dogge unmutig entgegen; sobald sie aber Titianus erkannten, traten sie ehrerbietig zur Seite.

Der Thorhüter und sein Weib waren, gehorsam der Mahnung des Präfekten, wach geblieben, und sobald der Sänger den Wagen, der den Kaiser trug, nahen hörte, eilte er an die Pforte des Palastes und öffnete sie.

Das aufgerissene Pflaster und die mit seiner Erneuerung beschäftigten Leute nötigten Titianus und seinen Begleiter, hier von dem Fuhrwerk zu steigen und hart an dem Thorwärterhäuschen vorüber zu gehen.

Hadrian, von dem nichts unbemerkt blieb, was auf seinen Wegen der Beachtung wert zu sein schien, blieb vor der weit geöffneten Thür der Wohnung Euphorions stehen und blickte in den freundlichen, mit Blumen und

Vögeln und der Apollostatue geschmückten Raum, auf dessen Schwelle Frau Doris in ihrem neuesten Gewande den Präfekten erwartete. Titianus begrüßte sie herzlich; denn er war gewöhnt, so oft er auf die Lochias kam, manches heitere und kluge Wort mit ihr zu tauschen.

Die kleinen Hunde waren schon in ihre Körbchen gekrochen; sobald sie aber die fremde Dogge witterten, stürzten sie mit lautem Gekläffe an ihrer Herrin vorbei ins Freie, und so sah sich Frau Doris gezwungen, während sie den Gruß ihres freundlichen Gönners erwiderte, Euphrosyne, Aglaja und Thalia mehr als einmal bei ihren schönen Namen zu rufen.

„Prächtig, prächtig!" rief Hadrian, und wies in das Häuschen. „Ein Idyll, ein reines Idyll. Wer hätte solchen lachenden Friedenswinkel in der unruhigsten, geschäftigsten Stadt des Reiches zu finden erwartet!"

„Ich und Pontius waren auch überrascht über dies Nestchen und ließen es darum unangetastet," sagte der Präsekt.

„Verständige Leute verstehen einander, und ich weiß euch Dank für die Schonung dieses Häuschens," entgegnete der Kaiser. „Welches Omen, welche günstige, überaus günstige Vorbedeutung das ist! Die Grazien empfangen uns hier in dem alten Gemäuer; Aglaja, Euphrosyne, Thalia!"

„Freue Dich, Herr," rief nun Doris dem Präfekten entgegen.

„Wir kommen spät," sagte Hadrian.

„Das schadet nichts," lachte die Alte. „Hier auf der Lochias haben wir seit einer Woche ohnehin verlernt, Tag und Nacht zu unterscheiden, und das Gute kommt niemals zu spät."

„Ich bringe heute auch einen vortrefflichen Gast mit," sagte Titianus, „den großen römischen Baumeister Claudius Venator. Erst vor wenigen Minuten ist er dem Schiff entstiegen."

„So wird ein Schluck Wein ihm wohlthun. Wir haben guten mareotischen weißen aus dem am See gelegenen Garten meiner Tochter im Hause. Wenn Dein Freund bescheidenen Leuten die Ehre erweisen will, so bitte ich ihn, bei uns einzutreten. Nicht wahr, Herr, sauber ist es bei uns, und des Bechers, den ich ihm reiche, braucht sich der Kaiser selbst nicht zu schämen. Wer weiß, was ihr da oben in dem schrecklichen Wirrwarr findet."

„Ich folge Deiner Einladung gern, mein Mütterchen," gab Hadrian zurück. „Man sieht es Dir an, daß Du uns gern bewirtest, und man könnte Dich um Dein Häuschen beneiden."

„Wenn Kletterrosen und Gaisblatt erblühen, wird es noch hübscher," entgegnete Doris und füllte den Becher. „Hier ist auch das Wasser für die Mischung."

Der Kaiser ergriff den von Pollux geschnitzten Pokal, sah ihn in voller Bewunderung an und sagte, bevor er ihn an die Lippen führte:

„Ein Meisterwerk, Mutter. Woraus soll hier der Kaiser trinken, wenn die Thorhüter sich solcher Gefäße bedienen? Wer verfertigte diese vortreffliche Arbeit?"

„Mein Sohn hat ihn in freien Stunden für mich geschnitzt!"

„Er ist ein tüchtiger Bildhauer," fügte Titianus ergänzend hinzu.

Nachdem der Kaiser mit großem Behagen den Becher halb geleert hatte, stellte er ihn auf den Tisch und sagte:

„Ein ausgezeichneter Trank! Ich danke Dir, Mutter.“

„Und ich Dir, daß Du mich Mutter nennſt. Es gibt keinen ſchöneren Titel für eine Frau, die gute Kinder heranzog, und ich habe deren drei, die ſich ſehen laſſen können.“

„So wünſch' ich Dir Glück zu ihnen, mein Mütterchen,“ entgegnete der Kaiſer. „Wir ſehen uns wieder; denn ich bleibe einige Tage hier auf der Lochias.“

„Jetzt, in dieſem Getreibe?“ fragte Doris.

„Dieſer große Baumeiſter,“ ſagte Titianus erklärend, „ſoll den vortrefflichen Pontius unterſtützen.“

„Der braucht keine Hilfe!“ rief die Alte. „Der iſt ein Mann vom beſten Schlage. Seine Umſicht und Thatkraft, ſagt mein Sohn, wären ohnegleichen. Ich habe ihn auch ſelbſt befehlen ſehen und kenne meine Leute.“

„Und was hat Dir an ihm beſonders gefallen?“ fragte Hadrian, den die unbefangene Art der klugen Frau ergötzte.

„Er verliert keinen Augenblick die Ruhe in dieſer Haſt, ſpricht kein Wort zu viel oder zu wenig, kann ſtreng ſein, wo es not thut, und iſt gegen Geringere freundlich. Was er als Künſtler vermag, das verſtehe ich nicht zu würdigen, aber ganz ſicher weiß ich, daß er ein rechter, tüchtiger Mann iſt.“

„Ich kenne ihn ſelbſt,“ ſagte der Kaiſer, „und Du ſchilderſt ihn richtig; doch er iſt mir ſtrenger erſchienen.“

„Weil er ein Mann iſt, muß er auch hart ſein können; doch er iſt es nur, wo es not thut, und wie gütig er ſein kann, das zeigt er uns täglich. Man macht ſich ſeine eigenen Gedanken, wenn man häufig allein iſt, und das habe ich bemerkt: wer ſich abweiſend und herb

gegen Geringere benimmt, der ist selbst nichts Hohes; denn der hält es für nötig, der Gefahr vorzubeugen, daß man ihn für eben so klein hält wie den Armen, mit dem er verkehrt. Wer was Rechtes ist, der weiß, daß man's ihm ansieht, auch wenn er unsereinen wie seinesgleichen behandelt. Pontius thut es, und der edle Statthalter Titianus und Du, der Du sein Freund bist, nicht minder. Es ist schön, daß Du herkamst; doch, wie gesagt, der Baumeister oben wird auch ohne Dich fertig."

„Du scheinst meine Tüchtigkeit nicht eben hoch anzuschlagen: das thut mir leid; denn Du hast mit offenen Augen gelebt und die Menschen gut beurteilen lernen."

Da schaute Doris den Kaiser mit den freundlichen Augen klug und prüfend an und entgegnete in zuversichtlichem Tone:

„Du — Du bist etwas Großes, und es kann sein, daß Dein Auge manches sieht, was Pontius entgeht. Es gibt einige Wenige, mit denen es die Musen besonders gut meinen, und zu ihnen wirst Du gehören."

„Was führt Dich auf diese Vermutung?"

„Ich erkenne es an Deinem Blicke, an Deiner Stirn."

„Seherin!"

„Nein, ich bin nichts dergleichen; doch ich bin eine Mutter, die zwei Söhne hat, denen die Himmlischen auch etwas Besonderes verliehen, das ich nicht zu beschreiben vermöchte. Bei ihnen sah ich's zuerst, und wo ich es dann bei anderen Künstlern und Menschen wiederfand, da waren's die größten in ihrem Kreise. Du aber, daß Du in dem Deinigen die anderen hoch überragst, darauf möchte ich schwören!"

„Nimm's nicht zu leicht mit dem Eide," lachte der

Kaiſer. „Wir reden noch mehr mit einander, mein Mütterchen, und beim Abſchied will ich Dich fragen, ob Du Dich nicht dennoch in mir getäuſcht haſt. Komm nun, Telemachus, Dich ſcheinen die Vögel dieſer Frau beſonders zu freuen!“

Dieſe heitere Frage richtete ſich an Antinous, der von einem Käfig an den andern getreten war und die ſchlafenden gefiederten Lieblinge der Alten neugierig und mit Vergnügen betrachtete.

„Iſt das Dein Sohn?“ frug Doris und wies auf den Jüngling.

„Nein, Mutter. Er iſt nur mein Schüler; aber ich halte ihn, als wär' er mein Kind.“

„Ein ſchöner Burſch!“

„Seh einer! Unſere Alte ſchaut noch den Jünglingen nach.“

„Das laſſen wir nicht bis zum hundertſten Jahr oder bis uns die Parze den Lebensfaden zerſchneidet.“

„Welches Bekenntnis!“

„Laß mich nur zu Ende reden. Wir verlernen es nie, uns an ſchönen jungen Geſellen zu freuen; aber nur ſo lange wir jung ſind, fragen wir, was ſie uns etwa gewähren könnten; im Alter genügt es uns völlig, ihnen Freundliches zu erweiſen. Hörſt Du, junger Herr, Du findeſt mich immer hier, wenn Du etwas brauchſt, womit ich Dir dienen kann. Wie eine Schnecke bin ich und verlaſſe nur ſelten mein Häuschen.“

„Auf Wiederſehen!“ rief Hadrian und betrat mit den Begleitern den Hof.

Hier galt es, auf dem gelockerten Pflaſter einen Halt für die Füße zu finden.

Titianus schritt dem Kaiser und Antinous voran, und es konnten nur wenige Worte des Wohlgefallens über diese erste freundliche Begegnung zwischen dem Herrscher und seinem Statthalter gewechselt werden.

Hadrian schritt behutsam vorwärts und lächelte dabei voller Befriedigung vor sich hin.

Das Urteil der schlichten, klugen Frau aus dem Volke hatte ihm größeres Vergnügen bereitet als die schwülstigen Lieder, in denen Mesomedes und seinesgleichen ihn besangen, und die Schmeichelworte, mit denen Sophisten und Rhetoren ihn zu überschütten pflegten.

Die Alte hielt ihn für einen einfachen Künstler. Sie konnte nicht wissen, wer er sei, und erkannte dennoch — oder war Titianus unvorsichtig gewesen?

Wußte oder vermutete das Weib, mit wem sie es zu thun hatte?

Hadrians äußerst mißtrauischer Geist ließ ihm keine Ruhe. Er begann die Worte der Thorhütersfrau für eingelernt, ihre Bewillkommnung für eine Veranstaltung zu halten, und indem er plötzlich stehen blieb, ersuchte er den Präfekten, ihn zu erwarten, Antinous aber, mit dem Hunde zurückzubleiben.

Er selbst kehrte um, näherte sich von neuem der Thorwächterwohnung und schlich sich in sehr unfürstlicher Weise zu ihr heran.

Vor der immer noch weit geöffneten Thür des Häuschens blieb er stehen und horchte auf das Gespräch, das Frau Doris mit ihrem Gatten führte.

„Ein stattlicher Mann," sagte Euphorion, „er gleicht dem Kaiser ein wenig."

„Doch nicht," entgegnete Doris. „Denke nur an das

Standbild Hadrians im Paneumsgarten: das sieht unzufrieden und spöttisch drein, und der Baumeister hat wohl eine ernste Stirn, doch aus seinen Zügen leuchtet lauter freundliche Güte. Nur wegen des Bartes denkt man, wenn man den einen sieht, an den andern. Hadrian könnte sich freuen, wenn er aussähe wie der Gast des Präfekten."

„Ja, der ist auch schöner, — wie soll ich sagen, ist den Göttern ähnlicher als das kalte, marmorne-Standbild," deklamirte Euphorion. „Ein großer Herr ist er gewiß, aber doch auch ein Künstler. Ob man ihn nicht durch Pontius, Papias, Aristeas oder einen der großen Maler veranlassen könnte, in unserer Gruppe beim Festspiel den Seher Kalchas zu spielen? Er würde ihn anders zur Darstellung bringen als der dürre Elfenbeinschnitzer Philemon. Reiche mir meine Laute. Ich habe den Anfang der letzten Verse schon wieder vergessen. O, dieses Gedächtnis! Ich danke!"

Euphorion griff kräftig in die Saiten und sang mit der gut geschulten Stimme, die immer noch von erträglichem Wohlklang:

„‚Sabina, Heil Dir, Sabina! — Heil und siegreiches Heil der gewaltigen Göttin Sabina!' Wäre Pollux nur hier, der brächte mich wieder auf die richtigen Worte. ‚Heil und siegreiches Heil der hundertfachen Sabina.' — Unsinn: ‚Heil und göttliches Heil der siegesgewissen Sabina.' Auch so war es nicht! Wenn ein Krokidil diese Sabina verschlingen wollte, ich gäbe ihm gern den frischen Kuchen dort auf der Schüssel zum Nachtisch! Aber halt, nun hab' ich's! ‚Heil und hundertfach Heil der gewaltigen Göttin Sabina.'"

Hadrian hatte genug gehört.

Während Euphorion seinen Vers zwanzig- und mehrmal dem widerspenstigen Gedächtnis einzuprägen versuchte, wandte er dem Wächterhäuschen den Rücken, und indem er sich mit den Begleitern nicht ohne Mühe den Weg durch die hie und da am Boden kauernden Arbeiter suchte, klopfte er Titianus mehr als einmal auf die Schulter und rief, nachdem er die Begrüßung des Baumeisters Pontius entgegengenommen:

„Ich segne meinen Entschluß, schon jetzt hieher zu kommen! Ein guter Abend, ein ganz vortrefflicher Abend!"

Seit Jahren hatte der Kaiser sich nicht so sorglos und heiter gefühlt wie heute, und als er trotz der späten Stunde die Arbeiter noch überall thätig fand und sah, was in dem alten Palaste schon alles hergestellt war und seiner Erneuerung entgegenging, gab der rastlose Mann seiner Zufriedenheit Ausdruck, indem er Antinous zurief:

„Hier kann man sehen, daß auch in unserer nüchternen Zeit durch guten Willen, Fleiß und Geschick große Wunder geschehen können. Erkläre mir, wie Du dies Ungeheuer von einem Gerüst konstruirt hast, mein Pontius!"

Zwölftes Kapitel.

Dem heiteren Einzuge des Kaiſers in ſeine halbfertige Wohnung auf der Lochias ſollten noch andere gute Nachtſtunden folgen.

Pontius ſchlug ihm vor, mehrere wohl erhaltene Zimmer, die urſprünglich für die Herren ſeines Gefolges beſtimmt worden waren und von denen eins einen freien Ausblick auf den Hafen, die Stadt und die Inſel Antirrhodus gewährte, vorläufig für ſeine Aufnahme einrichten zu laſſen.

Dank der Umſicht des Baumeiſters, den geübten Händen des Sklaven Maſtor und den vielen auf der Lochias thätigen, zu jeder Dienſtleiſtung geſchickten Arbeitern, war ſchnell für die nächtliche Ruhe Hadrians und ſeiner Begleiter geſorgt.

Das gute Lager, das der Präfekt für Pontius auf die Lochias geſandt hatte, ward in das Schlafgemach des Kaiſers gebracht, und in anderen Kammern ſtanden bald die Feldbetten für Antinous und das Gefolge.

Tiſche, Polſter und mancherlei Gerät, das alexandriniſche Fabriken bereits abgeliefert hatten und noch unausgepackt in Ballen und Kiſten in dem großen Mittelhofe

des Palaſtes lagerte, wurde raſch, ſo weit es verwendbar war, in den ſchnell ausgeſtatteten Zimmern aufgeſtellt.

Bevor Hadrian noch unter Führung des Präfekten das letzte Zimmer, in dem Herſtellungsarbeiten vorgenommen wurden, beſichtigt hatte, war Pontius mit ſeinen Anordnungen fertig und konnte dem Kaiſer die Verſicherung erteilen, daß er heute ſchon ein gutes Lager und ein erträgliches Unterkommen, morgen aber recht artig ausgeſtattete Zimmer finden werde.

„Schön, ſchön, ganz vortrefflich!“ rief der Herrſcher, als er ſein Gemach betrat. „Man ſollte glauben, daß euch fleißige Dämonen beiſtünden. Gieße mir Waſſer über die Hände, Maſtor, und dann zur Mahlzeit! Mich hungert wie den Hund eines Bettlers.“

„Ich denke, wir finden, was Du brauchſt,“ entgegnete Titianus, während Hadrian ſich die Hände und das bärtige Geſicht wuſch. „Haſt Du alles verzehrt, was wir Dir heute auf die Lochias ſandten, mein Pontius?“

„Leider, ja,“ entgegnete dieſer ſeufzend.

„Aber ich hatte befohlen, Dir eine Mahlzeit für fünf Männer zu ſenden.“

„Sie hat ſechs hungrige Künſtler geſättigt,“ gab der Baumeiſter zurück. „Hätt' ich nur ahnen können, für wen das viele Eſſen beſtimmt war! Was iſt nun zu machen? Wein und Brot ſteht wohl noch in der Muſenhalle; indeſſen —“

„Das muß auch genug ſein,“ erwiderte der Kaiſer und trocknete das Antlitz. „Im daciſchen Kriege, in Numidien und auf mancher Jagd war ich froh, wenn es dem hungrigen Magen nicht an dem einen oder andern gebrach.“

Antinous, der sehr müde und hungrig war, machte bei diesem Bekenntnis ein betrübtes Gesicht.

Als Hadrian dies wahrnahm, sagte er lächelnd:

„Die Jugend braucht mehr als Brot und Wein, um zu leben. Ihr zeigtet mir ja vorhin den Eingang zu der Wohnung des Palastverwalters. Sollte man bei ihm kein Stück Fleisch, keinen Käse oder dergleichen finden?"

„Schwerlich," entgegnete Pontius; „denn der Mann stopft den großen Magen und seine acht Kinder mit Brot und Mehlbrei. Aber ein Versuch würde sich immerhin lohnen."

„So sende zu ihm; uns aber führe sogleich in den Saal, woselbst die Musen Brot und Wein, die sie ihren Jüngern nicht immer gewähren, für mich und diesen da aufbewahren."

Pontius führte den Kaiser sogleich in die Halle.

Auf dem Wege dorthin frug Hadrian:

„Ist der Verwalter so elend gestellt, daß er gezwungen ist, sich mit so magerer Kost zu begnügen?"

Er hat freie Wohnung und monatlich zweihundert Drachmen."

„Das ist nicht so gar wenig. Wie heißt der Mann und wes Geistes Kind ist er?"

„Er heißt Keraunus und ist von alter macedonischer Herkunft. Seine Vorfahren bekleideten seit unvordenklicher Zeit das Amt, dem er vorsteht, und er bildet sich sogar ein, durch irgend eine Geliebte eines Lagiden mit dem ausgestorbenen Königsgeschlechte verwandt zu sein. Keraunus sitzt im Rate der Bürger und geht nie ohne seinen Sklaven, der zu denen gehört, die die Händler den

Käufern auf dem Markte zugeben, auf die Straße. Er ist dick wie ein gemästeter Hamster, kleidet sich wie ein Senator, ist ein Freund von Altertümern und Raritäten, die er sich für seine letzten Groschen aufhängen läßt, trägt seine Armut mit mehr Hochmut als Würde, ist aber ein ehrlicher Mann, der sich auch brauchen läßt, wenn man ihn richtig anfaßt."

„Also ein seltsamer Bursch. Du sagst, er sei dick. Ist er heiter?"

„Nichts weniger als das."

„Fette und mürrische Leute sind mir zuwider. Was ist das für ein Verschlag hier in der Halle?"

„Hinter diesen Schranken arbeitet der beste Schüler des Papias. Er heißt Pollux und ist der Sohn des Thorhüterpaares. Er wird Dir gefallen."

„Rufe ihn an," bat der Kaiser.

Bevor noch der Baumeister diesem Geheiß willfahren konnte, tauchte über den Schranken der Kopf des Bildhauers hervor.

Der junge Mann hatte die Stimmen und Schritte der Nahenden vernommen, grüßte den Präfekten von seiner hohen Stellung aus ehrerbietig und wollte, nachdem er seine Neugier befriedigt hatte, wieder von dem Gestell, auf das er gestiegen war, herunterspringen, als Pontius ihm zurief, der Baumeister Claudius Venator aus Rom wünsche ihn kennen zu lernen.

„Das ist freundlich von ihm und mehr noch von Dir," rief Pollux hernieder; „denn nur durch Dich kann er wissen, daß ich unter dem Monde wandle und Hammer und Meißel zu brauchen lernte. Laß mich von meinem vierbeinigen Kothurn steigen, Herr; denn jetzt

mußt Du zu mir hinaufsehen, und nach dem, was Pontius mir von Deinem Können erzählte, dürfte es nichts Verkehrteres geben."

„Bleibe nur, wo Du bist," entgegnete Hadrian. „Unter Kunstgenossen bedarf es keiner Förmlichkeiten. — Was machst Du da drin?"

„Ich schiebe gleich die eine Schranke zurück, um Dir unsere Urania zu zeigen. Es thut gut, von einem Manne, der das Ding ernstlich versteht, ein Urteil zu hören."

„Nachher, Freund, nachher; erst laß mich einen Bissen Brot genießen; denn die Grausamkeit meines Hungers könnte sich leicht auf mein Urteil übertragen."

Der Baumeister reichte dem Kaiser während dieser Bemerkung eine Tafel mit Brot, Salz und einem Becher Wein, die ihm sein Sklave überbracht hatte.

Als Pollux diese spärliche Mahlzeit erblickte, rief er hinunter:

„Das ist ja Gefangenenkost, Pontius. Haben wir denn gar nichts weiter im Hause?"

„Vermutlich hast Du mitgeholfen, die guten Schüsseln, die ich dem Baumeister sandte, zu vertilgen," entgegnete der Präfekt und drohte Pollux mit dem Finger.

„Du trübst eine süße Erinnerung," seufzte der Bildhauer mit komischer Wehmut. „Aber, beim Herkules, ich habe das Meine bei dem Vernichtungswerke gethan. Wenn man nur — Halt! Da kommt mir ein Gedanke, der des Aristoteles würdig. Das Frühstück, zu dem ich Dich auf morgen einlud, edelster Pontius, steht fertig bei meiner Mutter und kann in wenigen Minuten aufgewärmt werden. Erschrick nicht, Herr, es handelt sich

um Kohl mit Würſtchen, eine Speiſe, die wie die Seele eines Aegypters im Zuſtand der Auferſtehung edlere Eigenſchaften beſitzt, als wenn ſie zum erſtenmale das Licht ſieht."

„Vortrefflich," rief Hadrian, „Kohl mit Würſtchen."

Schmunzelnd wiſchte er mit der Hand die vollen Lippen und lachte laut auf, als er das aus dem Herzen kommende freudige „Ah!" des Antinous vernahm, der näher zu den Schranken herantrat.

„Auch ein Gaumen und Magen kann in beglückenden Zukunftsbildern ſchwelgen," rief der Kaiſer dem Präfekten zu, indem er auf den Liebling hinwies.

Doch er hatte den frohen Ruf des Knaben falſch gedeutet; denn der Name des einfachen Gerichts, das die Mutter des Günſtlings in Bithynien oft auf den Tiſch ihres ſchlichten Hauſes geſtellt hatte, erinnerte Antinous an die Heimat und Kindheit und verſetzte ihn mitten unter die Seinen. Eine ſchnelle Bewegung des Herzens, nicht nur ein lüſterner Reiz des Gaumens hatte ihm das „Ah!" auf die Lippen gedrängt. Und doch freute er ſich auf die heimiſche Speiſe, und er hätte ſie nicht für das köſtlichſte Gaſtmahl hergeben mögen.

Pollux war indes aus der Umhegung hervorgetreten und ſagte:

„In einer Viertelſtunde bin ich mit meinem in eine Abendmahlzeit verwandelten Frühſtück bei euch. Vertreibt nur den gröbſten Hunger mit dem Brot und dem Salz; denn das Kohlgericht meiner Mutter ſättigt nicht nur, es will auch mit ruhigem Verſtändnis genoſſen werden."

„Grüße Frau Doris," rief Hadrian dem Bildhauer

nach, und als Pollux die Halle verlassen hatte, sagte er, indem er sich an Titianus und Pontius wandte:

„Ein prächtiger Junge. Ich bin neugierig, zu sehen, was er als Künstler leistet.“

„So folge mir,“ entgegnete Pontius und führte Hadrian hinter die Schranken.

„Was sagst Du zu dieser Urania? Das Haupt der Muse hat Papias gemacht, den Körper und die Gewandung formte Pollux mit eigener Hand in wenigen Tagen.“

Der kaiserliche Künstler stellte sich mit gekreuzten Armen der Statue gegenüber und blieb lange schweigend vor ihr stehen.

Dann nickte er beifällig mit dem bärtigen Haupte und sagte ernst:

„Ein tiefdurchdachtes und mit wunderbarer Freiheit hingeworfenes Werk. Dieses über die Brust zusammengezogenen Mantels brauchte sich kein Phidias zu schämen. Alles groß, eigentümlich und wahr! Hat der junge Meister seine Modelle hier auf der Lochias benützt?“

„Ich habe keins gesehen und möchte glauben, daß er die Figur aus dem Kopfe modellirte,“ entgegnete Pontius.

„Unmöglich, völlig unmöglich!“ rief der Kaiser im Tone des Kenners, der seiner Sache gewiß ist. „Solche Linien, solche Flächen wäre kein Praxiteles zu erfinden fähig gewesen. Sie müssen geschaut, müssen gegenüber dem frischen Anblick des Lebens geformt sein. Wir werden ihn fragen. Was soll aus dieser neu aufgebauten Thonmasse werden?“

„Vielleicht die Büste einer Fürstin aus dem Hause der Lagiden. Du wirst morgen einen Berenicekopf von

unſerem jungen Freunde ſehen, der mir zu dem Beſten zu gehören ſcheint, was je in Alexandria gemacht ward."

„Verſteht ſich dieſer Burſch auf magiſche Künſte?" frug Hadrian. „Dieſe Urania und einen durchgeführten Frauenkopf in wenigen Tagen fertig zu ſtellen, iſt einfach unmöglich."

Pontius teilte dem Kaiſer nun mit, daß Pollux den Gipskopf auf ein vorhandenes Bruſtſtück geſetzt habe, und verriet ihm, indem er ſeine Fragen ohne Rückhalt beantwortete, welche Kunſtgriffe angewandt worden ſeien, um dem vernachläſſigten Gebäude ein ſchickliches und in ſeiner Weiſe glänzendes Ausſehen zu geben.

Er bekannte frei, hier nur auf den Schein hin zu arbeiten, und ſprach mit Hadrian durchaus ebenſo, wie er mit jedem andern Kunſtgenoſſen über den gleichen Gegenſtand geredet haben würde.

Während der Kaiſer und der Baumeiſter ſich in dieſer Weiſe eifrig unterhielten und der Präfekt ſich von dem Geheimſchreiber Phlegon erzählen ließ, was ſie auf ihrer Reiſe erlebt hatten, erſchien Pollux mit ſeinem Vater in der Muſenhalle.

Der Sänger trug auf einer Schüſſel ein dampfendes Gericht, friſchen Kuchen und die Paſtete, die er vor wenigen Stunden ſeiner Frau von der Tafel des Baumeiſters heimgebracht hatte.

Pollux drückte einen ziemlich großen, doppelt gehenkelten Krug mit mareotiſchem Wein an die Bruſt, um den er ſchnell grüne Epheuranken geſchlungen.

Wenige Minuten ſpäter lag der Kaiſer auf einem für ihn aufgeſtellten Polſter und griff tapfer in das ſchmackhafte Gericht.

Er war in der glücklichſten Stimmung, rief Antinous, den Arzt und den Geheimſchreiber zu ſich heran, legte mit eigener Hand tüchtige Portionen auf die Teller, die ſie ihm hinreichen mußten, und verſicherte dabei, er thue das, damit ſie ihm nicht die leckerſten Würſtchen aus dem Kohl fiſchen möchten.

Auch dem mareotiſchen Wein ſprach er wacker zu.

Als es dann an die Oeffnung der Paſtete ging, änderte ſich der Ausdruck ſeiner Züge.

Er runzelte die Stirn und frug den Präfekten mißtrauiſch, ernſt und ſtreng:

„Wie kommen dieſe Leute zu ſolchem Gericht?“

„Woher haſt Du dieſe Paſtete?“ verlangte der Präfekt von dem Sänger zu wiſſen.

„Von dem Gaſtmahl, das der Baumeiſter heute den Künſtlern gab,“ antwortete Euphorion. „Die Knochen wurden den Grazien, dieſe unangerührte Schüſſel mir ſelbſt für meine Frau überlaſſen. Sie widmet ſie mit Vergnügen dem Gaſte des Pontius.“

Titianus lachte und rief:

„So alſo erklärt ſich das völlige Verſchwinden der reichlichen Mahlzeit, die wir dem Baumeiſter ſandten. Dieſe Paſtete — darf ich ſie anſehen? — dieſe Paſtete ward nach der Angabe des Verus bereitet. Er lud ſich geſtern zu uns zum Frühſtück und hat meinen Koch gelehrt, ſie zu bereiten.“

„Kein Platoniker kann eifriger die Lehre ſeines Meiſters verbreiten als Verus die Vorzüge dieſes Gerichtes,“ ſagte der Kaiſer, der die Heiterkeit wiederfand, ſobald er ſah, daß auch hier an keine künſtliche Veranſtaltung gedacht werden konnte. „Was dies verzogene Glückskind

für Thorheiten treibt! Kocht er jetzt gar mit eigenen Händen?"

„Das nicht," entgegnete der Präfekt. „Er ließ sich nur ein Polster in die Küche schaffen, streckte sich lang aus und gab nun meinem Koch an, wie er diese Pastete bereiten müsse, die ja auch Dir — ich wollte sagen, die der Kaiser besonders gern essen soll. Sie besteht aus Fasan, Schinken, Euter und röschem Teig."

„Ich teile den Geschmack Hadrians," lachte der Kaiser und that dem guten Gericht alle Ehre an. „Ihr bewirtet mich köstlich, meine Freunde, und macht mich zu eurem Schuldner. — Wie heißt Du gleich, junger Mann?"

„Pollux."

„Deine Urania, Pollux, ist eine gute Arbeit, und Pontius sagt, Du hättest den Mantel ohne Modell vollendet. Das ist indes einfach unmöglich, — ich wiederhol' es."

„Und zwar mit gutem Rechte. Ein Mädchen hat mir gestanden."

Der Kaiser sah den Baumeister an, als wollte er sagen: Da siehst Du! Pontius aber fragte erstaunt:

„Wann denn? Ich sah hier nie ein weibliches Wesen."

„Neulich."

„Aber ich habe die Lochias keine Minute verlassen, bin nie vor Mitternacht zur Ruhe gegangen und war längst vor dem Aufgang der Sonne wieder auf den Beinen."

„Zwischen Deinem Einschlafen und Erwachen lagen indes immerhin einige inhaltreiche Stunden," entgegnete Pollux.

„Die Jugend, die Jugend!“ rief der Kaiſer und ein fauniſches Lächeln trat ihm auf die Lippen. „Trenne Damon und Phyllis durch eiſerne Thore, und durch die Schlüſſellöcher finden ſie den Weg zu einander!“

Euphorion ſah bedenklich auf den Sohn hin, der Baumeiſter unterdrückte kopfſchüttelnd weitere Fragen, Hadrian aber erhob ſich vom Lager, geſtattete Antinous und dem Geheimſchreiber freundlich, zur Ruhe zu gehen, bat Titianus ſo gütig wie dringend, heimzukehren und ſeine Gattin zu grüßen, und forderte Pollux auf, ihn hinter ſeine Schranken zu führen; denn er ſei nicht müde und gewohnt, ſich mit wenigen Stunden Schlaf zu begnügen.

Der Bildhauer fühlte ſich von dem gewaltigen Manne mächtig angezogen.

Es war ihm nicht entgangen, wie ſehr der graubärtige Fremde dem Kaiſer glich; Pontius aber hatte ihn auf dieſe Aehnlichkeit vorbereitet, und es lag doch Manches in den Augen und um den Mund des römiſchen Architekten, das er auf keinem Bildniſſe des Imperators gefunden.

Gegenüber ſeiner kaum vollendeten Bildſäule wuchs ſeine Achtung vor dem neuen Gaſte der Lochias; denn er wies ihn mit ernſter Freimütigkeit auf einige Fehler hin, und indem er die Vorzüge der ſchnell entſtandenen Bildſäule lobte, legte er in kurzen, kernigen Sätzen dar, wie er ſelbſt das Weſen der Urania auffaſſe.

Dann entwickelte er knapp und klar, wie der plaſtiſche Künſtler nach ſeiner Anſicht ſich gegenüber ſeinen Aufgaben zu verhalten habe.

Das Herz des jungen Mannes begann ſchneller zu ſchlagen und mehrmals überlief es ihn kalt und heiß;

denn von den bärtigen Lippen dieses gewaltigen Mannes hörte er in wohltönenden und verständlichen Worten Dinge aussprechen, die er oftmals geahnt oder dunkel empfunden, für die er aber lernend, beobachtend und schaffend niemals nach einem Ausdruck gesucht hatte.

Und wie freundlich nahm der große Meister seine schüchternen Bemerkungen auf, wie schlagend wußte er ihnen zu entgegnen.

Solchem Manne war er noch nie begegnet, so willig hatte er sich noch nie vor der Ueberlegenheit und Uebermacht eines andern Geistes gebeugt.

Die zweite Stunde nach Mitternacht war angebrochen, als Hadrian vor der roh angelegten Thonbüste stehen blieb und Pollux fragte:

„Was wird das?"

„Ein Frauenbildnis," lautete die Antwort.

„Etwa das Deines mutigen Modells, das sich in der Nacht auf die Lochias wagt?"

„Nein, eine vornehme Dame will mir sitzen."

„Aus Alexandria?"

„O nein. Eine Schöne aus dem Gefolge der Kaiserin."

„Wie heißt sie? Ich kenne die Römerinnen alle."

„Balbilla."

„Balbilla? Es gibt mehrere dieses Namens. Wie sieht die aus, die Du meinst?" frug Hadrian mit einem schelmisch lauernden Blicke.

„Das ist leichter gefragt als gesagt," entgegnete der Künstler, der, als er den ernsten Graubart lächeln sah, die heitere Lebendigkeit wiederfand. „Aber warte! Du hast doch Pfauen gesehen, die ein Rad schlagen? Denke

Dir nun, jedes Auge im Schwanz des Vogels der Hera wäre ein rundes, zierliches Löckchen, und setze unter das Rad ein reizendes, kluges Mädchengesicht mit einer lustigen kleinen Nase und einer etwas zu hohen Stirn, dann hast Du das Bild des vornehmen Frauenzimmers, das mir gestatten will, seine Büste zu formen."

Hadrian lachte hell auf, warf das Pallium ab und rief:

„Tritt zurück! Ich kenne das Mädchen, und wenn ich eine falsche meine, so sollst Du es sagen."

Noch während er diese Worte sprach, hatte er mit den nervigen Händen in den gefügigen Thon gegriffen, und wie ein gut geschulter Bildhauer, knetend und formend, abreißend und zusetzend, bildete er ein Frauengesicht mit einem gewaltigen Lockengebäu, das Balbilla gleichsah, aber jede ihrer besonders ins Auge fallenden Eigenheiten so fratzenhaft übertrieben wiedergab, daß Pollux sich vor Vergnügen nicht zu halten wußte.

Als Hadrian endlich von dem gelungenen Zerrbilde zurücktrat und ihn aufforderte, zu erklären, ob das die Römerin sei, die er meine, rief Pollux:

„Sie ist es so sicher, wie Du nicht nur ein großer Baumeister, sondern auch ein vortrefflicher Bildhauer bist. Grob ist das Ding da, aber unglaublich charakteristisch."

Dem Kaiser schien sein plastischer Scherz große Freude zu bereiten; denn er beschaute ihn lachend wieder und wieder.

Ganz anders schien er auf den Baumeister Pontius zu wirken.

Voller Teilnahme war er dem Gespräche des Bildhauers mit Hadrian und dem Beginn seiner Arbeit gefolgt.

Später hatte er sich von ihr abgewandt; denn er haßte jene Verzerrung schöner Formen, die er oft von den Aegyptern mit besonderer Freude vornehmen sah.

Es war ihm geradezu schmerzlich, ein anmutiges, reich begabtes, wehrloses Geschöpf, mit dem er sich durch Bande der Dankbarkeit verbunden fühlte, in solcher Weise von einem Manne wie der Kaiser verunglimpft zu sehen.

Heute zum erstenmale war er Balbilla begegnet, aber er hatte durch Titianus gehört, daß sie mit der Kaiserin im Cäsareum weile, und durch den Präfekten erfahren, daß sie die Enkelin desselben Statthalters Claudius Balbillus sei, der seinem Großvater, einem gelehrten griechischen Sklaven, die Freiheit geschenkt hatte.

Mit dankbarer Teilnahme und Ergebenheit war er ihr entgegengekommen, ihr heiteres, lebhaftes Wesen hatte ihn erfreut, und bei jedem unbesonnenen Worte, das sie gesprochen, hätte er ihr so gern einen warnenden Wink gegeben, als stünde sie ihm ganz nahe durch Bande des Blutes oder eine alte, manches Recht gewährende Freundschaft.

Die herausfordernd werbende Weise, in der Verus, der leichtfertige Herzensbrecher, mit ihr verkehrt hatte, war ihm empörend und Besorgnis erregend erschienen, und nachdem der vornehme Besuch die Lochias längst verlassen, hatte er oft an sie gedacht und sich vorgenommen, wenn es anginge, offenen Auges über der Enkelin des Wohlthäters seines Hauses zu wachen.

Er hielt es für seine heilige Pflicht, sie, die ihm vorkam wie ein leichter, schöner, waffenloser Singvogel, zu hüten und zu beschützen.

Des Kaiſers Zerrbild wirkte auf ihn, als habe man vor ſeinen Augen etwas beſchimpft, das heilig gehalten zu werden verdiente.

Da ſtand nun der ergrauende Herrſcher vor ſeinem häßlichen Machwerke und wurde nicht müde, ſich daran zu ergötzen.

Das that Pontius weh; denn wie allen edlen Naturen war es ihm ſchmerzlich, etwas Kleines, Gemeines an einem Mann zu entdecken, zu dem er als zu einer gewaltigen Erſcheinung hinaufgeblickt hatte.

Als Künſtler durfte der Kaiſer die Schönheit, als Menſch die wehrloſe Unſchuld nicht in ſolcher Weiſe beleidigen.

In der Seele des Baumeiſters, der bisher zu den wärmſten Bewunderern des Imperators gehört hatte, machte ſich eine leiſe Abneigung gegen ihn geltend, und er war froh, als Hadrian ſich endlich zur Ruhe begab.

In ſeinem Schlafgemach fand der Kaiſer alles, was er zu gebrauchen gewohnt war, und während ſein Sklave Maſtor ihn entkleidete, ſeine Nachtlampe anzündete und ihm die Kiſſen zurechtſchob, ſagte er:

„Der beſte Abend, den ich ſeit Jahren erlebte. — Iſt Antinous gut gebettet?“

„Wie in Rom.“

„Und der Moloſſer?“

„Ich lege ſeine Decke auf den Gang vor Deine Schwelle.“

„Hat er Futter bekommen?“

„Knochen, Brot und Waſſer.“

„Hoffentlich haſt Du ſelbſt zu Abend gegeſſen?“

„Ich war nicht hungrig, und es gab ja Brot und Wein zur Genüge.“

„Morgen werden wir beſſer verſorgt ſein. Nun gute Nacht. Wägt die Worte, damit ihr mich nicht verratet. Einige Tage hier ohne Störung; es wäre köſtlich!“

Bei dieſem Ausruf wandte der Kaiſer ſich auf dem Lager um und entſchlummerte bald.

Auch der Sklave Maſtor legte ſich zur Ruhe, nachdem er auf dem Gang vor dem Schlafzimmer des Kaiſers eine Decke für die Dogge ausgebreitet hatte.

Sein Kopf lehnte ſich an einen Schild von ſtarkem Rindsleder, der ſich über ein kurzes Schwert wölbte.

Dies Lager war ſchlecht; Maſtor aber hatte ſeit Jahren auf keinem beſſeren geruht und ſich doch des traumloſen Schlummers der Kinder erfreut; heute aber floh ihn der Schlaf, und von Zeit zu Zeit faßte er mit der Hand an die weit geöffneten Augen, um das ſalzige Naß zu trocknen, das ſich wieder und wieder in ſie ergoß.

Er hatte die Thränen lange Zeit tapfer genug zurückgehalten; denn der Kaiſer wünſchte bei ſeiner Bedienung nur heitere Geſichter zu ſehen; ja, er hatte ihm einmal geſagt, daß er ihm wegen ſeiner fröhlichen Augen die Sorge für ſeine Perſon anvertraut hätte.

Der arme, muntere Maſtor!

Er war nur ein Sklave, aber hatte doch auch ein Herz, das dem Leid und der Freude, der Luſt und dem Kummer, dem Haß und der Liebe offen ſtand.

In ſeiner Kindheit war ſein Heimatsdorf den Feinden ſeines Stammes in die Hände gefallen.

Er und ſein Bruder waren als Sklaven erſt nach Kleinaſien und dann, weil beide beſonders hübſche, blondhaarige Buben waren, nach Rom geführt worden.

Dort hatte man sie für den Kaiser gekauft.

Mastor wurde dem persönlichen Dienste Hadrians, sein Bruder den Arbeiten in den Gärten zugewiesen.

Es gebrach beiden an nichts als an der Freiheit, und es quälte sie nichts als die Sehnsucht nach der Heimat.

Auch diese verschwand völlig, nachdem er das hübsche Töchterchen eines unfreien Aufsehers der kaiserlichen Gärten geheiratet hatte.

Es war ein lebhaftes Weibchen mit feurigen Augen, an dem niemand vorüberging, ohne sie zu bemerken.

Dem Sklaven ließ der Dienst wenig Zeit, sich an der hübschen Gefährtin und den beiden Kindern zu freuen, die sie ihm geboren; aber der Gedanke, sie zu besitzen, machte ihn glücklich, wenn er mit dem Gebieter auf die Jagd zog oder das Reich durchwanderte.

Seit sieben Monaten hatte er nichts von den Seinen gehört; zu Pelusium aber war ihm ein Brieflein zugekommen, das mit den für den Kaiser bestimmten Schreiben von Ostia nach Aegypten geschickt worden war.

Er konnte nicht lesen, und infolge der eiligen Reise des Kaisers war er erst auf der Lochias dazu gekommen, sich über seinen Inhalt zu unterrichten.

Antinous hatte ihm, bevor er sich zur Ruhe legte, den Brief, den ein öffentlicher Schreiber für seinen Bruder verfaßt hatte, vorgelesen, und sein Inhalt mußte wohl auch das Herz eines Sklaven erschüttern.

Seine hübsche, kleine Frau war aus seinem Hause und dem Dienste des Kaisers entflohen und strich mit einem griechischen Schiffsführer in der Welt herum. Sein ältester Knabe, der Liebling seines Herzens, war gestorben, und seine blondlockige, zierliche, kleine Tullia mit

den weißen Zähnchen, den runden Aermchen und den niedlichen Fingern, mit denen sie manchmal sein geschorenes Haar zu zausen versucht oder freundlich gestreichelt hatte, war in dem elenden Hause untergebracht worden, unter dessen niedrigem Dache man die Waisen verstorbener Sklaven großzog.

Noch vor zwei Stunden hatte er in seiner Vorstellung ein eigenes Heim und einen Kreis von lieben Menschen besessen; jetzt aber war das alles dahin und mit wie harter Faust ihn auch der tiefste Jammer schüttelte, durfte er doch nicht schluchzen oder laut aufstöhnen oder nur sich von der rechten auf die linke Seite werfen, wozu es ihn doch wieder und wieder ungestüm antrieb; denn sein Herr hatte einen leisen Schlaf, und jedes Geräusch konnte ihn stören.

Wie vorhin, so sollte er dem Kaiser auch beim Aufgang der Sonne heiter entgegentreten, und doch kam es ihm vor, als müßte er wie sein Heim und sein Glück selbst kläglich zu Grunde gehen.

Der Schmerz riß ihm das Herz in Stücke, aber er regte sich nicht und unterdrückte das Stöhnen.

Dreizehntes Kapitel.

Nicht weniger ſchlaflos als für den Sklaven war auch für des Palaſtverwalters Keraunus Tochter Selene dieſe Nacht vergangen.

Der eitle Wunſch ihres Vaters, Arſinoe mit den reichen Bürgerstöchtern an den für den Kaiſer zu veranſtaltenden Schauſtellungen teilnehmen zu laſſen, erfüllte ihr das Herz mit neuer Angſt.

Das war der entſcheidende Schlag, der das auf ſchwankendem Grunde ſtehende Gebäude ihres Scheinlebens einreißen und die Ihren und mit ihnen ſie ſelbſt in Schande und Not ſtürzen mußte.

Wenn das letzte Stück von einigem Werte verkauft war und die Gläubiger ſich gerade während der Anweſenheit des Kaiſers nicht länger zurückhalten ließen und ihren Vater auszupfänden oder ins Schuldgefängnis abzuführen kamen, war es dann nicht ſo gut wie gewiß, daß ein anderer ſeine Stelle erhielt und ſie mit ihren Geſchwiſtern dem Elend anheimfiel?

Da lag Arſinoe neben ihr und ſchlief mit ſo ruhigen, tiefen Atemzügen wie der blinde Helios und die anderen Kleinen.

Vor dem Zubettegehen hatte ſie das unbeſonnene Mädchen ſo innig und beredt, wie ſie nur konnte, zu überreden verſucht, gebeten und angefleht, ebenſo, wie ſie es gethan, dem Vater beſtimmt zu erklären, keinen Teil an den bevorſtehenden Aufzügen zu nehmen; Arſinoe aber hatte ſie zuerſt unwillig zurückgewieſen, dann geweint und zuletzt trotzig erklärt, es würde ſich doch vielleicht noch Rat finden, und was der Vater erlaube, das habe ſie, Selene, kein Recht, ihr zu verkümmern oder gar zu verbieten.

Als ſie ſpäter Arſinoe ſo ruhig an ihrer Seite ſchlafen ſah, hätte ſie ſie am liebſten aufgerüttelt; doch war ſie ſo gewohnt, alle Sorgen des Hauſes allein zu tragen und von ihrer Schweſter unwillig abgewieſen zu werden, wenn ſie es verſuchte, ſie zu ermahnen, daß ſie es unterließ.

Arſinoe hatte ein gutes, weiches Herz; aber ſie war jung und ſchön und eitel.

Mit zärtlichem Zureden wäre alles von ihr zu gewinnen geweſen; aber Selene ließ ſie bei jeder Mahnung die Ueberlegenheit fühlen, die ihr ihre Sorge für die Familie und ihr gereifteres Weſen verliehen.

So verging denn kein Tag, an dem es unter dieſen ſo verſchiedenen und doch gut geſinnten Schweſtern nicht zu Zank und Thränen gekommen wäre.

Arſinoe war immer die erſte, die zur Verſöhnung die Hand bot, aber Selene hatte für ihre freundlichſten Worte ſelten ein liebevolleres Wort als ein „Laß nur“ oder „Ich weiß ſchon“.

Ihr äußerer Verkehr trug den Stempel einer Liebloſigkeit, die ſich bis zu feindſelig klingenden Worten zu ſteigern vermochte.

Hundertmal gingen sie, ohne einander „Gute Nacht“ zu wünschen, ins Bett und öfter noch sparten sie den Morgengruß, wenn sie einander zum erstenmal in der Frühe begegneten.

Arsinoe sprach gern, aber in Selenens Gegenwart wurde sie schweigsam; Selene fand an wenigen Dingen Freude, die die Jugend ergötzten, ihre Schwester an allen.

Die älteste Tochter des Verwalters sorgte für den Bedarf des Lebens der Kinder, ihre Kost und Kleider, die zweite für ihr Spiel und die Puppen. Jene bewachte und unterwies sie mit ängstlicher Sorge, indem sie in jeder kleinen Unart den Keim zu künftigen schlimmen Neigungen sah, diese verlockte sie zu Thorheiten, aber öffnete ihr Gemüt dem Frohsinn und erreichte durch Küsse und gute Worte weit mehr als Selene durch Tadel. Selene mußte die Kleinen mehrmals rufen, wenn sie etwas von ihnen verlangte, auf Arsinoe liefen sie zu, sobald sie sie erblickten. Ihr gehörten die Herzen der Kinder, und das empfand Selene bitter und wollte ihr ungerecht erscheinen; denn sie sah, daß die Schwester durch Tändeleien in müßigen Stunden süßeren Lohn gewann, als sie durch Sorge, Mühe und schwere Arbeit, mit der sie sich oft die Nächte verdarb.

Aber Kinder sind so ungerecht nicht.

Freilich zahlen sie nur mit dem Herzen und nicht mit dem Kopfe. Wer ihnen die wärmere Liebe reicht, dem erstatten sie sie redlich zurück.

In dieser Nacht waren es sicher wenig schwesterliche Gefühle, mit denen Selene auf die schlummernde Arsinoe blickte, und die Worte, mit denen diese entschlummert war,

hatten recht unfreundlich geklungen. Aber darum fühlten beide doch warm für einander, und wer es versucht hätte, die eine vor der andern auch nur mit einem Worte anzugreifen, der würde bald erfahren haben, ein wie inniges Band diese beiden so verschieden gearteten Herzen verknüpfte.

Völlig schlaflos verbringt kein neunzehnjähriges Mädchen die Nacht, wie sorgenvoll es sich auch auf dem Lager wendet und umherwirft.

Auch Selene übermannte auf Viertelstunden der Schlummer, und jedesmal träumte ihr dann von der Schwester.

Einmal sah sie Arsinoe als Königin aufgeputzt und von Bettelkindern mit häßlichen Worten verfolgt. Dann erblickte sie sie auf dem Rundplatze unter ihrem Altane, wie sie in ausgelassenem Getändel mit Pollux die Büste ihrer Mutter zerschlug. Endlich träumte ihr, daß sie selbst, wie in der Kinderzeit, im Garten des Thorhüters mit dem Bildhauer spielte. Sie formten zusammen Kuchen aus Sand, und Arsinoe sprang auf alle, sobald sie fertig waren, und trat sie in Stücke.

Den erquickenden, traumlosen, festen Schlaf der Jugend kannte das schöne, bleiche Mädchen schon lange nicht mehr; denn der süßeste Schlummer sucht diejenigen eher auf, die bei Tage ruhen, als bis zum Uebermaß Ermüdete, und zu diesen pflegte Selene Abend für Abend zu gehören.

In jeder Nacht hatte sie Träume; doch sie waren fast immer von trauriger Art und so beängstigend, daß sie oft über ihr eigenes banges Stöhnen erwachte oder Arsinoe durch lautes Schreien den ruhigen Schlummer verdarb.

Ihren Vater ſtörten dieſe Angſtrufe niemals; denn er begann in jeder Nacht und ſo auch in dieſer, bald nachdem er zur Ruhe gegangen, zu ſchnarchen und hörte damit erſt auf, wenn er ſich vom Lager erhob.

Selene war ſtets vor allen anderen, ſelbſt vor den Sklaven, im Hauſe thätig.

Heute erſchien der Schlafloſen das Nahen des Morgens wie eine Erlöſung.

Als ſie aufſtand, war es noch völlig dunkel; doch ſie wußte, daß der Aufgang der Dezemberſonne nur noch wenige Stunden auf ſich warten laſſen werde.

Ohne auf die anderen Schlafenden zu achten und ſich zu bemühen, geräuſchlos aufzutreten oder was es zu thun gab, ſo zu verrichten, zündete ſie ihr Lämpchen an dem Nachtlichte an, wuſch ſich, ordnete ſich das Haar und ſchlug an die Thür der alten Sklaven.

Nachdem dieſe ihr ein verſchlafenes „Sogleich“ und „Ja doch“ zugegähnt hatten, ging ſie in das Zimmer des Vaters und nahm ſeinen Krug, um friſches Waſſer für ihn zu holen.

Der beſte Brunnen des Palaſtes ſtand auf einer kleinen Terraſſe auf ſeiner weſtlichen Seite. Er wurde von der Waſſerleitung der Stadt verſorgt und beſtand aus fünf Miſchgeſtalten aus Marmor, die auf den gewundenen Fiſchſchwänzen eine Muſchel trugen, in der ein bärtiger Flußgott ruhte. Ihre Roßköpfe ſpieen Waſſer in ein großes Becken, das ſich im Lauf der Jahrhunderte mit grünen Pflanzenfäden erfüllt hatte.

Um zu dieſem Brunnen zu gelangen, mußte Selene den Gang durchſchreiten, an dem die von dem Kaiſer und ſeinem Gefolge bewohnten Zimmer lagen.

Sie wußte nur, daß ein Baumeiſter aus Rom in der Lochias abgeſtiegen ſei; denn ſie war für ihn nach Mitternacht um Fleiſch und Salz angegangen worden; aber in welchen Räumen man den Fremden untergebracht, hatte ihr niemand geſagt.

Als ſie heute denſelben Weg, den ſie Tag für Tag zur gleichen Stunde zurückzulegen pflegte, antrat, beſchlich ſie ein banges Gefühl.

Es war ihr, als ſei hier nicht alles wie ſonſt, und als ſie den Fuß auf die letzte zu dem Gange hinaufführende Stufe geſetzt hatte und das Lämpchen höher hob, um zu ſehen, woher das Geräuſch kam, das ſie zu hören meinte, nahm ſie im Halbdunkel ein furchtbares Etwas wahr, das, als es ihr näher kam, einem Hunde glich und doch größer, viel größer war als ein ſolcher.

Das Blut erſtarrte ihr vor Schreck.

Einige Augenblicke ſtand ſie wie gebannt und wußte nur, daß das Brummen und Knirſchen, das ſie vernahm, böſe war und ſie bedrohte.

Endlich fand ſie die Kraft, ſich zur Flucht umzuwenden, aber ſchon im nämlichen Augenblick ertönte hinter ihr ein lautes, wütendes Gebell, und ſie vernahm die ſchnellen Sätze des Ungetüms, das über den ſteinernen Fußboden des Ganges auf ſie zujagte.

Jetzt wurde ſie heftig geſtoßen. Der Krug flog ihr aus der Hand und zerſprang in tauſend Scherben, und von einer warmen, rauhen, ſchrecklichen Laſt niedergeriſſen, ſank ſie zu Boden.

Ihr lautes Jammergeſchrei hallte von den harten, nackten Wänden des Ganges wider und erweckte die Schläfer an ſeiner Seite.

„Sieh zu, was das ist," rief Hadrian seinem Sklaven zu, der sofort aufgesprungen war und Schild und Schwert ergriffen hatte.

„Der Molosser wird ein Weib, das hier vorbei wollte, angefallen haben," entgegnete Mastor.

„Halt ihn zurück, aber schlage ihn nicht!" rief der Kaiser ihm nach; „Argus hat nur gethan, was seine Schuldigkeit ist."

Der Sklave eilte, so schnell er vermochte, den Gang hinunter und rief laut den Namen des Molossers.

Aber ein anderer hatte diesen bereits von seinem Opfer zurückgerissen, und zwar Antinous, dessen Gemach dicht bei der Stätte dieses Ueberfalls gelegen war, und der, sobald er das Gebell des Argus und das Geschrei Selenes vernommen, sich beeilt hatte, die auf der Wacht und im Dunkeln furchtbar grimmige Dogge zurückzuhalten.

Als Mastor erschien, war es dem Jüngling eben gelungen, den Hund von Selene zurückzuziehen, die auf den zu dem Gange führenden Stufen lag. Bevor Antinous sie erreichen konnte, hatte sich Argus die Zähne fletschend und knurrend über sie hingestellt.

Der Hund, den die begütigenden und verweisenden Worte der Freunde schnell zur Ruhe brachten, trat still und mit gesenktem Kopfe zur Seite, als Antinous neben dem ohnmächtigen Mädchen niederkniete, auf das durch eine breite Fensteröffnung das junge Licht des erwachenden Morgens fiel.

Aengstlich schaute der Jüngling in das bleiche Antlitz der Ohnmächtigen, hob ihr die regungslosen Arme in die Höhe und suchte auf ihrem hellen Gewande nach dem Blute, das sie vielleicht vergossen hatte; — aber vergebens.

Nachdem er auch wahrgenommen, daß sie atme und ihre Lippen sich regten, rief er Mastor zu:

„Argus scheint sie nur niedergerissen und nicht verwundet zu haben. Sie hat die Besinnung verloren. Geh rasch in mein Zimmer und bringe mir das bläuliche Fläschchen aus meinem Salbenkasten und dazu einen Becher mit Wasser.“

Der Sklave pfiff dem Hunde und folgte, so schnell er konnte, diesem Befehl.

Indessen blieb Antinous neben der leblosen Jungfrau auf den Knieen liegen und wagte es, ihr das Haupt mit dem weichen, vollen Haarschmuck in die Höhe zu richten.

Wie wunderschön waren diese marmorbleichen, edelgeschnittenen Züge, wie rührend erschien ihm das schmerzliche Zucken, das ihr den Mund umspielte, und wie wohl that es dem verzogenen Günstling des Kaisers, dem sich Liebe aufdrängte, wo er sich zeigte, sich ungerufen hilf- und liebreich erweisen zu können.

„Wach auf, wache doch auf!“ rief er Selene zu, — und als sie sich dennoch nicht regte, rief er dringender und zärtlicher: „Wache doch auf!“

Sie hörte ihn nicht und blieb auch regungslos, als er den Peplos, den die Dogge ihr abgerissen, ihr leise errötend über die entblößte Schulter breitete.

Jetzt erschien Mastor mit dem Wasser und dem blauen Fläschchen und gab dem Bithynier beide in die Hand. Während Antinous das Haupt des Mädchens in seinen Schoß sinken ließ, entfernte der Sklave sich schnell, indem er sagte:

„Der Kaiser rief mich.“

Da benetzte der Jüngling die Stirn Selenes mit dem

belebenden Naß, ließ sie den kräftigen Duft der Essenz, die die Phiole enthielt, einatmen und rief von neuem laut und innig sein:

„Erwache, wache doch auf!“

Jetzt öffneten sich ihre blutlosen Lippen und zeigten ihm ihre kleinen, schneeweißen Zähne, jetzt erhoben sich auch langsam die Lider, die ihr die Augen bedeckt hatten.

Tief aufatmend stellte er den Pokal und die Phiole auf den Boden, um sie zu stützen, wenn sie sich langsam erheben würde; aber kaum hatte er das Antlitz wieder dem ihren zugewandt, als sie schnell und heftig auffuhr, beide Hände in Todesangst ihm um den Hals schlang und aufschrie:

„Rettung, Pollux, Rettung! Das Ungeheuer verschlingt mich!“

Antinous faßte von Schreck ergriffen die Arme des Mädchens, um sie von seinem Halse zu lösen; aber schon gaben sie ihn frei und sanken nieder.

Im nächsten Augenblicke schüttelte sich Selene, als habe ein Fieberschauer sie überfallen.

Dann erhob sie wiederum die Hände, drückte sie an die Schläfen und schaute dem neben ihr knieenden Jüngling verwirrt und angstvoll ins Antlitz.

„Was ist das? Wer bist Du?“ frug sie leise.

Da erhob er sich schnell von der Erde, und während er sie bei dem Versuch, sich aufzurichten und auf die Füße zu stellen, unterstützte, sagte er:

„Den Göttern sei Dank, daß Du lebst. Unser großer Molosser warf Dich zu Boden. Er hat so furchtbare Zähne.“

Selene stand jetzt aufrecht dem Jüngling gegenüber,

bei deſſen letzten Worten ſie von neuem zuſammenſchauderte.

„Fühlſt Du Schmerzen?“ frug Antinous ängſtlich.

„Ja,“ entgegnete ſie dumpf.

„Er hat Dich gebiſſen?“

„Ich glaube nicht. Hebe die Spange dort auf; ſie iſt mir vom Peplos gefallen.“

Der Bithynier folgte ſogleich dieſem Geheiß, und während das Mädchen das Gewand von neuem an der Schulter befeſtigte, fragte ſie abermals:

„Wer biſt Du? Wie kommt der Moloſſer in unſern Palaſt?“

„Er gehört — er gehört zu uns. Spät abends ſind wir hier angelangt, und Pontius hat uns —“

„So gehörſt Du zu dem Baumeiſter aus Rom?“

„Ja; aber wer biſt Du?“

„Des Palaſtvorſtehers Keraunus Tochter, Selene.“

„Und wer iſt Pollux, den Du zu Hilfe riefſt, als Du erwachteſt?“

„Was geht das Dich an?“

Antinous errötete und gab verlegen zurück:

„Ich erſchrak, als Du mit ſeinem Namen auf den Lippen ſo heftig auffuhrſt, nachdem ich Dich mit Waſſer und dieſer Eſſenz ins Leben gerufen.“

„Ich wäre auch ſo erwacht und kann wieder gehen. Wer wütende Hunde in ein fremdes Haus führt, ſollte ſie beſſer behüten. Binde die Dogge feſt; denn die Kinder, meine kleinen Geſchwiſter, kommen hier vorbei, wenn ſie ins Freie wollen. Ich danke Dir für Deine Hilfe. Und mein Krug?“

Sie ſah ſich bei dieſer Frage nach dem hübſchen

Gefäß um, das ihre Mutter besonders gern gehabt hatte. Als sie es in Scherben daliegen sah, schluchzte sie, ohne zu weinen, auf. Dann rief sie entrüstet:

„Nichtswürdig ist es!"

Mit diesem Ausrufe wandte sie Antinous den Rücken und ging, indem sie den linken Fuß, der sie schmerzte, vorsichtig nachzog, auf die Wohnung ihres Vaters zu.

Der Jüngling schaute der schlanken Gestalt Selenes schweigend nach.

Es drängte ihn, ihr zu folgen und ihr zu sagen, wie leid ihm der Unfall thue, der sie betroffen, und daß der Molosser nicht ihm, sondern einem andern gehöre; doch er wagte es nicht.

Nachdem sie schon längst seinen Blicken entschwunden, stand er noch immer an der nämlichen Stelle.

Endlich raffte er sich zusammen, begab sich langsam in sein Zimmer zurück, setzte sich dort auf sein Lager und blickte träumend zu Boden, bis des Kaisers Ruf ihn aufschreckte.

Selene hatte Antinous kaum eines Blickes gewürdigt.

Sie litt Schmerzen nicht nur am linken Fuße, sondern auch am Hinterhaupte, in dem sich eine offene Wunde befand. Ihr starkes Haar hatte das Blut, das dieser Verletzung entflossen war, zurückgehalten.

Sie fühlte sich recht matt, und der Verlust ihres hübschen Kruges, der nun wieder durch einen andern ersetzt werden mußte, verdroß sie mehr, als sie die Schönheit des Günstlings hätte erfreuen können.

Langsam und müde betrat sie das Wohngemach, in dem der Vater bereits auf sie und das Wasser wartete.

Er war gewohnt, es stets zur gleichen Stunde zu

erhalten, und weil Selene heute länger ausblieb als sonst, wußte er nichts Besseres zu thun, als sich die Zeit mit Brummen und leisem Schelten zu vertreiben.

Als seine Tochter endlich die Schwelle übertrat, bemerkte er sogleich, daß sie ohne Krug erschien, und fragte mürrisch:

„Soll ich heute gar kein Wasser bekommen?"

Selene schüttelte das Haupt, ließ sich auf einen Stuhl gleiten und begann leise zu weinen.

„Was hast Du?" frug der Verwalter.

„Der Krug ist zerbrochen," entgegnete sie traurig.

„Gib doch besser acht auf die teuren Sachen," schalt Keraunus; „Du jammerst immer, wenn es an Geld fehlt, und dabei zerbrichst Du die halbe Wirtschaft."

„Ich ward zu Boden gerissen," gab Selene zurück und trocknete die Augen.

„Zu Boden gerissen? Von wem?" frug der Verwalter und erhob sich langsam.

„Von der bösen Dogge des Baumeisters, der gestern abend aus Rom hier ankam, und dem wir in dieser Nacht Salz und Brot gaben. Er hat auf der Lochias geschlafen."

„Und er hetzt seinen Hund auf mein Kind!" rief Keraunus mit rollenden Augen.

„Der Molosser war allein in dem Gange, als ich hinausging."

„Hat er Dich gebissen?"

„Nein; aber er riß mich nieder und stellte sich über mich hin und fletschte mich an; o, es war gräßlich!"

„Verfluchter, hergelaufener Lump!" grollte der Verwalter. „Ich will ihn lehren, wie man sich in einem fremden Hause beträgt."

„Laß nur," bat Selene, als sie sah, daß der Vater

nach dem krokusgelben Pallium griff; „das Geschehene ist nicht zu ändern, und wenn es Aerger und Streit gibt, wird es Dir schaden.“

„Gesindel, freches Volk, das sich mit bissigen Kötern in meinem Palaste breit macht,“ murrte Keraunus vor sich hin, ohne auf die Tochter zu hören. Indem er dann die Falten des Palliums zurechtzog, grollte er: „Arsinoe! Ob das Mädchen wohl jemals hört!“

Als die Gerufene endlich erschien, befahl er, das Eisen zu wärmen und ihm die Locken zu brennen.

„Es liegt schon bei dem Feuer,“ entgegnete Arsinoe; „komm mit in die Küche.“

Keraunus folgte ihr und ließ sich den gefärbten Haarschmuck ringeln und salben.

Dabei umstanden ihn seine jüngeren Kinder, die in der Küche auf den Mehlbrei warteten; denn Selene pflegte ihn ihnen jetzt zu reichen.

Keraunus hatte ihren Morgengruß mit so freundlichem Nicken beantwortet, wie es Arsinoes Zange, die seinen Kopf an den Haaren festhielt, gestatten wollte.

Nur den blinden Helios, einen hübschen Knaben von sechs Jahren, zog er an sich und gab ihm einen Kuß auf die Wange.

Er liebte dies des edelsten Sinnes beraubte und doch immer heitere Kind mit besonderer Zärtlichkeit. Einmal lachte er auch auf, als der Bube sich an seine das Eisen schwingende Schwester drängte und ihn frug: „Weißt Du, Vater, warum ich mich ärgere, nicht sehen zu können?“ und dann auf das neugierig klingende: „Nun?“ des Verwalters die Antwort erteilte: „Weil ich Dich so gern einmal mit den schönen Locken sehen möchte, die Arsinoe Dir brennt.“

Aber die Heiterkeit des sorgenvollen Mannes schwand, als seine jüngere Tochter die Arbeit unterbrach und ihn halb ernst, halb scherzend fragte:

„Hast Du weiter über den Empfang des Kaisers nachgedacht, Vater? Ich putze Dich täglich so schön heraus; aber diesmal sollst Du mich putzen."

„Wir werden sehen," entgegnete Keraunus ausweichend.

„Weißt Du," fuhr Arsinoe nach einer kleinen Pause fort und klemmte die letzte Locke in die erwärmte Zange, „heute nacht hab' ich alles noch einmal überlegt. Wenn es uns gar nicht glücken will, das Geld für meine Kleider zusammenzubringen, dann könnte man doch wohl —"

„Was?"

„Selene hätte auch nichts dagegen."

„Wogegen?"

„Du wirst wieder böse."

„Sprich nur."

„Du bezahlst doch Steuern wie jeder andere Bürger."

„Was soll das?"

„Daß wir also berechtigt wären, auch etwas von der Stadt zu verlangen."

„Wozu?"

„Um meine Kleider für das Fest zu bezahlen, das nicht ein einzelner, sondern die Bürgerschaft für den Kaiser veranstaltet. Almosen dürfen wir nicht annehmen; aber es wäre doch Thorheit, auszuschlagen, was die reiche Stadt uns anbietet. Das hieße geradezu sie beschenken."

„Du schweigst," rief Keraunus aufrichtig empört und besann sich vergebens auf den Satz, mit dem er gestern das gleiche Ansinnen zurückgewiesen. „Du schweigst und

warteſt ab, bis ich ſelbſt wieder von dieſen Dingen zu reden beginne."

Da warf Arſinoe die Zange ſo unwillig auf den Herd, daß ſie laut klirrend auf den Stein ſchlug; ihr Vater aber verließ die Küche und ging in das Wohnzimmer zurück.

Dort fand er Selene auf ſeinem Polſter und die alte Sklavin, die ihr ein naſſes Tuch auf den Hinterkopf preßte und ihr ein anderes auf den nackten linken Fuß gelegt hatte.

„Verwundet?" rief Keraunus und die Augen begannen ihm langſam von rechts nach links und von links nach rechts zu rollen.

„Da ſieh die Geſchwulſt," kreiſchte die Alte in gebrochenem Griechiſch, indem ſie mit der ſchwarzen Hand den ſchneeweißen Fuß Selenes den Augen des Vaters näherte. „Tauſend reiche Herrinnen haben keine Hand ſo klein wie das da. Armes, armes kleines Fuß."

Nach dieſer Klage drückte die Alte die Lippen auf die feinen Zehen des Mädchens.

Doch Selene drängte ſie zurück und ſagte, indem ſie ſich an den Vater wandte:

„Die Wunde da oben iſt klein und hat gar nichts zu ſagen; aber das Fleiſch und die Adern ſind hier am Knöchel geſchwollen. Das Bein thut etwas weh, wenn ich auftrete. Als der Hund mich umriß, hab' ich mich wohl an den ſteinernen Stufen geſchlagen."

„Es iſt unerhört!" rief Keraunus, dem das Blut von neuem zu Kopfe ſtieg. „Warte nur! Ich werde ihnen zeigen, was ich von ſolcher Aufführung halte."

„Nein, nein," bat Selene. „Erſuche ſie nur höflich,

den Hund einzuſchließen oder an die Kette zu legen, damit er den Kindern nichts thut."

Ihre Stimme klang ſehr ängſtlich bei dieſer Bitte; denn die Furcht, der Vater könnte ſeine Stelle verlieren, die er ihr, ſie wußte ſelber nicht warum, längſt verwirkt zu haben ſchien, regte ſich in ihr heute noch lebendiger als ſonſt.

„Zu dem, was hier geſchehen iſt, auch noch gute Worte!" entgegnete Keraunus abweiſend und als würde ihm Unerhörtes zugemutet.

„Nein, nein, ſag ihm nur Deine Meinung," ſchrie die Alte. „Wenn das Deinem Vater geſchehen wäre, der würde dem fremden Steinhauer gut auf den Leib gerückt ſein!"

„Und ſein Sohn Keraunus wird ihm auch nichts ſchenken," verſicherte der Verwalter und verließ das Gemach, ohne auf Selenes Bitte, daß er ſich nicht ereifern möge, zu achten.

Im Vorzimmer fand er ſeinen alten Sklaven und befahl ihm, einen Stock zu ergreifen, ihm voranzugehen und ihn bei dem Gaſte des Baumeiſters Pontius zu melden, der in einem der Gemächer zur Seite des Brunnenganges wohne.

So war es vornehm, und ſo kam der Schwarze früher als er mit dem Moloſſer in Berührung, den er wie alle Hunde für ein verabſcheuungswürdiges Tier hielt.

Als er ſich ſeinem Ziele näherte, befand er ſich in der rechten Stimmung, dem Fremden, der hierher gekommen war, um Mitglieder ſeines Hauſes von biſſigen Hunden niederreißen zu laſſen, die Wahrheit zu ſagen.

Vierzehntes Kapitel.

Hadrian hatte vortrefflich geſchlafen; wenige Stunden nur, aber dieſe genügten völlig, ihm den Geiſt zu erfriſchen.

Jetzt war er in das Wohngemach und an das Fenſter getreten, das ſeine lange weſtliche Wand mehr als zur Hälfte einnahm und ſich nach dem Meere hin öffnete.

Zwei hohe Säulen mit Schäften von edlem braunrotem, weißgeſprenkeltem Porphyr und mit vergoldeten korinthiſchen Kapitälen begrenzten die ſehr breite und ſchon wenige Spannen über dem Fußboden beginnende Oeffnung zur Rechten und Linken.

Der Kaiſer lehnte ſich an einen der Porphyrſchäfte und ſtreichelte den Moloſſer, deſſen rüſtige Wachſamkeit ihn erfreute. Was fragte er nach dem Schreck, den der Hund einem Mädchen verurſacht haben ſollte?

Bei der andern Säule ſtand Antinous.

Er hatte den rechten Fuß auf die niedrige Fenſterbrüſtung geſtellt und neigte den Oberkörper weit in das Zimmer. Das Kinn ruhte ihm dabei in der Hand, der Ellenbogen auf dem Knie.

„Dieſer Pontius iſt wirklich ein ganzer Mann," ſagte Hadrian, indem er mit der Hand auf eine an der Schmalſeite des Gemaches aufgehängte Tapete zeigte. „Dies Gewebe ward nach einem Fruchtſtücke verfertigt, das ich einmal malte und hier in Moſaik ausführen ließ. Geſtern war dieſer Raum noch gar nicht für mich beſtimmt, alſo muß die Tapete da zwiſchen unſerer Ankunft und jetzt aufgehängt worden ſein. Und wie viel andere gute Dinge ſtehen hier herum! Es ſieht wohnlich bei mir aus, und das Auge findet ſchon mancherlei, woran es ſich freut."

„Haſt Du die prächtigen Polſter da hinten verſucht?" frug Antinous. „Auch die Bronzefiguren dort in den Ecken gefallen mir nicht übel."

„Vortreffliche Arbeiten ſind es," ſagte der Kaiſer; „aber ich möchte ſie um dieſes Fenſters willen mit Freuden miſſen. Was iſt hier blauer, der Himmel oder das Meer? Wie milde Frühlingsluft weht uns hier im Dezember entgegen! Woran ſoll man ſich mehr freuen, an den zahlloſen Schiffen im Hafen, die dieſen blühenden Ort mit entlegenen Ländern verbinden und mit Reichtum ſegnen, oder an den Bauten, die das Auge anziehen, wohin es ſich auch richte? Man weiß nicht, ſoll man zuerſt ihre ſtattliche Größe oder die harmoniſche Schönheit ihrer Form bewundern."

„Was iſt das für ein langer mächtiger Damm, der die Inſel mit dem Feſtland verbindet? Sieh nur, da fährt ein großer Dreiruderer durch einen der breitgeſpannten Bogen, auf denen er ruht. Und da kommt noch ein anderer!"

„Das iſt der Brückenbau, den die Alexandriner mit Stolz ihr Heptaſtadion nennen, weil er ſieben Stadien

lang ſein ſoll. In ſeinem oberen Teile birgt er, wie ein Holunderaſt das Mark, eine ſteinerne Rinne, durch die die Inſel Pharus mit Waſſer verſorgt wird."

„Schade," bemerkte Antinous, „daß man den Bau und die Menſchen und Fuhrwerke, die auf ſeinem Rücken wie geſchäftige Ameiſen wimmeln, von hier aus nicht ganz überſehen kann. Die kleine Inſel dort und die ſchmale in den Hafen hineinragende Landzunge mit dem hohen weißen Gebäude am Ende verdecken ſie halb."

„Aber ſie dienen für ſich zur Belebung des Bildes," entgegnete der Kaiſer. „Das Schlößchen auf dem Eiland mit ſeinem Hafen hat Kleopatra oft bewohnt, und in der weißen Villa an der Nordſpitze der Landzunge dort, die jetzt die blauen Wellen umſpülen und die Möwen und Tauben ſo luſtig umkreiſen, hielt ſich Antonius nach der Schlacht bei Actium auf."

„Um ſeine Schmach zu vergeſſen," rief Antinous.

„Er nannte ſie ſein Timonium, weil er dort wie der weiſe Menſchenhaſſer aus Athen von den anderen Sterblichen unbehelligt zu bleiben wünſchte. Wie wäre es, wenn ich die Lochias mein Timonium hieße?"

„Ruhm und Größe braucht man nicht zu verbergen."

„Wer ſagt Dir," frug der kaiſerliche Sophiſt, „daß Antonius ſich aus Scham in dem Ding da verſteckte? Er hatte oft genug an der Spitze ſeiner Reiter bewieſen, daß er ein braver Soldat ſei, und wenn er bei Actium, als alles noch gut ſtand, das Schiff wenden ließ, ſo geſchah es nicht aus Furcht vor Schwertern und Lanzen, ſondern weil das Verhängnis ihn zwang, ſeinen ſtarken Willen den Wünſchen des Weibes unterzuordnen, von deſſen Schickſal das ſeine abhing."

„So entschuldigst Du sein Verhalten?“

„Ich suche es nur zu verstehen und werde mich nie zu glauben bequemen, daß Scham den Antonius zu irgend etwas veranlassen konnte. Meinst Du, ich könnte erröten? Man schämt sich nicht mehr, wenn man es so weit gebracht hat, die Welt zu verachten.“

„Aber warum verschloß sich denn Marc Anton in dieses vom Meer bespülte Gefängnis?“

„Weil für jeden rechten Mann, der mit Weibern, Spaßmachern und Schmeichlern ganze Jahre verschwärmte, einmal der Augenblick kommt, in dem er von Ekel überfallen wird. In solchen Stunden findet er, daß er unter all dem Gelichter der einzige Mensch ist, mit dem es sich zu verkehren lohnt. Nach Actium ging dem Antonius das auf, und um einmal in guter Gesellschaft zu sein, verließ er die Menschen.“

„Das ist es wohl auch, was Dich manchmal in die Einsamkeit treibt?“

„Vielleicht; aber Du, Du darfst mich immer begleiten.“

„So hältst Du mich für besser als andere,“ rief Antinous erfreut.

„In jedem Falle für schöner,“ entgegnete Hadrian freundlich. „Frage nur weiter.“

Antinous bedurfte einiger Minuten, bevor er dieser Aufforderung nachkommen konnte. Endlich nahm er sich zusammen und ließ sich erklären, warum die meisten Schiffe in den jenseits des Heptastadions gelegenen Hafen des Eunostus einführen. Der Eingang in ihn, erfuhr er, sei weniger gefährlich als derjenige, der zwischen dem Pharus und der Spitze der Lochias zu den östlicheren Landungsstellen führte. — Ueber jedes Bauwerk in der

Stadt, nach dem der Günſtling ſich erkundigte, wußte Hadrian Auskunft zu erteilen.

Nachdem der Kaiſer auf das Soma gewieſen hatte, in dem die Reſte Alexanders des Großen ruhten, wurde er nachdenklich und ſagte vor ſich hin:

„Der Große. — Man könnte den macedoniſchen Jüngling beneiden! Nicht um dieſen Ehrennamen; denn den haben viele von geringem Werte getragen; aber weil er ihn wirklich verdiente.“

Auch auf keine der ferneren Fragen des Bithyniers blieb Hadrian die Antwort ſchuldig.

Antinous folgte mit wachſendem Erſtaunen ſeinen Erklärungen und rief endlich aus:

„Wie Du in dieſer Stadt Beſcheid weißt, und doch haſt Du ſie noch niemals beſucht!“

„Das iſt eines der beſten Vergnügen, die das Reiſen gewährt,“ entgegnete Hadrian, „daß wir unterwegs viele Dinge in Wirklichkeit ſehen, von denen wir uns nach Büchern und Erzählungen eine Vorſtellung gebildet hatten. Nun fordern ſie uns auf, ſie mit dem Bilde von ihnen zu vergleichen, das vor unſerem geiſtigen Auge ſtand, bevor wir ihnen ſelbſt begegnet waren. Von unerwartetem Neuen überraſcht zu werden, ſcheint mir einen weit geringeren Genuß zu gewähren, als Bekanntes, das wir für wert hielten, uns näher nach ihm zu erkundigen, zum erſtenmal zu erblicken. Weißt Du, was ich meine?“

„Ich glaube wohl. Man hört von etwas, und wenn man's dann ſieht, ſo fragt man ſich, ob man ſich's richtig gedacht hat. Ich ſtelle mir Menſchen und Gegenden, die man mir lobte, immer ſchöner vor, als ich ſie dann finde.“

„Der Rest, der sich daraus zum Nachteil der wirklichen Dinge ergibt," entgegnete Hadrian, „gereicht ihnen zu geringerem Vorwurfe, als der emsigen und verschönernden Einbildungskraft Deiner Jahre zur Ehre. Ich — ich —" und der Kaiser schaute, den Bart streichend, ins Weite, „ich erfahre, je älter ich werde, desto öfter, daß es möglich ist, sich Menschen, Gegenden und Dinge so vorzustellen, daß wir, wenn wir ihnen zum erstenmal begegnen, zu glauben berechtigt sind, wir hätten sie längst gekannt, sie besucht und mit Augen geschaut. — Auch hier will es mir scheinen, als erblickte ich nichts Neues, sondern sähe nur längst Gekanntes wieder. Aber das ist kein Wunder; denn ich kenne meinen Strabo und habe hundert Berichte über diese Stadt gehört und gelesen. Doch es gibt auch vieles, das mir ganz fremd war und doch, wenn es an mich herantritt, mich anmutet, als hätte ich es früher schon gesehen oder erlebt."

„Etwas Aehnliches hab' auch ich wohl erfahren," versicherte Antinous. „Sollte unsere Seele wirklich schon in anderen Körpern gelebt haben und sich manchmal an Wahrnehmungen aus dem früheren Leben erinnern? Favorinus erzählte mir einmal, ein großer Philosoph, ich glaube Plato, behaupte, daß die Seelen vor unserer Geburt am Firmament auf und nieder geführt würden, damit sie sich die Erde betrachten könnten, auf der es ihnen doch später zu leben bestimmt sei. Außerdem sagt Favorinus . . ."

„Favorinus!" rief Hadrian geringschätzig. „Dieser Schönredner besitzt viel Geschick, dem von Größeren Gedachten neue, ansprechende Formen zu geben; doch die Geheimnisse der eigenen Seele zu belauschen versteht

er mit nichten. Dazu redet er zu viel, dazu kann er den Lärm des Lebens zu wenig entbehren."

„Die Erſcheinung nahmſt auch Du wahr; doch Du mißbilligſt die Erklärung des Favorinus?"

„Ja; denn mir ſind Menſchen und Dinge als alte Bekannte begegnet, die erſt lange nach meiner Geburt die Welt erblickt haben oder entſtanden ſind. Vielleicht paßt meine eigene Deutung nicht auf alle Sterblichen, in mir aber lebt, das weiß ich gewiß, ein geheimnisvolles Etwas, das unabhängig von mir ſelbſt in mir wirkt und ſchafft, in mich einkehrt oder mich verläßt nach ſeinem Belieben. Heißen wir es meinen Dämon oder auch meinen Genius, auf den Namen kommt es nicht an. Nicht immer erſcheint dieſes Etwas, wenn ich es rufe, und oft wirkt es in mir, wenn ich's am letzten erwarte. Zu jeder Stunde, in der es mir innewohnt, gehört vieles mir, was eigentlich ihm an Erfahrung und Können zu eigen. Was ihm bekannt war, das erſcheint mir ebenſo, wenn es mir ſpäter begegnet. Alexandria iſt mir nicht fremd, weil es mein Genius auf ſeinem Fluge geſehen hat. Vieles ſchuf, erfuhr, erlernte er in mir und für mich. Hundertmal frag' ich mich gegenüber den eigenen vollendeten Werken: Iſt es möglich, daß du, Hadrian, der Sohn deiner Mutter, dies vollbracht haben ſollteſt? Wie heißt nur die fremde Kraft, die dir bei ſeiner Herſtellung half? Jetzt kenn' ich ſie und ſehe ſie auch in anderen wirken. In wen ſie einkehrt, der überragt bald ſeinesgleichen, und am wirkſamſten zeigt ſie ſich in den Künſtlern. Oder werden aus gemeinen Menſchen große Künſtler, eben weil der Genius ſie zu ſeiner Wohnung erwählte? Haſt Du mich verſtanden?"

„Nicht ganz," entgegnete Antinous, dessen großes Auge, so lange es mit dem Kaiser die Stadt zu betrachten galt, lebhaft geglänzt hatte, jetzt aber umschleiert und müde zu Boden schaute. „Zürne mir nicht, Herr. Dergleichen werde ich gewiß niemals verstehen; denn es gibt gewiß keinen Menschen, mit dem das, was Du Deinen Genius nennst, weniger zu thun hat. Eigenes Denken kenn' ich nicht, den Gedanken anderer zu folgen wird mir schwer, und ich möchte wohl wissen, was ich jemals Rechtes zu schaffen vermöchte! Wenn ich etwas leisten soll, dann hilft meiner Seele kein Dämon, nein, sie fühlt sich ganz ratlos und verfällt in Träumereien. Bring' ich einmal etwas fertig, so muß ich mir sagen, daß es mir gewiß möglich gewesen wäre, es besser zu machen."

„Selbsterkenntnis," lachte Hadrian, „ist der Gipfel der Weisheit. Jeder hat das Seine gethan, wenn er die Vorstellung eines Freundes mit etwas Schönem bereichert. Was andere durch Werke, das mußt Du durch Dein bloßes Dasein bewirken. Ruhig, Argus!"

Der Molosser hatte sich vor kurzem auflauschend erhoben und sich knurrend der Thüre genähert. Trotz des Rufes seines Herrn schlug er laut an, als sich ein kräftiges Klopfen vernehmen ließ.

Hadrian schaute befremdet nach der Pforte hin und fragte:

„Wo ist Mastor?"

Antinous rief den Namen des Sklaven in das neben dem Wohnzimmer gelegene Schlafgemach des Kaisers, aber vergebens.

„Was hat nur der Bursch?" frug Hadrian. „Sonst ist er doch stets bei der Hand und frisch wie eine Lerche,

heute aber ſah er aus wie ein Träumer und beim Ankleiden fiel ihm erſt ein Schuh und dann ſogar meine Schulterſpange aus der Hand.“

„Geſtern las ich ihm einen Brief aus Rom vor. Sein junges Weib iſt mit einem Schiffsführer ins Weite gegangen.“

„Wünſchen wir ihm Glück, daß er wieder frei iſt.“

„Er war ihr gut.“

„Ein hübſcher Burſch, der, mein Leibſklav, findet Erſatz, ſo viel er begehrt.“

„Aber er hat ihn noch nicht. Fürs erſte ſchmerzt ihn noch das, was er verlor.“

„Wie weiſe! Da klopft es ſchon wieder. Sieh nach, wer ſich erlaubt ... Aber es hat ja jedermann das Recht, hier zu klopfen; bin ich doch auf der Lochias nicht der Kaiſer, ſondern ein einfacher Privatmann. Leg dich, Argus! Biſt du beſeſſen, Alter? Der Hund hält mehr als ich ſelbſt auf meine Würde. — Das Baumeiſterſpielen ſcheint ihm nicht zu gefallen.“

Antinous hatte ſchon die Hand erhoben, um den Klopfer anzufaſſen, als die Thür von außen her leiſe geöffnet wurde und der Sklave des Palaſtverwalters über die Schwelle trat.

Der alte Schwarze bot einen kläglichen Anblick.

Die ehrfurchtgebietende Geſtalt des Kaiſers und die ſchönen Kleider des Günſtlings ſetzten ihn in Verlegenheit, das drohende Geknurr des Moloſſers aber flößte ihm ſolche Angſt ein, daß er die hageren Negerbeine furchtſam zuſammenzog und, ſo weit es gehen wollte, mit dem fadenſcheinigen Röckchen beſchützte.

Hadrian ſchaute dies Bild des Jammers verwundert an und fragte:

„Was willst Du, Bursch?“

Da versuchte der Sklave einen Schritt weiter vorzutreten; auf Hadrians kräftiges Geheiß blieb er aber stehen und kratzte, indem er auf die Plattfüße schaute, das kurz geschorene, an einzelnen runden Flecken ausgefallene graue Wollhaar.

„Nun?“ fragte Hadrian abermals in nichts weniger als ermutigendem Ton und lockerte die Finger, die das Halsband des Molossers hielten, in bedenklicher Weise.

Die gebogenen Kniee des Sklaven begannen zu zittern und indem er die breite Handfläche dem graubärtigen Herrn, der ihm nicht weniger furchtbar erschien als sein Hund, entgegenstreckte, begann er in grausam verstümmeltem Griechisch die Anrede herzustammeln, die sein Gebieter ihm mehrmals vorgesagt hatte und aus der hervorging, daß er vor dem Baumeister Claudius Venator aus Rom erscheine, um ihm seinen Gebieter, „das Mitglied des Rates der Stadt, den macedonischen und römischen Bürger Keraunus, Sohn des Ptolemäus, Vorsteher des früher königlichen, jetzt kaiserlichen Palastes auf der Lochias“, zu melden.

Hadrian ließ den armen Burschen, auf dessen Stirn heller Angstschweiß perlte, mitleidslos und indem er sich vor Vergnügen die Hände rieb, zu Ende reden.

Um den willkommenen Scherz zu verlängern, hütete er sich wohl, dem beklagenswerten Alten einzuhelfen, wenn seine stammelnde Zunge auf unübersteigbare Hindernisse stieß.

Als der Neger endlich die schwülstige Meldung zu Ende gebracht hatte, sagte Hadrian freundlich:

„Sage Deinem Herrn, er dürfe eintreten.“

Kaum hatte der Sklave das Zimmer verlassen, als der Herrscher dem Günstlinge zurief:

„Das gibt einen köstlichen Spaß! Wie wird der Jupiter aussehen, dem dieser Adler voran fliegt!“

Keraunus ließ nicht lange auf sich warten.

Während er in dem Gange, an dem die Gemächer des Kaisers lagen, auf und nieder gegangen war, hatte sich seine üble Stimmung gesteigert; denn er mußte es wie eine Nichtachtung von seiten des Baumeisters empfinden, daß er ihn, von dessen Geburt und Würde ihn der Sklave gewiß unterrichtet hatte, mehrere Minuten, die ihm so lang wie Viertelstunden erschienen, allein ließ.

Auch seine Voraussetzung, daß ihn der Römer in eigener Person in sein Zimmer führen würde, sollte keineswegs in Erfüllung gehen; denn des Sklaven Botschaft lautete kurz: „er dürfe eintreten“.

„Sagte er: ‚ich dürfe‘, nicht ‚ich möge‘ oder ‚ich möchte die Güte haben‘?“ fragte der Verwalter.

„‚Er darf‘, hat er gesagt,“ entgegnete der Sklave.

Keraunus rief ein kurzes „So“, rückte den goldenen Reifen auf den Locken zurecht, warf den Kopf zurück, kreuzte, tief atmend, die Arme über der breiten Brust und befahl dem Schwarzen: „Oeffne die Thür.“

Würdevoll überschritt der Verwalter die Schwelle. Dann verbeugte er sich, um nicht gegen die Höflichkeit zu verstoßen, ins Blaue hinein und wollte schon in scharfen Worten seinen Verweis auszusprechen beginnen, als ein Blick auf den Kaiser, die glänzende Ausschmückung, die sein Gemach seit gestern erfahren, und wohl auch das recht unfreundlich klingende Knurren des Molossers ihn veranlaßten, mildere Saiten aufzuziehen.

Der Sklave war ihm gefolgt und hatte sich zwischen der Thürwand des Gemaches und den Polstern einen sichern Platz gesucht; er selbst aber trat, indem er die Furcht vor der Dogge besiegte, ein gutes Stück in das Zimmer vor.

Der Kaiser hatte sich auf die Fensterbrüstung gesetzt, drückte den Fuß leicht auf den Hals des Molossers und schaute Keraunus wie eine bemerkenswerte Seltenheit an.

Dabei begegnete sein Blick dem des Verwalters und lehrte diesen, daß er es mit einem größeren Herrn zu thun habe, als er erwartet.

Es lag etwas Ueberwältigendes in der Person des Mannes, der da vor ihm saß; aber gerade darum stellte sich sein Stolz auf die Zehen und wenn auch nicht scharf und ausfallend, wie das in seiner Absicht gelegen, aber doch mit gespreizter Würde frug er:

„Stehe ich vor dem neuen Gaste der Lochias, dem Baumeister Claudius Venator aus Rom?"

„Du stehst —" entgegnete der Kaiser und warf Antinous einen schalkhaften Seitenblick zu.

„Du hast freundliche Aufnahme in diesem Palaste gefunden. Wie meine Väter, die ihn seit Jahrhunderten verwalten, so weiß auch ich das Gastrecht heilig zu halten."

„Ich bin überrascht über das hohe Alter Deines Geschlechtes und beuge mich vor Eurer frommen Gesinnung," entgegnete Hadrian in ähnlichem Tone wie der Verwalter. „Was werden wir sonst noch von Dir erfahren?"

„Ich kam nicht hierher, um Geschichten zu erzählen," fuhr Keraunus fort, in dem die Galle sich regte, weil er ein spöttisches Lächeln am Munde des Fremden wahr-

zunehmen glaubte, „ich kam nicht hierher, um Geſchichten zu erzählen, ſondern um mich zu beklagen, daß Du als freundlich willkommen geheißener Gaſt Dich ſo wenig beſtrebt zeigſt, Deine Wirte vor Schaden zu hüten.“

„Was ſoll das?“ frug Hadrian, erhob ſich von ſeinem Sitze und winkte Antinous, die Dogge feſtzuhalten; denn Argus legte eine beſondere Abneigung gegen den Verwalter an den Tag. Vermutlich ſah er ihm an, daß er nicht gekommen ſei, um ſeinem Herrn etwas Freundliches zu erweiſen.

„Iſt dieſer gefährliche, die Zähne fletſchende Hund Dein Eigentum?“ frug Keraunus.

„Ja.“

„Heute morgen hat er meine Tochter zu Boden geriſſen und den koſtbaren Krug, mit dem ſie des Morgens gern ins Freie tritt, zertrümmert.“

„Ich hörte von dieſem Unfall,“ entgegnete Hadrian, „und gäbe viel darum, wenn ich ihn ungeſchehen machen könnte. Das Gefäß ſoll Dir reichlich erſetzt werden.“

„Ich bitte Dich, zu dem Uebel, das wir durch Deine Schuld erfuhren, nicht noch Beleidigungen zu fügen. Ein Vater, deſſen Tochter überfallen und verwundet worden iſt . . .“

„So hat ſie Argus dennoch gebiſſen?“ rief Antinous erſchreckt.

„Nein,“ gab Keraunus zurück. „Aber ihr Kopf und ihr Fuß haben, als ſie zu Boden geriſſen wurde, Verletzungen erfahren, und ſie leidet Schmerzen.“

„Das iſt traurig; und da ich ſelbſt nicht unerfahren in der Heilkunde bin,“ ſagte Hadrian, „ſo will ich dem armen Mädchen gern zu helfen verſuchen.“

„Ich besolde einen Heilkünstler von Beruf, der mir und den Meinigen dient," erwiderte der Verwalter in abweisendem Ton, „und kam hierher, um zu bitten, oder wenn ich offen sein soll, um zu fordern . . ."

„Was?"

„Erstens, daß man mich um Entschuldigung bittet."

„Dazu ist der Baumeister Claudius Venator immer bereit, wenn ein anderer durch seine oder der Seinen Schuld Schaden erleiden mußte. Das Geschehene, ich wiederhole es, thut mir aufrichtig leid, und ich bitte Dich, der Jungfrau, die der Unfall betraf, sagen zu wollen, ihr Schmerz sei der meine. Was wünschest Du weiter?"

Des Verwalters Züge glätteten sich und weniger erregt als vorher klang seine Antwort:

„Ich muß Dich ersuchen, Deinen Hund an die Ketten zu legen, einzusperren oder in anderer Weise unschädlich zu machen."

„Das ist stark!" rief der Kaiser.

„Es ist nur eine billige Forderung, auf der ich bestehe," entgegnete Keraunus entschieden. „Weder ich noch meine Kinder sind ihres Lebens sicher, so lange diese wilde Bestie hier nach Gefallen wütet."

Hadrian hatte verstorbenen Lieblingshunden und Rossen Denkmäler gesetzt, und sein treuer Argus war ihm nicht weniger teuer als anderen kinderlosen Männern ihr vierfüßiger Genosse; darum erschien ihm das Verlangen des wunderlichen Dicken so frech und ungeheuerlich, daß er unwillig ausrief:

„Thorheit! Man wird den Hund bewachen, und nun nichts weiter."

„Du legst ihn an die Kette," forderte Keraunus mit

rollenden Augen, „oder es wird ſich ein anderer finden, der ihn auf immer unſchädlich macht.“

„Das würde dem feigen Mörder übel bekommen,“ rief Hadrian. „Was meinſt Du, Argus?“

Die Dogge richtete ſich bei dieſer Frage auf und wäre dem Verwalter an die Kehle geſprungen, wenn ſie ihr Herr und Antinous nicht zurückgehalten hätten.

Keraunus fühlte ſich von dem Moloſſer bedroht; in dieſem Augenblicke hätte er ſich aber von ihm zerreißen laſſen, ohne zurückzuweichen, ſo ganz beherrſchte ihn der aus ſeinem verletzten Stolz entſprungene Ingrimm.

„Alſo auch auf mich ſoll in dieſem Hauſe der Hund gehetzt werden?“ frug er herausfordernd und ſtemmte die linke Fauſt in die Seite. „Jedes Ding hat ſeine Grenze, und ſo auch meine Geduld mit dem Gaſte, der trotz ſeiner reifen Jahre jeder Rückſicht vergißt. Dem Präfekten Titianus werde ich melden, wie Du Dich hier aufführſt, und der Kaiſer ſoll, wenn er hier iſt, erfahren . . .“

„Was?“ lachte Hadrian.

„Was Du Dir gegen mich herausnimmſt.“

„Bis dahin bleibt die Dogge, wo ſie iſt, und zwar unter guter Aufſicht. Aber, Mann, laß Dir im voraus ſagen, Hadrian iſt den Hunden ebenſo freundlich geſinnt wie ich und mir noch freundlicher als den Hunden.“

„Wir werden ja ſehen,“ grollte Keraunus. „Ich oder die Dogge!“

„Ich fürchte, es wird heißen, die Dogge.“

„Und damit beginge Rom einen neuen Gewaltſtreich,“ rief Keraunus und ſeine Augen rollten dabei von der linken zur rechten Seite und wieder zurück. „Ihr habt den Ptolemäern Aegypten genommen.“

„Mit gutem Grunde, und außerdem sind das verjährte Geschichten.“

„Das Recht verjährt nicht wie eine schlechte Schuld.“

„Doch es wird hinfällig mit den Personen, auf die es Bezug hat. Wie lange gibt es keine Lagiden mehr!“

„Das glaubt ihr, weil es euch nützlich scheint, es zu glauben,“ entgegnete der Verwalter. „In dem Manne, der hier vor Dir steht, fließt das Blut der macedonischen Fürsten dieses Landes. Mein ältester Sohn trägt den Namen des Ptolemäus Helios, mit dem, wie ihr vorgebt, der letzte Lagide dahin ging.“

„Der gute, kleine, blinde Helios,“ fiel der schwarze Sklave seinem Herrn in die Rede; denn er war gewohnt, den Namen des unglücklichen Kleinen wie einen Schild zu benützen, wenn sich Keraunus in bedenklicher Stimmung befand.

„Also blind ist der letzte Nachkomme des Lagus,“ lachte der Kaiser. „Rom kann seine Ansprüche abwarten. Aber ich werde dem Kaiser mitteilen, einen wie gefährlichen Prätendenten dies Haus beherbergt.“

„Gib mich an, verklage, verleumde mich,“ rief der Verwalter verachtungsvoll. „Aber ich lasse mich nicht treten, Geduld! Geduld! Du wirst mich kennen lernen!“

„Und Du den Molosser,“ entgegnete Hadrian, „wenn Du nicht augenblicklich mit Deiner mausernden Krähe dort dies Zimmer verläßt.“

Da winkte Keraunus dem Sklaven und wandte ohne Gruß seinen Feinden den Rücken.

Auf der Schwelle des Gemaches blieb er noch einen Augenblick stehen und rief Hadrian zu:

„Verlaß Dich darauf; ich klage im Rat und schreibe

dem Kaiſer, wie man ſich hier gegen einen macedoniſchen Bürger zu handeln erdreiſtet.“

Als der Verwalter das Gemach verlaſſen hatte, ließ Hadrian den Moloſſer frei, der wütend auf die Thür losſtürzte, die ſich zwiſchen ihm und dem Gegenſtande ſeiner Abneigung geſchloſſen hatte.

Hadrian gebot ihm Ruhe und ſagte dann, indem er ſich an den Liebling wandte:

„Ein Ungetüm von einem Manne! Lächerlich und dabei widerwärtig im höchſten Grade! Wie die Wut in ihm tobte und doch zu keinem rechten Ausbruch zu kommen vermochte! Vor ſolchen verſtockten Geſellen bin ich gern auf der Hut. Gebt acht auf meinen Argus und bedenkt, daß wir in Aegypten ſind, dem Lande, das, wie ſchon Homer ſagt, voll iſt von Giften. Maſtor ſoll die Augen offen halten; da iſt er ja endlich.“

Fünfzehntes Kapitel.

Als der Leibſklave des Kaiſers ſich aufgemacht hatte, um der von dem Moloſſer ſeines Herrn bedrohten Selene Hilfe zu leiſten, war ihm ſchon etwas begegnet, das er nicht vergeſſen konnte, hatte er einen Eindruck empfangen, den er nicht zu verwiſchen vermochte, hatten ihm Worte und Klänge die Seele berührt, die unaufhörlich in ihr nachtönten und ihm Herz und Sinn ſo mächtig berückten, daß er befangen und halb im Traume dem Herrn die Handreichungen leiſtete, die er ſonſt Morgen für Morgen friſch und mit aller Aufmerkſamkeit zu verrichten gewohnt war.

Sommer und Winter pflegte Maſtor vor Sonnenaufgang das Schlafgemach ſeines Herrn zu verlaſſen, um alles vorzubereiten, was Hadrian bedurfte, wenn er ſich vom Lager erhob.

Da gab es die Goldbeſchläge an der ſchmalen Beinſchiene und die Lederriemen, die zu den Soldatenſtiefeln ſeines Herrn gehörten, zu putzen, ſeine Kleider zu lüften und neu mit dem kaum merklichen, zarten Wohlgeruch, den er liebte, zu beſprengen; die meiſte Zeit aber nahmen die Vorbereitungen für das Bad Hadrians in Anſpruch.

Auf der Lochias gab es noch nicht, wie zu Rom in den Kaiſerpaläſten, wohleingerichtete Bäder, und doch wußte der Diener, daß ſein Herr auch hier eine Fülle von Waſſer brauchen würde.

Man hatte ihm geſagt, er möge ſich, ſobald er etwas für ſeinen Gebieter bedürfen ſollte, an den Baumeiſter Pontius wenden. Er fand dieſen auch, ohne ihn zu ſuchen, vor dem für Hadrian beſtimmten Wohngemache, dem er, während der Kaiſer ſchlief, mit ſeinen Gehilfen ein behagliches und dem Auge zuſagendes Anſehen zu geben beſtrebt war.

Der Architekt verwies den Sklaven auf die Arbeiter, die im erſten Vorhof des Palaſtes mit der Legung des Pflaſters beſchäftigt waren. Dieſe Leute ſollten ihm ſo viel Waſſer herzutragen, wie er nur immer gebrauchte.

Den Leibdiener des Kaiſers enthob ſeine Stellung von dergleichen niedrigen Dienſten; aber auf der Jagd, auf Reiſen und wo es notthat, pflegte er ſie ungefragt und gern zu verrichten.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als er in den Hof trat.

Viele Sklaven lagen dort noch auf ihren Matten und ſchliefen, andere hatten ſich um ein Feuer gelagert und warteten auf ihre Suppe, die ein Knabe und ein alter Mann mit hölzernen Stäben umrührten.

Weder die einen noch die anderen wollte Maſtor ſtören, er ging vielmehr auf eine Gruppe von Arbeitern zu, die ſich erſt nur mit einander zu unterhalten ſchienen, jetzt aber aufmerkſam auf die Rede eines alten Mannes lauſchten, der ihnen wohl eine Geſchichte erzählte.

Das Herz des armen Burſchen war ſehr ſchwer

und sein Sinn nicht auf Märchen und Kurzweil gerichtet.

Das Leben war ihm ganz vergällt.

Die Dienstleistungen, die von ihm verlangt wurden, schienen ihm sonst eine alles andere überragende Wichtigkeit zu besitzen; heute aber stand es anders.

Er hatte die dunkle Empfindung, als habe ihn das Schicksal selbst von all seinen Pflichten entbunden, als habe das Unglück das Band zerschnitten, das ihn an seinen Dienst und den Kaiser fesselte, und ihn zu einem einsamen und auf sich selbst gestellten Manne gemacht.

Es kam ihm auch in den Sinn, ob er nicht die Goldstücke, die ihm Hadrian und reiche Leute, die früher als andere aus dem Wartezimmer vor die Person des Kaisers geführt zu werden wünschten, zugeworfen oder in die Hand gesteckt hatten, zusammennehmen, die Flucht ergreifen und, was er besaß, in den Schenken der großen Stadt beim Wein und mit lustigen Dirnen verjubeln sollte.

Was dann geschah, konnte ihm gleich sein.

Wenn man ihn wieder einfing, wurde er vielleicht zu Tode gepeitscht; aber er hatte Fußtritte und Schläge genug bekommen, bevor er in den Dienst des Kaisers gelangte, ja als er nach Rom geschleppt wurde, war er sogar einmal mit Hunden gehetzt worden. Kam er ums Leben, was that es? Einmal war ja doch alles vorbei, und die Zukunft schien ihm nichts zu bieten als Uebermüdung im Dienst eines ruhelosen Herrn, Kummer und Hohn.

Er war ein grundguter Mensch, der niemand ein Leid zufügen mochte und dem es sogar schwer fiel,

andere in ihrem Vergnügen oder ihrer Unterhaltung zu stören.

Heute war er am wenigsten dazu geneigt; denn wem das Herz weh thut, der empfindet fein, wie es seinesgleichen zu Mute ist.

Als er sich der Arbeitergruppe, aus der er sich die Wasserträger wählen wollte, genähert hatte, beschloß er, den Erzähler, an dessen Lippen die Blicke der ihn umgebenden Leute hingen, ausreden zu lassen.

Der Schein des Feuers unter dem Suppenkessel fiel auf das Antlitz des Redenden.

Es war ein alter Arbeiter, jedoch ein freier Mann, das bewiesen seine langen Haare. Wegen des vollen weißen Bartes fühlte sich Mastor geneigt, ihn für einen Juden oder Phönizier zu halten. Nichts Ungewöhnliches war an dem mit einem ärmlichen Kittel bekleideten Greise als seine eigentümlich glänzenden, unbewegt gen Himmel gerichteten Augen und die schräge Neigung des Hauptes, dessen linke Seite sich an die erhobenen Hände schmiegte.

„Und nun," sagte der Erzähler, indem er die Arme sinken ließ, „laßt uns wieder an die Arbeit gehen, Brüder! ‚Im Schweiße eures Angesichtes sollt ihr euer Brot essen', so steht es geschrieben. Uns Alten fällt es manchmal schwer, die Steine zu heben und den steifen Rücken so lange zu krümmen; aber wir sind ja einer schöneren Zeit näher als ihr. Das Leben wird uns allen nicht leicht; doch der Herr hat ja gerade uns, die wir schwere Mühe und Last tragen, vor allen anderen zu Gaste geladen, und die Sklaven unter uns gewiß nicht am letzten."

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und

beladen ſeid, ich will euch erquicken," unterbrach ein jüngerer Mann den Alten, indem er die Worte Chriſti wiederholte.

„Ja, ſo ſpricht der Heiland," fuhr der Alte zuſtimmend fort, „und dabei hat er gewiß an uns gedacht. Ich ſagte ſchon: wir haben's nicht leicht, aber um wie viel ſchwerer war doch die Laſt, die Er freiwillig auf ſich nahm, um uns vom Leid zu erlöſen. — Arbeiten muß jeder, muß auch der Kaiſer, Er aber, der in ſeines Vaters Herrlichkeit leben konnte, ließ ſich verſpotten und verhöhnen und ins Antlitz ſpeien, ließ ſich Dornen in die arme Stirn drücken, trug ſein ſchweres Kreuz, deſſen Gewicht ihn erdrückte, und litt den qualvollſten Tod, und das alles um unſertwillen, ohne zu murren. Aber er litt nicht vergebens; denn der Herr nahm das Opfer ſeines Sohnes an und that ihm den Willen und ſagte: ‚Alle, die an ihn glauben, ſollen nicht verloren ſein, ſondern das ewige Leben haben.' — So mag denn ein neuer ſchwerer Tag beginnen, ſo mögen ihm denn tauſend ſchwerere folgen, ſo mag denn der Tod das Leben beſchließen: wir glauben an unſern Erlöſer, wir haben Gottes Verſprechen, uns aus Leid und Jammer in ſeinen Himmel zu laden und uns für eine kurze Zeit des Elends in dieſer Welt nie endende Jahrtauſende der Freude zu ſchenken. — Geht nun an die Arbeit. Für Dich, mein Knakias, arbeitet wohl der rüſtige Krates, bis Deine Finger geheilt ſind. Wenn das Brot verteilt wird, ſo denke doch jeder an die Kinder des guten, ſeligen Philammon. Dir, mein armer Gibbus, wird das Schaffen heute ſauer werden. Der Herr dieſes Mannes, meine lieben Brüder, hat geſtern ſeine beiden Töchter an

einen Händler aus Smyrna verkauft. Wenn nicht hier in Aegypten oder in einem andern Lande, mein Gibbus, so findet ihr euch doch bei unserem himmlischen Vater wieder, darauf vertraue. Das Erdenleben ist unser Weg, das Ziel ist der Himmel, und der Führer, der uns lehrt, es nie zu verfehlen, ist unser Erlöser. Mühe und Arbeit, Kummer und Leid sind leicht für jeden zu tragen, der da weiß, daß, wenn der Feierabend naht, ihm der König der Könige seine Wohnung öffnen wird, um ihn als lieben Gast in sein Haus zu rufen, das alle, die uns teuer waren, beherbergt."

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken," sprach wiederum mit lauter Stimme ein Mann aus dem rings um den Alten lagernden Kreise.

Der Greis stand auf, winkte einem Knaben, der Brot zu gleichen Teilen unter die Arbeiter verteilte, und griff nach einem Henkelkruge, um einen größeren hölzernen Becher mit Wein zu füllen.

Mastor war kein Wort von dieser Rede entgangen, und das mehrmals wiederholte: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken", klang in ihm wider wie das Gastgebot eines freundlichen, zu schönen Tagen der Freiheit und Freude ladenden Wirtes.

In der Nacht seines Kummers zeigte sich ein ferner leuchtender Schimmer, der einen neuen Morgen zu verheißen schien, und ehrerbietig nahte er sich dem Alten, um ihn zunächst zu fragen, ob er der Aufseher der um ihn versammelten Arbeiter sei.

„Der bin ich," entgegnete der Greis und wies ihm,

sobald er gehört hatte, was Mastor im Auftrage des leitenden Baumeisters begehrte, einige jüngere Sklaven zu, die schnell das nötige Wasser herbeischafften.

Pontius begegnete dem Diener des Kaisers und seinen Krugträgern und sagte so laut, daß Mastor ihn verstand, zu dem ihn begleitenden Bildhauer Pollux:

„Der Sklave des Baumeisters läßt heute seinen Herrn von Christen bedienen. Das sind ordentliche, nüchterne Arbeiter, die still ihre Pflicht thun."

Während Mastor seinem Herrn Tücher reichte, ihn trocknete und ankleidete, war er weit weniger als sonst bei der Sache gewesen, denn die Worte, die er aus dem Munde des alten Aufsehers vernommen hatte, kamen ihm nicht aus dem Sinn.

Er hatte sie nicht alle verstanden, aber wohl begriffen, daß es einen freundlichen Gott gäbe, der in eigener Person die schwersten Qualen erlitten, der den Armen, den Elenden und Sklaven besonders hold und sie zu erquicken, zu trösten und mit allen, die ihnen einst teuer gewesen, zusammenzuführen bereit sei.

Das „Kommet her zu mir" klang ihm wieder und immer wieder so heimlich und warm ans Herz, daß er dabei erst an seine Mutter denken mußte, die ihm manchmal, als er noch ein Kind war, gerufen hatte, um ihn, wenn er auf sie zugeeilt war, in den weit geöffneten Armen aufzufangen und ans Herz zu ziehen. Ebenso hatte er es mit seinem kleinen verstorbenen Sohne mehr als einmal gemacht, und die Empfindung, daß es jemanden geben könnte, der ihn, den verlassenen, einsamen Mann, liebreich zu sich heranrufen könnte, um ihn von seinem Leid zu erlösen, um ihn mit seiner Mutter, seinem Vater

und den in der fernen verlorenen Heimat zurückgebliebenen Lieben wieder zu vereinigen, nahm seinem Kummer die Hälfte der Bitterkeit.

Er war gewohnt, auf alles zu hören, was in des Kaisers Nähe gesprochen wurde, und hatte von Jahr zu Jahr mehr davon verstehen gelernt.

Oft war über die Christen geredet worden, und zwar gewöhnlich als von irregeleiteten und gefährlichen Thoren.

Es hieß auch von mehreren seiner Mitsklaven, sie wären christliche Narren; manchmal aber hatten besonnene Männer und zuzeiten sogar Hadrian selbst für die Christianer Partei genommen.

Jetzt hatte Mastor zum erstenmale aus ihrem eigenen Munde gehört, was sie glaubten und hofften, und während er seinen Dienst verrichtet, hatte er es kaum erwarten können, den alten Pflasterleger wiederum aufzusuchen, ihn zu befragen und die Hoffnungen, die seine Worte in ihm erweckt hatten, von ihm bestätigt zu hören.

Sobald Hadrian mit Antinous das Wohngemach betreten hatte, war Mastor auf den Hof zu den Christen zurück geeilt. Dort hatte er mit dem Aufseher ein Gespräch über seinen Glauben anzuknüpfen versucht; aber der Alte ihm nur erwidert, alles habe seine Zeit. Jetzt dürfe die Arbeit nicht unterbrochen werden. Nach Untergang der Sonne möge er wiederkommen. Dann würde er ihm von Demjenigen reden, der verheißen habe, die Leidtragenden zu erquicken.

Von da an hatte Mastor nicht mehr an Flucht gedacht.

Als er wieder vor seinen Gebieter trat, lag ein so sonniger Glanz in seinen blauen Augen, daß Hadrian die scheltenden Worte, die er für ihn bereit hielt, unausgesprochen ließ und, indem er auf ihn hinwies, Antinous lachend zurief:

„Ich glaube, der Schelm hat sich schon getröstet und ein neues Weibchen gefunden. Laß auch uns, so gut es gehen will, dem Horaz folgen und den heutigen Tag genießen. Die Zukunft gehen zu lassen, wie sie mag, kann sich der Dichter erlauben, ich nicht; denn leider bin ich ja Kaiser."

„Rom weiß den Göttern Dank, daß Du es bist," entgegnete Antinous.

„Was der Junge manchmal für gute Worte findet," lachte Hadrian und strich dem Liebling über die braunen Locken. „Jetzt arbeite ich bis Mittag mit Phlegon und Titianus, den ich erwarte, und dann wird es vielleicht etwas zu lachen geben. Frage den langen Bildhauer hinter den Schranken, zu welcher Stunde Balbilla ihm zu seiner Büste zu sitzen gedenkt. Man muß die Arbeiten des Baumeisters und der alexandrinischen Künstler auch bei Tage betrachten; das haben sie mit ihrem Eifer verdient."

Hadrian begab sich in das Gemach, woselbst sein Geheimschreiber die aus Rom und der Provinz eingelaufenen Briefe und Schriften, die der Kaiser zu lesen und zu unterschreiben hatte, für ihn bereit hielt.

Antinous blieb allein in dem Wohngemach zurück und schaute eine Stunde lang den Schiffen zu, die in dem Hafen vor Anker gingen oder die Rhede verließen, und freute sich an den schnellen Booten, die, wie Wespen

die reifen Früchte, die großen Fahrzeuge umschwärmten. Dann hörte er auf den Gesang der Matrosen und das des Flötisten, der den Takt des Ruderschlags auf dem Dreiruderer leitete, der eben den kaiserlichen Privathafen dicht unter ihm verließ. Auch die reine Bläue des Himmels und die Wärme des schönen Morgens erfreute ihn, und er fragte sich, ob der leichte, den Hafen umwehende Teergeruch angenehm sei oder nicht.

Als die Sonne höher stieg, blendete ihn ihr grelles Licht.

Gähnend zog er sich von dem Fenster zurück, streckte sich auf einem Polster aus und schaute gedankenlos und ohne sich um die Gegenstände zu kümmern, die die verblichenen Gemälde an der Decke des Zimmers darstellten, zu ihnen hinauf.

Der Müßiggang war längst die Thätigkeit seines Lebens geworden; aber so sehr er sich auch an ihn gewöhnt hatte, empfand er doch noch manchmal seinen grauen Schatten, die Langeweile, als eine widerwärtige, störende Beeinträchtigung der Lebensluft.

Gewöhnlich dachte er in solchen einsamen Stunden müßiger Träumerei an die Seinen in Bithynien, von denen er vor dem Kaiser nicht reden durfte, oder auch an Jagdzüge, die er mit Hadrian unternommen hatte, an erlegtes Wildbret, an Fische, die er, ein guter Angler, erbeutet hatte, oder dergleichen.

Was die Zukunft bringen würde, kümmerte ihn nicht; denn Schaffensluft, Ehrgeiz und alles, was einer leidenschaftlichen Regung gleich sah, war bis dahin seiner Seele fremd geblieben.

Die Bewunderung, die seine Schönheit überall er-

regte, freute ihn nicht, und manchmal war es ihm zu Mut, als lohne es sich nicht, ein Glied zu rühren oder Atem zu holen.

Fast alles, was er sah, war ihm völlig gleichgiltig, nur nicht ein gutes Wort aus dem Munde des Kaisers, der ihm über alles Menschenmaß groß zu sein schien, den er fürchtete wie das Schicksal und mit dem er sich doch verbunden fühlte wie die Blume mit dem Baum, die sterben muß, wenn man den Stamm vernichtet, an dem sie wie ein freundlicher Zierat flattert.

Als er sich heute auf dem Diwan ausstreckte, nahmen seine Träumereien eine neue Richtung.

Er mußte des blassen Mädchens gedenken, das er vor den Zähnen des Molossers gerettet, der weißen, kalten Hand, die sich einen Augenblick um seinen Hals geschlungen, und der kühlen Worte, mit denen sie ihn dann zurückgewiesen hatte.

Antinous begann sich mächtig nach Selene zu sehnen, derselbe Antinous, dem in allen Städten, die er mit dem Kaiser besuchte, und besonders zu Rom, die gefeierten Schönen Blumensträuße und zärtliche Briefe zutragen ließen, und der doch, seitdem er die Heimat verlassen, noch nie für ein weibliches Wesen auch nur halb so große Teilnahme empfunden hatte wie für das Jagdpferd, das ihm der Kaiser geschenkt, oder für den großen Molosser.

Wie atmender Marmor kam dieses Mädchen ihm vor. Vielleicht mußte derjenige sterben, den sie an die kühle Brust schloß; aber solcher Tod mußte wonnevoll sein, und es schien ihm tausendmal seliger, mit erstarrtem Blut als durch überschnelle Schläge des Herzens zu Grunde zu gehen.

„Selene," murmelten ſeine Lippen mehrmals mit leiſem Beben; eine ſeinem ſtillen Weſen fremde, ſich durch all ſeine Glieder fortpflanzende Unruhe bemächtigte ſich ſeiner, und er, der ſonſt ſtundenlang, ohne ſich zu regen, auf einem Polſter ausgeſtreckt liegen und träumen konnte, ſprang jetzt vom Lager in die Höhe und durchmaß tief atmend mit langen Schritten das Gemach.

Leidenſchaftliche Sehnſucht nach Selene trieb ihn auf und nieder, und der Wunſch, ſie wiederzuſehen, härtete ſich zum Vorſatz und trieb ihn an, emſig auf Mittel und Wege zu ſinnen, ſie vor der Rückkehr des Kaiſers wieder zu ſehen.

Ohne weiteres in die Wohnung ihres empörten Vaters zu dringen, ſchien ihm unmöglich, und doch war er gewiß, ſie dort zu finden; denn ihr verletzter Fuß hielt ſie ſicher im Hauſe zurück.

Sollte er den Verwalter wieder um Brot und Salz angehen?

Aber in Hadrians Namen durfte er nach dem Auftritte, der vor kurzem hier ſtattgefunden hatte, Keraunus um nichts erſuchen.

Sollte er hingehen und ihr einen neuen Krug an Stelle des zerbrochenen bringen? Das würde den hochmütigen Mann von neuem empören.

Sollte — ſollte — ſollte er nicht. Nein, dies alles war völlig unmöglich! Aber das, das, ja das war das Rechte!

In ſeinem Salbenkaſten ſtanden einige Eſſenzen, die ihm der Kaiſer gegeben. Von dieſen wollte er ihr eine anbieten, um ſie, mit Waſſer verdünnt, auf den kranken Fuß zu legen.

Dieſe That des Mitleids konnte auch ſein Gebieter, der ſelbſt ſeine Kenntniſſe in der Heilkunſt gern an Kranken erprobte, nicht mißbilligen.

Sogleich rief er Maſtor und befahl ihm, den Moloſſer, der ihm bei ſeinen Wanderungen durch das Zimmer gefolgt war, zu hüten; dann ging er in ſein Schlafgemach, nahm dort ein Fläſchchen von äußerſt koſtbarem Stoff, das ihm Hadrian an ſeinem letzten Geburtstage geſchenkt und das früher Plotina, die Gattin Trajans, beſeſſen hatte, und begab ſich in die Wohnung des Verwalters. Bei den Stufen, auf denen er Selene gefunden hatte, begegnete er dem ſchwarzen Sklaven mit einigen Kindern.

Der Alte war aus Furcht vor der Dogge des Römers hier ſitzen geblieben.

Antinous trat zu dem Sklaven heran und bat ihn, ihn zur Wohnung ſeines Herrn zu führen.

Der Neger ging ihm ſogleich voran, öffnete die Thür des Vorgemachs und ſagte, indem er mit dem Finger nach dem Wohnzimmer wies:

„Dort! Aber Keraunus iſt ausgegangen.“

Ohne ſich weiter um Antinous zu kümmern, ging der Sklave zu den Kindern zurück. Jetzt blieb der Bithynier unſchlüſſig mit ſeinem Fläſchchen ſtehen; denn außer der Stimme Selenes hörte er auch die eines andern Mädchens und die tiefere eines Mannes.

Er zauderte noch, als ihn die laute Frage Arſinoes: „Wer kommt da?“ zu weiterem Vorſchreiten nötigte.

In dem Wohngemache ſtand Selene in einem langen, hellen Gewande und mit dem Schleier über dem Haupte, wie zum Ausgehen gerüſtet; ihre jüngere Schweſter aber

ſchwebte ſo, daß nur ihre Fußſpitzen den Erdboden berührten, an dem Rand eines Tiſches, auf dem viele altertümliche Dinge lagen.

Vor ihr ſtand ein phöniziſcher Herr in mittleren Jahren, der einen ſchön geſchnitzten Becher in der Hand hielt. Er ſchien mit der Jungfrau um ihn zu handeln.

Keraunus hatte ſich heute wiederum zu einem Kunſthändler begeben, ihn aber nicht zu Hauſe getroffen und in ſeinem Magazin die Aufforderung zurückgelaſſen, Hiram möge ihn in ſeiner Wohnung auf der Lochias beſuchen; denn er könnte ihm dort wertvolle Seltenheiten zeigen.

Der Phönizier war vor der Heimkehr des Verwalters, der in einer Sitzung des Rates feſtgehalten wurde, bei Keraunus eingetreten, und Arſinoe zeigte ihm jetzt die Schätze ihres Vaters, deren Vorzüge ſie mit großer Beredſamkeit hervorhob.

Leider that Hiram nicht viel höhere Gebote als der geſtern abend von dem Verwalter ſo übel heimgeſandte Gabinius.

Selene war von vorn herein des Mißerfolges gewiß geweſen und wünſchte dem Handel bald ein Ende zu machen; denn die Stunde nahte, in der ſie ſich mit Arſinoe in die Papyrusfabrik begeben mußte. Der Weigerung der Schweſter, ſie zu begleiten, und der Bitte der Sklavin, wenigſtens heute ihren Fuß zu ſchonen, hatte ſie ein trotziges: „Ich gehe!“ entgegengeſetzt.

Das Erſcheinen des Jünglings verſetzte die Mädchen in einige Unruhe.

Selene erkannte ihn ſogleich, Arſinoe fand ihn ſchön, aber linkiſch; der Kunſthändler aber ſah ihn voller Bewunderung an und bot ihm zuerſt ſeinen Gruß.

Antinous erwiderte ihn, verneigte ſich höflich vor den Schweſtern und ſagte dann, indem er ſich an Selene wandte:

Wir hörten, Du wäreſt am Kopfe verwundet und Dein Fuß ſei beſchädigt, und weil wir doch an Deinem Unfall ſchuld ſind, möchten wir Dir dies Fläſchchen anbieten, das ein gutes Mittel gegen ſolche Schäden enthält."

„Ich danke Dir," entgegnete die Jungfrau; „aber ich fühle mich wieder ſo gut, daß ich gleich auszugehen verſuche."

„Das ſollteſt Du nicht thun," bat Antinous dringend.

„Ich muß," verſetzte Selene entſchieden.

„So behalte wenigſtens das Fläſchchen, um ſpäter Umſchläge zu machen. Zehn Tropfen gießt Du in einen Becher mit Waſſer."

„Ich kann es verſuchen, wenn ich zurück bin."

„Thu es, und Du wirſt ſehen, wie heilſam es iſt. Du biſt uns doch nicht mehr böſe?"

„Nein."

„Das freut mich!" rief er und ſchaute Selene mit den großen Träumeraugen voll ſtiller Leidenſchaft an.

Ihr mißfiel dieſer Blick, und kühler als vorher frug ſie den Bithynier:

„An wen geb' ich dies Fläſchchen zurück, wenn ich ſeinen Inhalt benützte?"

„Behalte es, bitte," bat Antinous. „Es iſt ſchön und gewinnt doppelten Wert für mich, wenn Du es beſitzeſt."

„Hübſch iſt es; aber ich mag keine Geſchenke."

„So zerſchlag' es, wenn Du es gebrauchteſt. Du

haſt uns den ſchlimmen Streich der Dogge doch nicht verziehen, und es thut uns ſo herzlich leid, daß unſer Hund . . ."

„Ich zürne Dir nicht. — Arſinoe, gieße doch die Arznei in ein Schälchen."

Die jüngere Tochter des Verwalters that ſogleich, wie ihr geheißen, und als ſie dabei bemerkte, wie hübſch das Fläſchchen war und in wie vielen Farben es ſpielte, ſagte ſie unbefangen:

„Wenn meine Schweſter es nicht will, ſo ſchenke es mir. Wie kann man nur um ein Nichts ſolch Aufhebens machen, Selene!"

„So nimm es," verſetzte Antinous und ſchaute ängſtlich zu Boden; denn jetzt kam ihm auf einmal in den Sinn, wie hoch der Kaiſer dies kleine Gefäß geſchätzt hatte, und daß er ihn vielleicht ſpäter einmal darnach fragen könnte.

Selene zuckte die Achſeln und rief, indem ſie den Schleier über die Stirn zog, der Schweſter mit einem unzufriedenen Blicke zu:

„Es iſt hohe Zeit."

„Ich mag heute nicht," entgegnete Arſinoe trotzig, „und es iſt Unſinn, daß Du mit Deinem geſchwollenen Fuß eine Viertelſtunde lang gehen willſt."

„Es wäre beſſer, wenn Du Dich ſchonteſt," ſagte der Kunſthändler höflich, und Antinous fügte beſorgt hinzu:

„Wenn ſich Dein Leiden verſchlimmert, ſo verſchärfſt Du den Vorwurf, den wir uns machen."

„Ich muß gehen," entgegnete Selene entſchieden, „und Du kommſt mit mir, Schweſter."

Dieſe Worte ſprach ſie nicht aus Eigenſinn, nein, herbe Notwendigkeit drängte ſie ihr auf die Lippen.

Sie durfte heute in der Papyrusfabrik nicht fehlen; denn der Wochenlohn für Arſinoe und ihre eigene Arbeit ſollte ausgezahlt werden. Außerdem blieben morgen und vier andere Tage die Werkſtätten und Kaſſen geſchloſſen; denn der Kaiſer hatte dem reichen Beſitzer der Fabrik zugeſagt, ſie zu beſuchen, und zu Ehren Hadrians ſollte viel Schadhaftes in den alten Räumen hergeſtellt und mancherlei Zierat an dem ſchmuckloſen Hauſe angebracht werden.

Heute von der Werkſtätte fern bleiben, hieß nicht nur den Lohn einer Woche, ſondern den von zwölf Tagen einbüßen; denn es war den Arbeitern eröffnet worden, daß ihnen als Zeichen der Freude über den kaiſerlichen Beſuch, der volle Sold für die freie Zeit ausgezahlt werden ſollte; Selene aber brauchte Geld für die Erhaltung der Ihren und mußte darum auf ihrem Willen beſtehen.

Als ſie ſah, daß Arſinoe keine Miene machte, ihr zu folgen, frug ſie ſie noch einmal mit ſtrengem Ernſt:

„Wirſt Du kommen? Ja oder nein!“

„Nein,“ rief Arſinoe trotzig und ſetzte ſich feſter auf den Tiſchrand.

„So ſoll ich allein gehen?“

„Hier bleiben ſollſt Du!“

Selene trat noch einmal näher auf die Schweſter zu und ſchaute ſie fragend und vorwurfsvoll an.

Aber Arſinoe beſtand auf ihrem Willen.

Wie ein ſchmollendes Kind verzog ſie den Mund, ſchlug mit den Handflächen, auf die ſie ſich geſtützt hatte, dreimal auf den Tiſch und rief ihr ebenſo oft „Nein“ zu. Da winkte Selene der alten Sklavin, befahl ihr,

in dem Wohnzimmer zu bleiben, bis der Vater zurückkehren würde, grüßte den Kunſthändler freundlich, Antinous nur mit einer gleichgiltigen Neigung des Kopfes, und verließ das Zimmer.

Der Jüngling folgte ihr und traf mit ihr bei den Kindern zuſammen. Sie zog ihnen die Kleidchen zurecht und gebot ihnen, wegen des böſen Hundes dem Gange fern zu bleiben.

Antinous ſtrich dem kleinen blinden Helios über den hübſchen Lockenkopf und fragte Selene, als ſie ſich anſchickte, die Treppe hinan zu ſteigen:

„Darf ich Dir helfen?“

„Ja,“ lautete die Antwort; denn ſchon auf der erſten Stufe empfand ſie einen ſtechenden Schmerz im Fuße und hielt dem jungen Mann den Ellenbogen hin, damit er ihn ſtütze.

Ihre Entgegnung wäre anders ausgefallen, wenn ſie auch nur das Geringſte für den Liebling des Kaiſers empfunden hätte; aber ſie hatte das Bild eines andern Mannes im Herzen und ſah nicht einmal, daß Antinous ſchön war.

So ſchnell hatte das Herz des Bithyniers noch nie geſchlagen, wie während der kurzen Augenblicke, in denen es ihm jetzt geſtattet war, Selenes Arm zu berühren.

Er fühlte ſich wie berauſcht, aber er nahm dennoch wahr, daß ſie Schmerzen litt, während ſie die wenigen Stufen der kleinen Treppe hinanſtieg.

„Bleibe doch heute zu Hauſe und ſchone Dich,“ bat er noch einmal mit unſicherer Stimme.

„Ihr langweilt mich,“ antwortete ſie verdroſſen. „Ich muß gehen und hab' es nicht weit.“

„Darf ich Dich begleiten?“

Da lachte sie auf und entgegnete mit leisem Hohn in der Stimme:

„Gewiß nicht! Führe mich nur durch den Gang, damit der Hund mich nicht wieder anfällt; dann gehe, wohin Du willst, nur nicht mit mir.“

Er gehorchte, und als er ihr da, wo der Gang an einen größeren Saal stieß, „Lebewohl“ sagte, dankte sie ihm mit einigen freundlichen Worten.

Es gab zwei Wege, um aus des Vaters Wohnung ins Freie zu gelangen. Der eine führte durch den Rundellplatz mit den Köpfen der ptolemäischen Frauen über viele Terrassen treppauf treppab in den ersten Hof, der andere in ebener Fläche durch die Zimmer und Säle des Palastes.

Sie mußte den letzteren wählen, weil es ihr unmöglich gewesen wäre, mit dem schmerzenden Fuße ohne Hilfe viele Stufen zu erklimmen und von ihnen niederzusteigen; doch sie entschied sich ungern für diesen Weg; denn sie wußte, wie viele Männer gerade hier mit Erneuerungsarbeiten beschäftigt waren.

Um sicher zu gehen, nahm sie sich vor, ihren Gespielen zu bitten, sie durch die Scharen der Werkleute und rohen Sklaven bis zum Hause seiner Eltern zu führen.

Auch dieser Entschluß war ihr nicht leicht; denn seit dem Nachmittage, an dem Pollux die Büste der Mutter ihrer Schwester Arsinoe eher als ihr gezeigt hatte, grollte sie dem Bildhauer, dem sich noch jüngst die ermattete, liebesarme Seele weit, weit geöffnet hatte. Und ihr Groll hatte sich nicht vermindert, sondern war mit der Zeit gewachsen.

Ja, zu jeder Stunde des Tages und bei allem, was sie that, mußte sie sich wiederholen, daß sie Grund habe, ihm gram zu sein.

Sie hatte ihm ein zweitesmal zum Modell gedient, mehrmals mit ihm geredet und bei ihrem letzten Abschied versprochen, ihm heute abend noch einmal zu gestatten, den Faltenwurf ihres Mantels zum Vorbild zu nehmen.

Wie sehnlich hatte sie das neue Beisammensein mit Pollux erwartet, wie besonders liebenswert war er ihr bei jeder neuen Begegnung erschienen, wie lebhaft wußte auch er seiner Freude Ausdruck zu geben, so oft er sie sah.

Von vielerlei, auch von Liebe hatten sie miteinander geredet, und wie eifrig war er geworden, als er ihr die Versicherung erteilte, um glücklich zu sein, fehle ihr nichts als ein guter Mann, der sie, wie sie es verdiene, auf den Händen tragen würde. Dabei hatte er auf seine großen Finger geschaut, sie aber war rot geworden und hatte gedacht, daß sie, wenn er nur wollte, gern den Versuch wagen würde, das Leben an seiner Seite froh zu genießen.

Es wollte ihr scheinen, als gehörten sie beide zusammen, als wäre sie für ihn und er für sie geboren.

Warum hatte er nun gestern das Bild ihrer Mutter Arsinoe eher gezeigt als ihr?

Jetzt wollte sie ihn fragen, ob er es für sie oder für ihre Schwester auf dem Rundplatze aufgestellt habe, und ihm ihre Unzufriedenheit zu fühlen geben.

Sie mußte ihm auch mitteilen, daß sie heute abend nicht wieder Modell stehen könnte. Schon um des Fußes willen war dies unmöglich.

Mit steigendem Schmerz überschritt sie die Schwelle

der Muſenhalle und näherte ſich den Schranken, die den Geſpielen verbargen.

Er war nicht allein; denn es wurde in dem Verſchlage geſprochen, und kein Mann, ſondern eine Frau leiſtete ihm Geſellſchaft; ſie hörte ſchon von weitem ihr heiteres Lachen.

Als ſie dann neben den Schranken ſtand, um Pollux zu rufen, erhob das Weib, das er jetzt gewiß als Modell benutzte, die Stimme noch lauter als vorher und rief luſtig:

„Aber das iſt ſtark. An die Stelle meiner Zofe ſoll ich Dich ſetzen! Was ſich doch ſolch ein Künſtler herausnimmt.“

„Sage Ja,“ bat er mit derſelben gemütvoll heiteren Stimme, die ihr mehr als einmal das Herz umſtrickt hatte. „Du biſt wunderſchön, Balbilla; wenn Du mich aber gewähren ließeſt, ſo könnteſt Du noch viel ſchöner ſein, als Du biſt.“

Wieder erſcholl ein munteres Gelächter hinter den Schranken.

Sein heller Ton mußte der armen Selene wohl ſehr wehe gethan haben; denn ſie hob die Schultern hoch in die Höhe und verzog das ſchöne Geſicht, als ob ſie einen großen Schmerz erdulde, während ſie an den Schranken des mit ſeiner Schönen tändelnden Geſpielen vorbei und dann über den Hof auf die Straße hinkte.

Was marterte die Arme ſo ſchwer? Die Not ihres Hauſes, ihr körperliches Leid, das ſich mit jedem neuen Schritte vermehrte, oder ihr erſtarrendes, wundes, um ſeine jung erblühte, ſchönſte und letzte Hoffnung betrogenes Herz?

Sechzehntes Kapitel.

Wenn Selene sonst auf die Straße trat, schaute ihr mancher Mann mit Bewunderung nach; heute aber bildeten nur zwei Gassenbuben ihr Gefolge. Sie riefen fortwährend „Klipp, klapp!“ hinter ihr her. Dazu reizte die erbarmungslosen Gesellen die locker angeschnallte Sohle an des Mädchens krankem Fuße, die bei jedem seiner Schritte auf das Pflaster schlug.

Während Selene so unter grausamen Schmerzen der Papyrusfabrik näher kam, kehrten Freude und Glück bei Arsinoe ein; denn kaum hatte ihre Schwester mit Antinous die Wohnung ihres Vaters verlassen, als der Kunsthändler Hiram sie bat, ihm das Fläschchen zu zeigen, das der schöne junge Mann ihr soeben geschenkt hatte.

Aufmerksam wandte es der Kaufmann im Lichte der Sonne nach allen Seiten, prüfte seinen Klang, fuhr mit dem Stein in seinem Ringe darüber hin und murmelte dann in leisem Selbstgespräch: „Vasa Murrhina.“

Arsinoes scharfen Ohren entging dieses Wort nicht, und sie wußte durch den Vater, daß die kostbarsten von allen Ziergefäßen, mit denen reiche Römer ihre Prunk-

gemächer ſchmückten, Vaſa Murrhina wären. Darum erklärte ſie ihm ſogleich, daß ſie wiſſe, wie hohe Summen man für ſolche Fläſchchen zahle, und daß ſie ihm das ihre keinenfalls billig verkaufe. Da begann er zu bieten. Lachend verlangte ſie den zehnfachen Preis, und nach einem zwiſchen dem Kunſthändler und dem Mädchen bald heiter, bald mit großem Ernſte ausgefochtenen Streite ſagte der Phönizier:

„Zweitauſend Drachmen; keinen Seſterz mehr.“

„Das iſt gewiß noch lange nicht genug; aber da haſt Du's.“

„Einer weniger ſchönen Verkäuferin hätte ich kaum die Hälfte bewilligt.“

„Und ich laß es Dir nur, weil Du ſolch ein artiger Mann biſt.“

„Das Geld ſchicke ich vor dem Untergange der Sonne.“

Dieſe Worte machten das Mädchen, das vor Ueberraſchung und Freude ſtrahlte und dem kahlköpfigen Kaufmann oder ihrer noch weniger ſchönen Sklavin und am liebſten der ganzen Welt gern um den Hals gefallen wäre, bedenklich; denn der Vater kam gewiß bald nach Hauſe, und ſie verhehlte ſich nicht, daß er ihr Thun mißbilligen und wahrſcheinlich dem jungen Manne ſein Fläſchchen und dem Kunſthändler ſein Geld zurückſchicken würde. Sie ſelbſt hätte den Fremden niemals um das Gefäß gebeten, wenn ihr die Höhe ſeines Wertes bekannt geweſen wäre, aber nun gehörte es ihr einmal, und gab ſie es wieder fort, ſo geſchah damit niemand ein Gefallen, wahrſcheinlich hätte ſie den Fremden nur beleidigt und ſich dazu ſelbſt um das größte Vergnügen gebracht, auf das ſie ſich jemals gefreut.

Was war nun zu thun?

Immer noch saß sie auf dem Tische, hielt die Spitze ihres linken Fußes mit der rechten Hand gefangen und schaute in dieser verwegenen Stellung so ernst zu Boden, als ob sie einen Gedanken oder ein Auskunftsmittel aus den Figuren auf dem Estrich herauszulesen versuche.

Der Kunsthändler ergötzte sich einen Augenblick an ihrer Verlegenheit, die ihr reizend stand, und wünschte seinen Sohn, einen jungen Maler, an seine Stelle; endlich aber brach er das Schweigen und sagte:

„Dein Vater wäre vielleicht mit unserem Handel nicht einverstanden, und doch wünschest Du für ihn das Geld zu erlangen?"

„Wer sagt das?"

„Böte er mir wohl seine Schätze, wenn er keines bedürfte?"

„Es ist nur — ich kann nur —" stammelte Arsinoe, die wenig geübt im Lügen, „ich möchte ihm nur nicht gestehen —"

„Ich sah ja, wie unschuldig Du zu dem Fläschchen kamst," entgegnete der Kaufmann, „und Keraunus braucht von dem Dinge da gar nichts zu wissen. Denke Dir, Du hättest es zerbrochen und seine Scherben lägen da draußen im Meere. Auf welche von diesen Sachen legt Keraunus den geringsten Wert?"

„Auf dies alte Schwert des Antonius," gab das Mädchen zurück, dessen Züge sich wieder erhellten. „Er sagt, es sei doch wohl zu lang und zu schmal für das, was es vorstellen solle. Ich für mein Teil glaube, daß es gar kein Schwert ist, sondern ein Bratspieß."

„Zu diesem Zwecke laß ich es morgen in meiner

Küche verwenden," entgegnete der Kaufmann, „aber ich biete zweitausend Drachmen dafür, nehme es mit und sende den Betrag in einigen Stunden. Ist es recht so?"

Arsinoe ließ den Fuß fallen, glitt von dem Tische und klatschte erfreut in die Hände.

„Sag ihm nur," fuhr der Kaufmann fort, „ich könnte jetzt viel für dergleichen zahlen, weil sich der Kaiser gewiß nach Dingen umsehen würde, die Julius Cäsar, Marcus Antonius, Octavianus Augustus und andere große Römer in Aegypten gebraucht hätten. Die Alte da mag mir den Bratspieß nachtragen. Draußen wartet mein Sklave und soll ihn bis vor meine Küchenthür unter seinem Chiton verstecken; denn trägt er ihn unverdeckt, würden mich vorübergehende Kenner um den kostbaren Schatz beneiden, und vor mißgünstigen Blicken thut man wohl sich hüten."

Der Kunsthändler lachte, steckte das Fläschchen zu sich, gab der Alten das Schwert und nahm dann von dem Mädchen freundlichen Abschied.

Sobald Arsinoe allein war, lief sie in ihr Schlafgemach, um Schuhe anzuziehen, sich den Schleier überzuwerfen und in die Papyrusfabrik zu eilen.

Selene sollte wissen, welch unerwartetes Glück ihr und ihnen allen widerfahren, und dann wollte sie das arme Mädchen in einer Sänfte, die stets am Hafen zu finden war, nach Hause tragen lassen.

Es ging ja nicht immer friedlich, ja es ging oft recht stürmisch und unfriedlich her zwischen den Schwestern, was aber Arsinoe Bedeutendes begegnete, mochte es Gutes, mochte es Schlimmes sein, das mußte sie doch mit Selene teilen.

Ewige Götter, welche Luſt!

Sie durfte mitten unter den Töchtern der großen Bürger nicht weniger reich geſchmückt als eine von ihnen an dem Feſtzuge teilnehmen, es blieb noch ein hübſches Sümmchen für den Vater und die Geſchwiſter übrig, und mit der Arbeit in der Fabrik, die ſie anwiderte, die ihr verhaßt und gräßlich war, ſollt' es nun hoffentlich auf immer vorbei ſein.

Der alte Sklave ſaß noch mit den Kindern neben der Treppe.

Arſinoe hob jedes einzelne zu ſich herauf, gab ihm einen Kuß und flüſterte ihm ins Ohr:

„Heute abend gibt's Kuchen!"

Dem blinden Helios preßte ſie die Lippen auf beide Augen und ſagte:

„Du kannſt mit mir kommen, liebes Kerlchen. Ich nehme nachher für Selene eine Sänfte, und da ſetz' ich Dich mit hinein und Du wirſt wie ein reiches Herrlein nach Hauſe getragen."

Der kleine Blinde ſtrebte jubelnd zu ihr empor und rief: „Durch die Luft, durch die Luft, und nicht fallen!"

Als ſie ihn noch auf den Armen hielt, kam ihr Vater mit triefender Stirn und in großer Aufregung die Treppe herauf, die von dem Rundplatze zu dem Gange führt, und ſagte, nachdem er ſich das Antlitz getrocknet und ſchnaufend den nötigen Atem gewonnen:

„Draußen iſt mir der Kunſthändler Hiram mit dem Schwerte des Antonius begegnet. Du haſt es ihm für zweitauſend Drachmen verkauft, Du Närrin!"

„Aber, Vater," lachte Arſinoe, „Du hätteſt den

Bratſpieß für eine Paſtete und einen Schluck Wein hergegeben."

„Ich?" rief Keraunus, „den dreifachen Preis hätte ich für das ehrwürdige Andenken, das der Kaiſer mit Talenten aufwiegen wird, zu erzielen gewußt; aber verkauft iſt verkauft. Ich möchte Dich auch nicht vor dem Manne bloßſtellen und will Dich nicht ſchelten. Aber doch — doch! — Der Gedanke, das Schwert des Antonius nicht mehr zu beſitzen, wird mir ſchlafloſe Nächte bereiten."

„Wenn wir Dir heute abend ein gutes Stück Fleiſch vorgeſetzt haben, ſo kommt ſchon der Schlummer," entgegnete Arſinoe, nahm Keraunus das Tuch aus der Hand, trocknete ihm ſchmeichelnd damit die Schläfen und fuhr munter fort:

„Wir ſind jetzt reiche Leute, Vater, und werden den anderen Bürgermädchen zeigen, was wir vermögen."

„Ihr nehmt nun beide an dem Feſte teil," ſagte der Verwalter beſtimmt. „Der Kaiſer ſoll ſehen, daß ich zu ſeiner Ehre kein Opfer ſcheue, und wenn er euch bemerkt und ich meine Klage wegen des frechen Baumeiſters bei ihm anbringe . . ."

„Das mußt Du jetzt laſſen," bat Arſinoe, „wenn nur der Fuß der armen Selene bis dahin geſund iſt."

„Wo iſt ſie?"

„Ausgegangen."

„Dann wird es ja mit dem Fuße ſo ſchlimm nicht ſein. Sie kommt hoffentlich bald nach Hauſe."

„Vielleicht; ich wollte ſie eben mit einer Sänfte abholen."

„Sänfte?" fragte Keraunus erſtaunt. „Die zwei-

tauſend Drachmen haben dem Mädchen den Kopf verdreht!"

„Wegen ihres Fußes. Er that ihr ſo weh, als ſie fortging."

„Warum iſt ſie denn nicht zu Hauſe geblieben? Da wird gewiß wie gewöhnlich eine Stunde lang um einen halben Sefterz gehandelt, und ihr habt beide keine Zeit zu verlieren."

„Ich ſuche ſie gleich."

„Nein, nein, Du wenigſtens mußt hier bleiben; denn in zwei Stunden ſollen ſich die Frauen und Jungfrauen im Theater verſammeln."

„In zwei Stunden? Aber großer Serapis, was ziehen wir an?"

„Dafür zu ſorgen iſt Deine Sache," entgegnete Keraunus. „Ich werde mich ſelbſt der Sänfte bedienen, von der Du ſprachſt, und mich zu dem Schiffsbaumeiſter Tryphon tragen laſſen. Iſt da noch Geld in Selenes Schachtel?"

Arſinoe ging ſogleich in ihr Schlafgemach und ſagte, als ſie zurückkam: „Das iſt alles. Sechs doppelte Drachmen."

„Mit vieren hab' ich genug," entgegnete der Verwalter, ſteckte aber nach kurzem Beſinnen das ganze halbe Dutzend zu ſich.

„Was willſt Du bei dem Schiffsbauer?" frug Arſinoe.

„Im Rat," verſetzte Keraunus, „wurde ich wieder um euretwillen geplagt. Eine meiner Töchter, ſagte ich, wäre krank und die andere müſſe ſie pflegen; das ließ man nicht gelten und verlangte nach der geſunden. Nun

erklärte ich, ihr hättet keine Mutter mehr, wir lebten einsam für uns und es widerstünde mir, mein Kind allein, ohne Hüterin in die Versammlung zu schicken. Da sagte der Schiffsbauer Tryphon, es würde seiner Frau Vergnügen bereiten, Dich mit ihrer Tochter ins Theater zu führen. Das nahm ich auch halb und halb an, erklärte aber gleich, Du würdest nicht gehen wollen, wenn es Deiner älteren Schwester nicht besser ginge. Bestimmte Zusagen konnte ich nicht erteilen, Du weißt schon, weswegen."

„O, der brave Antonius und sein herrlicher Bratspieß!" rief Arsinoe. „Jetzt ist alles in Ordnung, und Du meldest uns bei dem Schiffsbauer an. Unsere weißen Gewänder sind noch ganz gut, aber einige Ellen neues hellblaues Band für mein Haar und rotes für das Selenes mußt Du unterwegs bei dem Phönizier Abibaal kaufen."

„Gut."

„Ich sorge schon für beide Kleider, aber freilich: wann müssen wir fertig sein?"

„In zwei Stunden."

„Weißt Du was, Väterchen?"

„Nun?"

„Unsere Alte ist halb blind und macht alles verkehrt. Erlaube mir, daß ich Frau Doris aus dem Thorwärterhäuschen zu Hilfe nehme. Sie ist so geschickt und freundlich und niemand bügelt so gut."

„Schweig," unterbrach der Thorhüter die Tochter voller Entrüstung. „Dies Volk wird nie wieder meine Schwelle betreten."

„Aber mein Haar; sieh nur, wie es aussieht!" rief Arsinoe erregt und wühlte mit den Fingern in ihrem

vollen Hauptſchmuck, den ſie dabei gewaltſam auseinanderzog. „Das da neu aufzubauen, mit Band neu zu durchflechten, unſere beiden Kleider zu bügeln und die Spangen darauf zu nähen, das brächte die Zofe der Kaiſerin in zwei Stunden nicht fertig.“

„Doris wird dieſe Schwelle nie überſchreiten,“ wiederholte Keraunus ſtatt jeder andern Antwort.

„So laß mir von dem Schneider Hippias eine Gehilfin ſchicken; aber das wird wieder Geld koſten.“

„Wir haben's und können's,“ entgegnete Keraunus ſtolz und murmelte, um ſeine Aufträge nicht zu vergeſſen, während er die Sänfte aufſuchte, fortwährend vor ſich hin: „Der Schneider Hippias, blaues Band, rotes Band, der Schiffsbaumeiſter Typhon.“

Die flinke Gehilfin des Schneiders half Arſinoe ihr und Selenes Gewand herrichten und wurde nicht müde, den ſchönen Glanz und die ſeidene Weichheit der Haare Arſinoes zu preiſen, während ſie ſie hoch aufbaute, mit Bändern durchflocht und am Hinterkopfe ſo zierlich unter dem Kamm drehte, daß ſie ihr als ein Buſch von artig geringelten, langen Locken über den Nacken und Rücken floſſen.

Als Keraunus zurückkehrte, ſah er mit wohlberechtigtem Stolz auf ſein ſchönes Kind.

Er war vergnügt und kicherte ſogar leiſe vor ſich hin, als er die Goldſtücke, die ihm der Diener des Kunſthändlers überbracht hatte, in Reihen legte und zählte.

Arſinoe trat ihm bei dieſer Beſchäftigung näher und fragte lachend: „Hiram hat mich doch nicht übervorteilt?“

Keraunus bat ſie, ihn nicht zu ſtören und erwiderte: „Bedenke! Des großen Antonius Waffe. Vielleicht dieſelbe, die er ſich in die Bruſt ſtieß. — Wo nur Selene bleibt?“

Zwei und drei halbe Stunden waren vergangen, und als auch die vierte längst begonnen hatte und seine älteste Tochter noch immer nicht kam, erklärte der Verwalter, sie müßten aufbrechen; denn es ginge nicht an, die Gattin des Schiffsbaumeisters warten zu lassen.

Es that Arsinoe aufrichtig leid, ohne die Schwester gehen zu müssen. Sie hatte Selenes Gewand so gut in stand gesetzt wie ihr eigenes, hatte es sorgfältig auf das Polster neben dem Mosaikgemälde gelegt und sich bei der Arbeit große Mühe gegeben. Noch niemals war sie allein auf die Straße getreten, und es schien ihr undenkbar, etwas allein, ohne die Gesellschaft der Abwesenden unternehmen und genießen zu sollen. Aber ihres Vaters Versicherung, man würde Selene auch noch später mit Freuden einen Platz unter den Jungfrauen anweisen, beruhigte das von froher Erwartung erfüllte Mädchen.

Zuletzt besprengte sie sich noch ein wenig mit der duftenden Essenz, deren sich Keraunus zu bedienen pflegte, bevor er in den Rat ging, und veranlaßte den Vater, der Sklavin zu befehlen, während ihrer Abwesenheit für die Kinder den versprochenen Kuchen zu kaufen.

Die Kleinen hatten sich alle um sie versammelt und bewunderten sie mit lautem „Ah“ und „O“ wie eine Ehrfurcht gebietende Erscheinung, der man nicht nahe treten und die man nicht anfassen darf.

Um des Haarschmucks willen beugte sie sich auch nicht wie sonst zu ihnen nieder.

Nur dem kleinen Helios streichelte sie die Locken und sagte: „Morgen geht's durch die Luft. Vielleicht erzählt Dir Selene nachher eine schöne Geschichte.“

Das Herz schlug ihr viel schneller als sonst, als sie

in die Sänfte ſtieg, die vor der Thorhüterwohnung auf ſie wartete.

Frau Doris freute ſich von fern an ihrem Ausſehen, und als Keraunus in die Straße trat, um auch für ſich eine Sänfte zu rufen, ſchnitt die Alte ſchnell die beiden ſchönſten Roſen von ihren Stöcken, huſchte aus ihrem Häuschen heraus und gab ſie, indem ſie den Zeigefinger auf den ſchelmiſch lächelnden Mund drückte, dem Mädchen in die Hand.

Wie im Traume kam Arſinoe zum Hauſe des Schiffsbaumeiſters und ins Theater. Zum erſtenmale erfuhr ſie auf dieſem Wege, daß Angſt und Freude in ein und demſelben Mädchenherzen neben einander Platz finden, und daß die eine die andere nicht hindert, ſich wacker zu regen.

Furcht und Erwartung beherrſchten ſie ſo ganz, daß ſie weder hörte noch ſah, was um ſie her vorging. Nur einmal vernahm ſie, wie ein bekränzter junger Mann, der Arm in Arm mit einem andern an ihr vorbeiging, ihr munter nachrief: „Es lebe die Schönheit!“

Von da an ſchaute ſie immerfort in den Schoß und auf die Roſen, die ihr Frau Doris geſchenkt.

Die Blumen erinnerten ſie an den Sohn der freundlichen Alten, und ſie fragte ſich, ob der lange Pollux ſie nicht vielleicht auch in ihrem Putze geſehen habe.

Das hätte ſie ſehr gefreut, und es wäre auch gar nicht unmöglich geweſen; denn Pollux ging gewiß, ſeit er auf der Lochias arbeitete, oft zu den Eltern.

Vielleicht hatte er die Roſen ſelbſt für ſie gepflückt und ſie ihr nur nicht wegen des Vaters zu überreichen gewagt.

Siebenzehntes Kapitel.

Der junge Bildhauer war nicht in dem Thorhüterhäuschen gewesen, als Arsinoe vorbeikam. An sie gedacht hatte er oft genug, seitdem er sie vor der Büste ihrer Mutter wiedergesehen; aber gerade an jenem Nachmittag war seine Zeit und sein Können von einem andern Mädchen in Anspruch genommen worden.

Balbilla hatte sich gegen Mittag auf die Lochias begeben, und zwar in Begleitung der würdigen Claudia, einer armen Senatorswitwe, die ihr, der reichen, vater- und mutterlosen Waise, seit mehreren Jahren als Ehrendame und Gesellschafterin zur Seite stand.

Zu Rom leitete diese Matrone den Hausstand Balbillas, und zwar mit ebenso großem Geschick wie Vergnügen. Aber sie war doch nicht völlig mit ihrem Lose zufrieden; denn die Reiselust ihrer Schutzbefohlenen zwang sie oft, die Hauptstadt zu verlassen, und es gab für sie außer Rom keinen Ort, in dem es sich zu leben lohnte.

Nach Bajae ins Bad zu gehen, im Winter einmal, um der Kälte des Januar und Februar zu entfliehen, an der ligurischen Küste einige Wintermonate zuzubringen, das ließ sie sich gefallen; denn dort war sie sicher,

wenn auch nicht Rom, so doch Römer wiederzufinden; aber dem Wunsche Balbillas, in einem schwankenden Meerschiffe das heiße Afrika aufzusuchen, das sie sich wie einen glühenden Ofen vorstellte, hatte sie entschiedenen Widerstand entgegengesetzt. Zuletzt war sie doch gezwungen worden, gute Miene zum bösen Spiel zu machen; denn die Kaiserin hatte dem Verlangen, Balbilla mit an den Nil zu nehmen, so entschiedenen Ausdruck gegeben, daß Widerspruch Ungehorsam gewesen wäre. Im stillen mußte sie sich auch sagen, daß ihr übermütiges und eigenwilliges Pflegetöchterchen — so nannte sie Balbilla am liebsten — auch ohne die Einmischung Sabinas den Willen durchgesetzt hätte.

Balbilla war in den Palast gekommen, um Pollux zu einer Büste zu sitzen.

Als Selene an den Schranken vorbeikam, die den Jugendgespielen und seine Arbeit ihren Blicken entzogen, war die würdige Matrone auf ihrem Polster entschlummert, und der Bildhauer mit allem Eifer bestrebt gewesen, der vornehmen Jungfrau zu beweisen, daß die Größe ihres Haarschmucks übertrieben sei und durch seine Masse die Wirkung der feinen Züge ihres Antlitzes beeinträchtige.

Er bat sie, sich zu erinnern, in wie einfacher Weise die großen Meister von Athen in den Blütentagen der plastischen Kunst den Haarschmuck anmutiger Frauen zu behandeln gelehrt hätten, und bot ihr an, ihr mit eigener Hand das Haar, wie es sich kleiden würde, zu ordnen, wenn sie morgen, bevor ihre Zofe das erste Löckchen gebrannt, zu ihm zurückkehrte. Heute, sagte er, würden die niedlichen Dingelchen doch wieder in ihre Rundung

zurückſpringen, wie die Feder an einer Fibula, die man auseinander gebogen.

Balbilla widerſprach ihm mit heiterer Lebendigkeit, verwahrte ſich gegen ſein Verlangen, ihr Zofendienſte zu leiſten, und verteidigte ihre Haartracht mit den Anforderungen der Mode.

„Aber dieſe Mode iſt unſchön, ungeheuerlich, ins Auge ſchlagend," rief Pollux. „Nicht um zu verſchönern, um aufzufallen, erdachten ſie eitle Römerinnen in müßigen Stunden."

„Durch mein Aeußeres aufzufallen," entgegnete Balbilla, „iſt mir zuwider. Gerade wenn man der Mode folgt, und wäre ſie noch ſo auffällig, macht man ſich weniger bemerkbar, als wenn man ihr trotzt und ſich gefliſſentlich viel ſchlichter, beſcheidener, kurz anders trägt, als ſie es gebietet. Wen hältſt Du für eitler, die modiſch gekleideten jungen Herren auf der kanopiſchen Straße, oder die cyniſchen Philoſophen mit dem zerzauſten Haar, dem künſtlich zerriſſenen Filz auf den Schultern und dem groben Knüttel in der ſchmutzigen Hand?"

„Die letzteren," gab Pollux zurück; „aber ſie ſündigen gegen die Geſetze der Schönheit, für die ich Dich gewinnen möchte und die jede Anforderung der Mode ſo ſicher überleben werden wie die homeriſche Ilias das Geleier eines Straßenſängers, der von der Mordthat erzählt, die geſtern unſere Stadt in Aufregung verſetzte. Bin ich der Erſte, der es verſucht, ein Bildnis von Dir zu formen?"

„Nein," lachte Balbilla, „fünf römiſche Künſtler haben ſich ſchon an dieſem Kopfe verſucht."

„Und iſt eine ihrer Büſten ſo ausgefallen, daß ſie Dir genügt?"

„Beſſer als herzlich ſchlecht hab' ich keine gefunden."

„So wird Dein hübſches Antlitz alſo in fünffältiger Verzerrung auf die Nachwelt kommen."

„O nein, ich ließ ſie alle zerſchlagen."

„Das war ihnen geſund," rief Pollux eifrig. Dann wandte er ſich mit einer natürlichen Bewegung ſeinem entſtehenden Bildwerke zu und redete es an: „Armer Thon. Wenn die ſchöne Dame, der du ähnlich gemacht werden ſollſt, das Chaos ihrer Locken nicht preisgibſt, ſo wird es Dir ganz gewiß wie Deinen fünf Vorgängern ergehen."

Bei dieſer Verheißung war die Matrone erwacht und fragte:

„Ihr ſprecht wohl von Balbillas zerſchlagenen Büſten?"

„Ja," entgegnete die Dichterin.

„Vielleicht wird dieſe hier ihnen folgen," ſeufzte Claudia. „Weißt Du auch, was ihr in dieſem Falle bevorſteht?"

„Nun?"

„Dieſe Jungfrau verſteht ſich ein wenig auf Deine Kunſt."

„Ich habe bei Ariſteas etwas ſtümpern gelernt," unterbrach ſie Balbilla.

„Aha, weil das durch den Kaiſer in Mode gekommen iſt, und es in Rom auffiele, ſich nicht mit Bildhauerei zu beſchäftigen."

„Vielleicht!"

„Und bei jeder fertigen Büſte," fuhr die Matrone fort, „verſuchte ſie, was ihr beſonders mißfiel, mit eigener Hand zu verändern."

„Ich arbeitete nur den Sklaven vor," fiel Balbilla

der Begleiterin ins Wort. „Meine Leute haben übrigens nach und nach eine gewisse Uebung im Zerschlagen erlangt.“

„So ist meinem Werke wenigstens ein schnelles Ende beschieden,“ seufzte Pollux. „Freilich; alles Entstehende kommt mit seinem Todesurteil auf die Welt.“

„Würde Dich ein schneller Untergang Deiner Arbeit kränken?“ frug Balbilla.

„Ja, wenn ich mein Werk für gelungen, nein, wenn ich es für verfehlt hielte.“

„Wer eine schlechte Büste aufbewahrt,“ sagte Balbilla, „trägt Sorge, daß eine unverdient schlechte Nachrede über ihn auf spätere Geschlechter kommt.

„Gewiß! Aber woher nimmst Du den Mut, Dich zum sechstenmal solcher schwer zu verwischenden Verleumdung auszusetzen?“

„Weil ich zerschlagen lassen kann, was mir beliebt,“ lachte das verwöhnte Mädchen. „Das Stillsitzen ist sonst nicht meine Sache.“

„Wahrhaftig nicht,“ seufzte Claudia. „Von Dir erwartet sie indes etwas Gutes.“

„Ich danke,“ versetzte Pollux, „und will mir alle Mühe geben, etwas zu stande zu bringen, das den Anforderungen entspricht, die ich an ein Marmorbildnis stelle, das erhalten zu werden verdient.“

„Und diese Anforderungen heißen?“

Einige Augenblicke dachte Pollux nach und entgegnete dann:

„Mir steht nicht immer das rechte Wort für das, was ich als Künstler empfinde, zur Verfügung. Ein plastisches Bildnis, das seinem Schöpfer genügen kann,

muß zwei Bedingungen erfüllen: es ſoll in äußerlich ähnlichen Formen der Nachwelt zeigen, was in dem dargeſtellten Menſchen ſteckte, und ferner derſelben Nachwelt vor Augen führen, was die Kunſt zu derjenigen Zeit, in der es hergeſtellt ward, zu leiſten vermochte."

„Das läßt ſich hören; aber Du vergißt Dich ſelbſt."

„Du meinſt meinen Ruhm?"

„Freilich."

„Ich arbeite für Papias und diene der Kunſt. — Das iſt mir genug. Der Ruhm fragt einſtweilen nicht nach mir und ich nicht nach ihm."

„Du wirſt aber doch auch meine Büſte mit Deinem Namen verſehen?"

„Warum nicht!"

„Weiſer Cicero!"

„Cicero?"

„Du kennſt wohl kaum die kluge Bemerkung des alten Tullius, daß die Philoſophen, die über die Eitelkeit des Ruhmes ſchreiben, dennoch ihren Namen auf ihre Bücher ſetzen."

„Ich verachte den Lorbeer nicht, aber ich will nichts erjagen, was mir nur dann Wert zu haben ſcheint, wenn es mir ungeſucht zufällt, weil es mir zufallen muß."

„Gut. Deine erſte Bedingung würde aber doch nur erfüllbar für Dich ſein, wenn es Dir gelänge, mein Denken, mein Empfinden, alles in allem mein ganzes inneres Weſen zu erkennen."

„Ich ſehe Dich an und rede mit Dir," entgegnete Pollux.

Claudia lachte laut auf und rief:

„Unterhalte Dich ſtatt zweimal zwei Stunden eben ſo viele Jahre mit ihr, und Du wirſt immer Neues an ihr entdecken. Keine Woche vergeht, in der ſie Rom nicht etwas zu raten aufgibt. Dieſer raſtloſe Tollkopf kommt niemals zur Ruhe; dafür aber bleibt ſich freilich dies goldene Herz immer und überall gleich.“

„Und Du glaubſt, daß mir das neu ſei?“ frug Pollux. „Den raſtloſen Geiſt meines Modells ſeh' ich auf ſeiner Stirn und an ſeinem Munde, und wie ſein Gemüt beſchaffen iſt, das verraten mir die Augen.“

„Und meine Stumpfnaſe?“ fragte Balbilla.

„Sie legt Zeugnis ab, daß Rom recht hat, wenn Deine wunderlich luſtigen Einfälle es in Erſtaunen verſetzen.“

„Vielleicht arbeiteſt Du doch nicht für den Hammer der Sklaven,“ lachte Balbilla.

„Und thäte ich's,“ entgegnete Pollux, „ſo bliebe mir immerhin die Erinnerung an dieſe angenehme Stunde.“

Der Baumeiſter Pontius unterbrach den Bildhauer und erſuchte Balbilla, ihn zu entſchuldigen, wenn er die Sitzung ſtöre. Pollux müſſe ſogleich etwas Wichtiges begutachten, werde aber in zehn Minuten wieder bei der Arbeit ſein.

Sobald die beiden Frauen allein waren, ſtand Balbilla auf und ſah ſich in der von Schranken begrenzten Werkſtätte des Bildhauers neugierig um; ihre Begleiterin aber ſagte:

„Ein artiger junger Mann, dieſer Pollux; doch etwas ungezwungen und überlebendig.“

„Ein Künſtler,“ entgegnete Balbilla und kehrte jedes Bild und Täfelchen mit den Zeichenſtudien des Bildhauers

um, hob das Tuch von dem Wachsmodell der Urania, prüfte den Klang der Laute, die an einer der Schranken hing, war bald hier, bald dort und blieb zuletzt vor einem großen, mit Tüchern fest umwickelten Thonstück in einer Ecke der Werkstätte stehen.

„Was mag das sein?“ frug sie Claudia.

„Gewiß ein halb vollendetes neues Modell.“

Balbilla betastete den vor ihr stehenden Körper mit den Fingerspitzen und sagte:

„Es scheint mir ein Kopf zu sein. Jedenfalls etwas Besonderes! Auf so fest verdeckten Schüsseln liegen oft die besten Gerichte. Enthüllen wir denn dies verschleierte Bildnis.“

„Wer weiß, was es ist,“ warnte Claudia, indem sie eine Schnur von den Tüchern löste, die die Büste verbargen. „Es gibt oft merkwürdige Sachen in solchen Werkstätten.“

„Ei was! Es ist nur ein menschliches Haupt; ich fühl' es,“ rief Balbilla.

„Aber man kann doch nicht wissen,“ fügte die Matrone hinzu und löste einen Knoten. „Diese Künstler sind so unbändige, unberechenbare Menschen.“

„Nimm Du diesen Zipfel, ich hebe hier,“ bat Balbilla, und einen Augenblick später schaute das Zerrbild der jungen Römerin, das Hadrian am letzten Abend geformt hatte, in seiner ganzen fratzenhaften Häßlichkeit der Dichterin entgegen.

Sie erkannte sich sogleich wieder und lachte im ersten Augenblick laut auf; je länger sie aber das Zerrbild betrachtete, desto ärgerlicher, verdrossener, empörter schaute sie drein.

Sie kannte ihr eigenes Antlitz Zug für Zug und wußte, was schön, was weniger schön an ihm war; dies Bildnis aber berücksichtigte nichts als das weniger Ansprechende, hob es schonungslos hervor und übertrieb es mit ausgesuchter Bosheit. Dieser Kopf war häßlich zum Erschrecken und dennoch der ihre. Während sie ihn auch von der Seite betrachtete, erinnerte sie sich der Eigenschaften, die Pollux aus ihren Zügen herauszulesen versichert hatte, und tiefe Empörung bemächtigte sich ihrer jungen Seele.

Ihr großer, unerschöpflicher Reichtum, der ihr jede ihrer Launen rücksichtslos zu befriedigen gestattete und ihr Bewunderung selbst für ihre Thorheiten sicherte, hatte sie doch nicht vor mancher Enttäuschung geschützt, die anderen Mädchen in bescheidener Lebensstellung erspart bleiben.

Ihre Güte und ihre offene Hand waren oft mißbraucht worden, auch von Künstlern, und das war gewiß, daß der Mann, der dieses Zerrbild geformt und sich an allem, was unschön an ihr war, so boshaft ergötzt hatte, nicht um ihrer selbst willen seine Kunst an ihr zu bewähren begehrte, sondern nur um des hohen Lohnes willen, den sie für ein schmeichelndes Bildnis zu zahlen vermochte.

Sie hatte Wohlgefallen an der frischen und freudigen Künstlernatur des jungen Bildhauers, seinem offenen Wesen und seiner ehrlichen Sprechweise gefunden. Sie war überzeugt gewesen, daß Pollux eher als ein anderer das auffassen würde, was ihrem in strengem Sinne nicht schönen Gesichte jenen eigentümlichen Zauber verlieh, den sie sich trotz des Zerrbildes, das da vor ihr stand, nicht abstreiten ließ.

Sie fühlte ſich um eine trübe Erfahrung reicher, empört und beleidigt.

Gewohnt, auch ihrem Mißfallen Ausdruck zu geben, rief ſie lebhaft und mit feuchten Augen:

„Das iſt ſchändlich, das iſt gemein! Meinen Umwurf, Claudia! Keinen Augenblick will ich dieſem Menſchen länger zur Zielſcheibe für ſeine plumpen, boshaften Späße dienen.“

„Es iſt nichtswürdig,“ rief die Matrone, „eine Jungfrau von Deinem Stande ſo zu verunglimpfen. Hoffentlich wartet die Sänfte draußen.“

Der Baumeiſter Pontius hatte die zürnenden Worte Balbillas gehört. Er war ohne Pollux, mit dem der Präfekt noch immer redete, in die Werkſtätte getreten und ſagte, indem er ſich Balbilla näherte, ernſt:

„Du haſt recht, empört zu ſein, edle Jungfrau. Dies Ding iſt eine Beleidigung von Thon, boshaft und dabei roh in jedem Zuge; aber Pollux hat es nicht gemacht, und es iſt nicht gut, zu verdammen, ohne zu prüfen.“

„Du verteidigſt den Freund,“ rief Balbilla.

„Auch für meinen Bruder würde ich nicht die Unwahrheit reden.“

„Wie der andere im Scherz, ſo weißt Du Dir im Ernſt das Anſehen redlicher Geſinnung zu geben.“

„Du biſt gereizt und nicht gewohnt, die Zunge zu zügeln,“ entgegnete der Baumeiſter. „Pollux, ich wiederhole es, hat dieſe Fratze nicht gemacht, ſondern ein Bildhauer aus Rom.“

„Welcher? Wir kennen ſie alle.“

„Ich darf ſeinen Namen nicht nennen.“

„Da haſt Du's. Gehen wir, Claudia.“

„Bleibe," ſagte Pontius entſchieden. „Wäreſt Du nicht Die, die Du biſt, ich ließe Dich gehen, wohin Du begehrſt mit Deinem Zorne und der doppelten Schuld auf der Seele, zwei wohlgeſinnten Männern unrecht gethan zu haben. Da Du aber des Claudius Balbillus Enkelin biſt, halte ich es für meine Pflicht, Dir zu ſagen: hätte Pollux dies Zerrbild gemacht, wär' er nicht mehr in dieſem Palaſte; denn ich würde ihn hinausgewieſen und dies Machwerk ihm nachgeworfen haben. Du ſiehſt mich verwundert an; denn Du weißt nicht, wer hier ſo mit Dir redet."

„Doch, doch," entgegnete Balbilla beruhigt; denn ſie war überzeugt, daß dieſer Mann, der wie aus Erz gegoſſen und mit zuſammengezogenen Augenbrauen vor ihr ſtand, die Wahrheit rede und irgend ein Recht beſitze, ſo ungewöhnlich entſchieden mit ihr zu ſprechen. „Doch! Du biſt der erſte Baumeiſter dieſer Stadt, von dem Titianus, nachdem wir Dich kennen gelernt hatten, uns Großes erzählte; aber wie ſoll ich mir Deine beſondere Teilnahme erklären?"

„Es iſt meine Pflicht, Dir zu dienen, — wenn es ſein muß, auch mit dem Leben."

„Du?" frug Balbilla befangen. „Ich ſah Dich geſtern zum erſtenmale."

„Und dennoch darfſt Du frei über alles, was ich bin und habe, verfügen; denn mein Großvater war der Sklave des Deinen."

„Ich weiß nicht," entgegnete Balbilla mit wachſender Verlegenheit.

„Sollte in Deinem Hauſe der Lehrer Deines edlen Großvaters, der alte Sophinus, völlig vergeſſen worden

ſein, den Claudius Balbillus freigab und der auch Deinem Vater Unterricht erteilte?"

„Gewiß, ganz gewiß nicht," rief Balbilla. „Er war ein herrlicher Mann und dazu ein großer Gelehrter."

„Meines Vaters Vater," ſagte der Baumeiſter.

„Alſo gehörſt Du mit zu unſerer Familie," rief Balbilla und ſtreckte ihm freudig die Hand hin.

„Dank für dies Wort," gab ihr Pontius zurück, „und nun noch einmal: Pollux hat nichts mit dieſem Machwerke zu thun."

„Nimm mir den Umwurf ab, Claudia," befahl das Mädchen; „ich fahre fort, dem jungen Künſtler zu ſitzen."

„Heute nicht; es würde der Arbeit nur ſchaden," entgegnete der Baumeiſter. „Laß den Verdruß, dem Du einen ſo heftigen Ausdruck gabſt — ich bitt Dich — in anderer Umgebung verklingen. Der Bildhauer darf nicht wiſſen, daß Du dies Machwerk geſehen haſt; es würde ihm die Unbefangenheit rauben. Kommſt Du mit beruhigter Seele und heiterer, von Anmut beſchränkter Lebendigkeit morgen wieder, dann kann Pollux ein Bildnis von Dir geſtalten, das der Großtochter des Claudius Balbillus gerecht wird."

„Und hoffentlich auch dem Enkel ſeines weiſen, unvergeſſenen Lehrers," ſagte das Mädchen, grüßte den Baumeiſter freundlich und ſchritt mit der Begleiterin dem Ausgange der Muſenhalle zu, bei dem ſie von einigen Sklaven erwartet wurde.

Pontius gab ihr ſchweigend bis zu ihren Dienern das Geleite. Dann kehrte er zu der Werkſtätte des Bildhauers zurück und band von neuem das Tuch feſt um das Zerrbild.

Als er aus den Schranken wieder hinaus in die Halle trat, eilte ihm Pollux entgegen und rief ihm zu:

„Der Baumeister aus Rom will Dich sprechen; — ein großartiger Mensch.“

„Balbilla ist abgerufen worden und läßt Dich grüßen,“ entgegnete Pontius. „Schaffe das Ding da fort, damit sie es nicht sieht. Es ist roh und abscheulich.“

Wenige Augenblicke später stand er vor dem Kaiser, der ihm seinen Wunsch zu erkennen gab, die Sitzung Balbillas ein wenig zu belauschen.

Als der Baumeister ihm mit der Bitte, Pollux den Vorfall zu verschweigen, erzählte, was sich hinter den Schranken zugetragen hatte und wie entrüstet sich die junge Römerin über ihr allerdings beleidigendes Zerrbild gezeigt habe, rieb Hadrian sich die Hände und lachte laut vor Vergnügen.

Pontius biß die Zähne auf einander und sagte dann ernst:

„Balbilla scheint mir eine heitere, aber edel gesinnte Jungfrau zu sein. Ich sehe keine Ursache, sie zu verlachen.“

Hadrian sah dem kühnen Baumeister scharf in die ernsten Augen, ließ ihm die Hand auf die Schulter fallen und entgegnete mit einem Anflug von Drohung in der tiefen Stimme:

„Das in meiner Gegenwart zu thun, würde Dir und jedem andern auch übel bekommen. Der Alte nimmt sich heraus, mit Kunstwerken zu spielen, die die Kinder nicht anrühren dürfen!“

Achtzehntes Kapitel.

Helene trat durch das Eingangsthor der unabsehbar langen Mauer von ungebrannten Ziegeln, die die weite Fläche umgab, auf der die Höfe, Wasserbehälter und Häuser standen, die zu der großen Papyrusfabrik des Plutarch gehörten, in der sie mit der Schwester zu arbeiten pflegte.

Sonst konnte sie ihr Ziel leicht in einer guten Viertelstunde erreichen, heute hatte sie mehr als viermal so lange gebraucht, und sie wußte selbst nicht, wie es ihr möglich geworden, sich trotz der großen Schmerzen, die sie erlitt, aufrecht zu erhalten und fortzuschreiten, zu hinken, zu taumeln.

An jeden Vorübergehenden hätte sie sich klammern, an jeden langsam dahinfahrenden Wagen, an jedes Lasttier, das an ihr vorbeizog, sich hängen mögen; — aber mitleidslos und ohne auf sie zu achten zogen Mensch und Tier die eigenen Wege.

Mancher Eilige stieß sie und schaute sich kaum um, wenn sie sich mit leisem Gestöhn hinter ihm zusammenzog und sich auf der nächsten Schwelle, einem Prellstein oder Warenballen niederließ, um die Augen zu trocknen

oder das hochgeſchwollene Fußgelenk leiſe mit der Handfläche zu drücken. Sie meinte, wenn ſie dies that, mit Hilfe des neuen Schmerzes die alte, gleichmäßige, unerträgliche Pein wenigſtens auf Minuten vergeſſen zu können.

Die Gaſſenbuben, welche ſie mit dem höhnenden „Klipp, klapp!“ verfolgt hatten, verließen ſie, nachdem ſie ſtetig fortzuwandern aufgehört hatte.

Eine Frau mit einem Kind auf dem Arm fragte ſie, als ſie ſich wieder, um auszuruhen, auf einer Thürſchwelle niederließ, was ihr fehle, ſchritt aber weiter, als Selene nur den Kopf ſchüttelte und ihr die Antwort ſchuldig blieb.

Einmal glaubte ſie erliegen zu müſſen; denn der Fußweg füllte ſich plötzlich mit lachenden Buben, neugierigen Männern und Frauen. — Der übermütige Verus kam auf ſeinem Wagen daher gefahren, und auf welchem Wagen!

Die Alexandriner waren gewohnt, viel Seltſames in den belebten Straßen ihrer volkreichen Stadt zu ſehen; dies Fuhrwerk zog aber dennoch alle Blicke auf ſich und erregte, wo es erſchien, Erſtaunen, Bewunderung, Heiterkeit und nicht am ſeltenſten bittern Spott.

Mitten auf dem vergoldeten Wagen ſtand der ſchöne Römer und lenkte vier breitgeſpannte Schimmel mit eigener Hand. Auf dem Kopfe trug er einen Kranz, ſchräg über die Bruſt hin zog ſich eine Roſenguirlande. Auf dem Trittbrette des Wagens ſaßen zwei reizende, als Amoretten aufgeputzte Kinder. Ihre Beinchen ſchaukelten ſich in der Luft, und in den kleinen Händen hielten ſie an langen goldenen Drähten weiße Tauben, die dem Geſpanne voraufflatterten.

Die einander drängende und treibende Menge stieß Selene schonungslos an eine Wand.

Statt dem seltsamen Aufzuge nachzuschauen, bedeckte sie, um ihre Züge ungesehen schmerzlich verziehen zu können, das Angesicht mit den Händen. Aber sie hatte doch den glänzenden Wagen, das goldene Geschirr der Schimmel und die Gestalt des übermütigen Mannes wie ein Traumbild, das ihr Schmerz dunkel umschleierte, an ihr vorübergleiten sehen, und dieser Anblick erweckte in ihrer von Pein und Jammer halb gelähmten Seele bittere Abneigung und den Gedanken, daß die Pferdezäume dieses Verschwenders genügen würden, sie und die Ihren ein ganzes Jahr lang vor Elend zu schützen.

Als das Fuhrwerk um die nächste Straßenecke bog und die Menge ihm nacheilte, wäre sie beinahe zu Boden gerissen worden. Sie konnte nicht mehr weiter und sah sich nach einer Sänfte um; aber während es hier sonst niemals an Tragsesseln fehlte, wollte heute keiner erscheinen.

Mit einigen hundert Schritten war die Fabrik zu erreichen, aber diese nahmen in ihrer Vorstellung die Länge vieler Stadien an.

Da kamen einige Arbeiter und Arbeiterinnen aus der Fabrik an ihr vorüber.

Sie lachten und zeigten einander ihren Lohn.

Die Geldverteilung war also schon in vollem Gange.

Ein Blick nach dem Stande der Sonne lehrte sie, wie lange sie schon unterwegs sei, und erinnerte sie wieder an den Zweck ihres Ausganges.

Mit einem gewaltsamen Aufgebot ihrer Widerstandskraft hinkte sie einige Schritte weiter. Als ihr dann der

Mut von neuem zu erlahmen begann, kam ihr ein kleines Mädchen entgegengelaufen, das für den Tisch, an dem sie und Arsinoe zu arbeiten pflegten, Handlangerdienste leistete und jetzt einen Henkelkrug trug. Sie rief die kleine braune Aegypterin zu sich heran und sagte:

„Bitte, Hathor, komm mit mir bis zur Fabrik zurück. Ich kann nicht mehr weiter, so schrecklich weh thut mir der Fuß da. Wenn ich mich etwas auf Deine Schulter stütze, dann geht es schon besser."

„Ich mag nicht," rief das Kind. „Wenn ich bald zurück bin, so bekomme ich Datteln." Dabei lief es weiter.

Selene blickte ihm nach und eine Stimme in ihrem Innern, gegen die sie heute nicht zum erstenmale anzukämpfen hatte, fragte sie, warum denn gerade sie sich für andere quäle, da doch die übrigen Menschen nur immer an sich selbst dächten.

Seufzend unternahm sie einen neuen Versuch, vorwärts zu kommen.

Als sie wenige Schritte zurückgelegt hatte, ohne das, was an ihr vorbei kam, zu sehen oder zu hören, rief ein Mädchen sie an und fragte sie schüchtern und freundlich, was ihr fehle.

Es war eine Blattkleberin, die ihr in der Fabrik gegenüber zu sitzen pflegte, ein armes, verwachsenes Geschöpf, das aber stets heiter und still die geschickten Finger regte und ihr und Arsinoe anfänglich manchen nützlichen Handgriff gezeigt hatte.

Jetzt bot die Arbeiterin ungebeten Selene die schiefe Schulter zur Stütze und richtete jeden ihrer Schritte mit so feinem Gefühl nach denen der Leidenden, als ob sie alles, was dieser weh that, mit ihr empfinde.

So gelangten beide, ohne mit einander zu reden, bis zum Thore der Fabrik.

In dem ersten Hofe nötigte die Verwachsene Selene, sich auf ein Bündel von Papyrusstengeln zu setzen, die überall neben großen Wasserbehältern, in denen die Pflanzen aufgefrischt wurden, nach ihrer Heimat geordnet und zu hohen Haufen aufgetürmt, neben einander lagen.

Nach kurzer Rast durchschritten sie den Saal, in dem die dreikantigen grünen Stengel nach der Güte des weichen Markes, das sie enthielten, ausgesucht wurden.

Die folgenden Räume, in denen Männer die grüne Schale der Stengel von den weichen inneren Geweben ablösten, und die langen Säle, in denen besonders geschickte Arbeiter das Mark mit scharfen Messern in lange, fingerbreite, feuchte Streifen von verschiedener Feinheit zerspalteten, schienen ihr, je weiter sie ging, desto länger zu werden und gar nicht aufhören zu wollen.

Sonst saßen hier zur Rechten und Linken eines breiten Ganges, den die Sklaven benützten, wenn sie die fertigen Lamellen ins Trockenhaus trugen, die Markspalter in langen Reihen, jeder für sich an seinem Tischchen; heute aber hatten die meisten schon die Plätze verlassen und standen plaudernd bei einander oder packten die hölzernen Schraubstöcke, Messer und Schleifsteine zusammen.

In der Mitte dieses Raumes sank die Hand Selenes von der Schulter der Begleiterin. Ein Schwindel erfaßte sie und leise klang es ihr von den Lippen:

„Ich kann nicht mehr.“

Die Verwachsene hielt sie aufrecht, so gut sie konnte. Obgleich sie selbst nicht stark war, gelang es ihr dennoch,

Selene bis zu einer leeren Bank mehr zu tragen als zu führen, und sie auf ihr niederzulassen.

Einige Arbeiter scharten sich um die zusammengesunkene Ohnmächtige und brachten Wasser herbei. Als die Leidende die Augen endlich wieder aufschlug und sie erfuhren, daß sie in diejenigen Räume gehörte, in denen man die fertigen Papyrusblätter aneinander klebte, erboten sich einige, sie dahin zu tragen.

Ehe Selenes Zustimmung erfolgt war, hatten sie die Bank ergriffen und mit ihrer leichten Last hochgehoben. Das verletzte Glied hing nun in der Luft und verursachte der Leidenden solchen Schmerz, daß sie aufschrie, den kranken Fuß an sich zu ziehen versuchte und mit der Hand nach dem Knöchel griff. Ihre Begleiterin lieh ihr sogleich Hilfe; denn sie nahm ungebeten Selenes Fuß in die Hand und stützte ihn mit zarter, vorsichtiger Sorgfalt.

Aller Augen richteten sich auf das wie im Triumph von Männern getragene, hoch in der Luft schwebende Mädchen. Die Leidende fühlte dies; es war ihr aber dabei zu Mute, als sei sie eine Verbrecherin, die man durch die Straßen führte, um den Bürgern ihre Schande zu zeigen.

In den großen Räumen, woselbst hier Männer, dort gut geübte und besonders geschickte Mädchen und Frauen die getrockneten schmalen Papyrusstreifen kreuzweise zu Bogen über einander klebten, fühlte sie sich kräftig genug, um den Schleier fest um ihr tief geneigtes Antlitz zu ziehen.

Arsinoe und sie selbst hatten stets, um unerkannt zu bleiben, dicht verschleiert diese Räume durchschritten, und nur in dem kleinen Zimmer, in dem sie mit zwanzig

anderen Frauen fertige Bogen zuſammenklebten, die Hüllen abgelegt.

Jetzt ſahen alle ſie prüfend und neugierig an.

Gewiß, ihr Fuß that ihr weh, gewiß brannte ihr die Wunde am Haupte, gewiß fühlte ſie ſich elend; dennoch aber fand der Bettelſtolz, den ſie vom Vater geerbt hatte, und das herabſetzende Bewußtſein, von dieſen geringen Leuten für eine der Ihren gehalten zu werden, Raum genug in ihrer Seele.

In ihrem Arbeitszimmer waren nur freie Frauen thätig; aber mehr als tauſend Sklaven rührten in der Fabrik die Hände, und ſie hätte ebenſo gern mit Tieren aus einer Schüſſel gegeſſen, als mit dieſen etwas geteilt.

Zu einer Zeit, in der es in ihrem Hauſe an allem gebrach, hatte ihr eigener Vater ihr Auge auf die Fabrik gerichtet, indem er entrüſtet erzählte, daß die Töchter eines verarmten Bürgers ſich und ihren ganzen Stand erniedrigten, indem ſie ſich, um Geld zu verdienen, mit Papyrusmacherei abgäben. Sie würden freilich gut genug bezahlt, und auf Selenes Frage hatte er die Höhe des Lohnes angegeben, den ſie erhielten, und den Namen des reichen Fabrikanten genannt, der ihnen mit ſeinem Golde die bürgerliche Ehre abgekauft habe.

Bald darauf war ſie allein in die Fabrik gegangen, hatte mit ihrem Leiter alles Nötige beſprochen und dann mit Arſinoe die Thätigkeit in der Werkſtätte begonnen, in der beide nun ſchon ſeit zwei Jahren Tag für Tag mehrere Stunden fertige Papyrusblätter zuſammenklebten.

Wie oft hatte Arſinoe beim Beginn einer neuen Woche oder wenn ſich beſonderer Widerwille gegen die

Arbeit in ihr regte, sich geweigert, ihr von neuem in die Fabrik zu folgen, und wie viel Ueberredungskunst hatte sie aufbieten, wie viele neue Bänder kaufen, wie oft die Teilnahme an einer Schaustellung bewilligen müssen, deren Besuch die Hälfte eines ganzen Wochenlohnes verschlang, um Arsinoe zu bewegen, bei der Arbeit auszuharren und die Drohung, dem Vater zu verraten, wohin sie ihre sogenannten Spaziergänge richteten, unausgeführt zu lassen.

Als Selene, die bis an die Thür der Werkstätte getragen worden war, wieder auf dem gewöhnlichen Arbeitsschemel und vor dem langen Klebebrette saß, auf dem hundert fertige Papyrusblätter zusammengefügt werden sollten, fühlte sie sich kaum fähig, die Hülle vom Gesichte zu entfernen.

Den obersten Bogen zog sie vor sich hin, tauchte den Pinsel in das Gummigefäß und begann den Rand des Blattes mit dem Klebestoffe zu bestreichen; — aber mitten bei dieser Arbeit versagte ihr die Kraft, und das leichte Werkzeug entfiel ihren Fingern. Entmutigt legte sie die Hände auf den Tisch, das Gesicht in die Hände und begann leise zu weinen.

Während ihre Thränen langsam flossen, die Schultern ihr zuckten und Schauer auf Schauer ihr den jungen Leib schüttelte, hatte eine Frau, die Selene gegenübersaß, die Verwachsene zu sich herangerufen und leise mit ihr geflüstert, ihr dann die Hand fest und innig gedrückt und ihr mit den großen, völlig glutlosen, aber rein und hell glänzenden Augen ins Antlitz geschaut.

Darauf setzte sich die Verwachsene schweigend auf den leeren Platz Arsinoes neben Selene und schob der

Frau die kleinere Hälfte der vor ihr liegenden Blätter zu. Dann begannen beide emsig zu kleben.

Sie hatten sich schon lange dieser Arbeit hingegeben, als Selene endlich das Haupt erhob und von neuem den Pinsel zu ergreifen versuchte. Sie schaute sich um und sah ihre Begleiterin, der sie nicht einmal Dank für ihre Hilfe gesagt hatte, auf Arsinoes Platz eifrig die Hände regen.

Fragend schaute sie mit den immer noch feuchten Augen die Nachbarin an, und als diese, ganz von der Arbeit in Anspruch genommen, den Blick der Leidenden nicht bemerkte, sagte Selene mehr verwundert als freundlich:

„Das ist meiner Schwester Platz. Heute magst Du ihn benützen; wenn aber die Fabrik wieder auf ist, muß sie wieder neben mir sitzen.“

„Ich weiß, ich weiß,“ entgegnete die Arbeiterin schüchtern. „Ich mache da nur eure Bogen fertig; denn ich habe nichts mehr zu thun, und man sieht Dir ja an, wie weh Dir Dein Fuß thut.“

Was hier geschah, war für Selene etwas so Fremdes und Neues, daß sie die Nachbarin nicht verstand und, die Achsel zuckend, entgegnete:

„Meinethalben verdiene Dir, so viel Du kannst; ich bringe heut doch nichts zu stande.“

Die Verwachsene errötete und blickte die ihr gegenübersitzende Frau unschlüssig an. Diese legte sogleich den Pinsel aus der Hand und sagte, indem sie sich an Selene wandte:

„So meint es Maria nicht, liebes Kind. Sie übernahm die eine Hälfte Deiner Tagesarbeit und ich die

andere fertig zu machen, damit Dein Leiden Dich nicht um den Tagelohn bringe."

„Seh' ich ſo arm aus?" frug die Tochter des Keraunus, und lichtes Rot färbte ihr die blaſſen Züge.

„Gewiß nicht, Kind," entgegnete die Frau. „Du und Deine Schweſter, ihr ſeid beſtimmt aus einem guten Hauſe; aber gönn uns doch die Freude, Dir behilflich zu ſein!"

„Ich weiß nicht . . ." ſtammelte Selene.

„Wenn Du ſäheſt, daß es mir ſchwer fiele, mich zu bücken, und der Wind wehte die Blätter hier auf den Boden, würdeſt Du ſie nicht gern für 'mich aufheben?" fragte die Frau. „Was wir hier für Dich thun, iſt nicht weniger und auch nicht viel mehr. In einigen Minuten ſind wir fertig, und dann können wir den anderen folgen. Ich bin eure Aufſeherin, wie Du weißt, und muß ohnehin hier bleiben, bis die letzte von euch Kleberinnen die Werkſtätte verläßt."

Selene fühlte wohl, daß ſie für die Freundlichkeit, die dieſe beiden Frauen ihr erwieſen, dankbar zu ſein habe, und doch wollte ſie ihr vorkommen wie ein Almoſen, das man ihr aufdrang. Darum verſetzte ſie raſch und immer noch mit zartem Rot auf den Wangen:

„Ich bin ſehr erkenntlich für euren guten Willen, gewiß ſehr erkenntlich; hier aber arbeitet doch jede für ſich, und es würde ſich nicht für mich ſchicken, mir von euch ſchenken zu laſſen, was ihr euch verdient habt."

Dieſe Zurückweiſung war dem Mädchen mit einer von Hochmut keineswegs freien Entſchiedenheit von den Lippen geklungen; doch ſie trübte nicht die gütige Ruhe der Frau, die die Arbeiterinnen „Witwe Hanna" zu

nennen pflegten, und die nun, den ruhigen Blick der großen Augen auf Selene richtend, freundlich erwiderte:

„Wir haben gern für Dich gearbeitet, liebe Tochter, und ein göttlicher Weiſer ſagte, Geben ſei ſeliger denn Nehmen. Verſtehſt Du, was das bedeutet? In unſerem Falle will es ſagen, daß es gute Menſchen weit glücklicher macht, ſich gefällig zu erweiſen, als von anderen gute Gaben zu empfangen. Du ſagſt ja, Du wäreſt uns erkenntlich. Willſt Du uns nun unſere Freude verderben?“

„Ich begreife nicht recht ...“ entgegnete Selene.

„Nicht?“ unterbrach ſie die Witwe Hanna. „So verſuche es nur einmal, Dich ſelbſt gegen andere mit recht herzlicher Liebe gefällig zu erweiſen, und Du wirſt ſehen, wie gut das thut, wie das die Bruſt erweitert und jede Mühe in Luſt verwandelt. Nicht wahr, Maria, wir wollen Selene recht innig danken, wenn ſie uns die Freude nicht trübt, für ſie die Hände zu regen?“

„Ich hab' es ſo gern gethan,“ verſicherte die andere, „und da bin ich fertig.“

„Und ich auch,“ ſagte die Witwe, indem ſie das letzte Blatt mit einem Tuch auf den Nachbar drückte und dann die von ihr vollendeten Streifen mit denen Marias vereinte.

„Ich danke euch ſehr,“ murmelte Selene mit niedergeſchlagenen Augen und erhob ſich von dem Seſſel. Dabei verſuchte ſie, ſich auch ihres kranken Fußes als Stütze zu bedienen; dies verurſachte ihr indes ſolchen Schmerz, daß ſie mit einem leiſen Aufſchrei wieder auf den Stuhl zurückſank.

Die Witwe eilte ſogleich ihr an die Seite, kniete neben ihr nieder, nahm den verletzten Fuß mit zarter

Behutſamkeit in die wohl gebildeten, ſchmalen Hände, betrachtete ihn aufmerkſam, befühlte ihn leiſe und rief dann entſetzt vor ſich hin:

„Mein Heiland! Mit dieſem Fuß iſt ſie über die Straße gegangen?“ Dann erhob ſie das Antlitz zu Selene und ſagte liebreich:

„Armes, armes Kind! Was mußt Du leiden! Wie das geſchwollene Fleiſch die Sandalenriemen umgibt. Es iſt ſchrecklich! Und doch! Wohnſt Du weit von hier?“

„Ich komme in einer halben Stunde nach Hauſe.“

„Unmöglich! Laß mich erſt auf meiner Tafel nachſehen, was Du von dem Zahlmeiſter zu fordern haſt, damit ich es hole, und dann wird ſich ſchon finden, was ſich für Dich thun läßt. Du bleibſt indeſſen ſtill ſitzen, liebe Tochter, und Du, Maria, ſtellſt ihr einen Schemel unter die Füße und löſeſt ihr vorſichtig die Riemen vom Knöchel. Fürchte Dich nicht, Kind, ſie hat weiche, pflegſame Hände.“

Mit dieſer Verſicherung erhob ſie ſich und küßte die Stirn und beide Augen Selenes; dieſe aber hielt ſie feſt und ſagte mit feuchtem Blick und vor Rührung zitternder Stimme nichts als:

„Frau Hanna, liebe Frau Hanna.“

Wie an einem Oktobertage warmer Sonnenſchein den Wanderer an den vergangenen Sommer zu denken veranlaßt, ſo erinnerte das Sein und Thun der Witwe Selene an die lang entbehrte Liebe und Sorgfalt der verſtorbenen Mutter. In die Bitterkeit ihres Schmerzes miſchte ſich etwas wohlthuend Süßes. Dankbar nickte ſie der Witwe zu und blieb folgſam auf ihrem Seſſel ſitzen. Es that ihr ſo gut, wieder einmal gehorchen, gern

gehorchen, sich Kind fühlen und für liebreiche Sorgfalt Dank empfinden zu dürfen.

Die Witwe entfernte sich, und Maria ließ sich vor Selene auf ein Knie nieder, um die Riemen, die von den angeschwollenen Muskeln halb verdeckt wurden, zu lockern und zu beseitigen. Sie that es mit großer Behutsamkeit; sobald ihre Finger aber sie nur berührten, zuckte die Leidende ächzend zusammen und sank in Ohnmacht, bevor die Verwachsene die Riemen gelöst.

Maria brachte Wasser und kühlte ihr die Stirn und die heiße Kopfwunde. Nachdem Selene wieder die Augen aufgeschlagen hatte, kehrte Frau Hanna zurück. Als die Witwe ihr über das volle, weiche Haar strich, lächelte die Kranke und frug leise:

„Hab' ich geschlafen?"

„Du hattest die Augen geschlossen, liebes Kind," entgegnete die Aufseherin. „Hier hab' ich Deinen und den Lohn Deiner Schwester für zwölf Tage. Rühre Dich nicht; ich stecke ihn in Dein Täschchen. Maria ist mit der Lösung des Schuhes nicht zu stande gekommen, gleich aber wird der Arzt, den die Fabrik für ihre Leute hält, hier sein und für den armen Fuß da gute Dinge verordnen. Der Obervorsteher läßt auch eine Sänfte für Dich herrichten. Wo wohnt ihr?"

„Wir?" frug Selene erschreckt. „Nein, nein, ich gehe nach Hause."

„Aber, liebes Kind, Du kämest nicht bis über die Schwelle dort, auch wenn wir beide Dich führten."

„So laß mir eine Sänfte von der Straße holen. Mein Vater — es braucht niemand zu wissen! — Ich kann nicht."

Frau Hanna winkte Maria, ſich zu entfernen. Als ſich die Thür hinter der Verwachſenen geſchloſſen hatte, nahm ſie einen Seſſel, ſetzte ſich Selene gegenüber, legte die Hand auf das geſunde Knie der Leidenden und ſagte:

„Nun ſind wir allein, liebes Mädchen. Ich bin nicht ſchwatzhaft und werde Dein Vertrauen gewiß nicht mißbrauchen. Sage mir ruhig, wohin Du gehörſt. Nicht wahr? Du glaubſt mir, daß ich es gut mit Dir meine!“

„Ja,“ entgegnete Selene innig und ſchaute der Witwe in das von völlig ſchlichtem braunem Haar umrahmte, ſehr ebenmäßig geſchnittene Antlitz, das auf jedem ſeiner Züge den Stempel freundlicher Herzensgüte trug. „Ja, Du erinnerſt mich ſogar an meine Mutter.“

„Die könnt' ich auch ſein,“ entgegnete Hanna.

„Ich bin ſchon neunzehn Jahre alt.“

„Schon?“ lächelte Hanna. „Mein Leben, liebes Mädchen, währt doppelt ſo lang wie das Deine. Ich beſaß auch ein Kind, einen Sohn, und der ward mir genommen, als er noch klein war. Jetzt wär' er um ein Jahr älter als Du, meine Tochter; haſt Du noch eine Mutter?“

„Nein,“ entgegnete Selene mit der alten, ihr zur Gewohnheit gewordenen Herbheit. „Die Götter entriſſen ſie uns. Sie wäre jetzt wie Du, noch nicht vierzig Jahre alt, und ſie war ſo ſchön und freundlich wie Du. Als ſie ſtarb, hinterließ ſie außer mir noch ſieben andere Kinder, alle klein, und darunter eines, das blind iſt. Ich bin die älteſte und thue für ſie, was ich kann, damit ſie nicht verkommen.“

„Gott wird Dir bei dieſer ſchönen Aufgabe helfen.“

„Die Götter?“ rief Selene bitter. „Sie laſſen ſie

wachſen; das andere hab' ich allein zu beſorgen. O, mein Fuß, mein Fuß!"

„Wir wollen auch jetzt vor allen Dingen an ihn denken. Dein Vater iſt am Leben?"

„Ja."

„Und er darf nicht wiſſen, daß Du hier arbeiteſt?"

Selene ſchüttelte verneinend das Haupt.

„Er iſt unvermögend, doch von vornehmer Herkunft?"

„Ja."

„Ich glaube, da kommt der Arzt. Nun? Soll ich den Namen Deines Vaters nicht wiſſen? Es wird doch nötig ſein, Dich nach Hauſe zu ſchaffen."

„Ich bin die Tochter des Palaſtverwalters Keraunus, und unſer Quartier befindet ſich im Schloß auf der Lochias," entgegnete Selene mit einem raſchen Entſchluß, doch leiſe flüſternd, damit der Arzt, der die Thür des Gemachs öffnete, ſie nicht verſtehe. „Niemand, und mein Vater am letzten, darf wiſſen, was wir hier thun."

Die Witwe winkte ihr beruhigend zu, begrüßte den ergrauten Heilkünſtler, der mit ſeinem Gehilfen die Werkſtätte betreten hatte, führte ihn zu der Kranken, kühlte mit einem naſſen Tuch die Stirn und Wunde des Mädchens, ſtützte es mit den Armen und küßte ihm, wenn der Schmerz es zu übermannen drohte, die Wangen, während der Alte das kranke Glied unterſuchte und mit einer ſcharfen Schere die Riemen von dem verletzten Knöchel ſchnitt.

Manches aus tiefſter Bruſt kommende Stöhnen, mancher jähe Aufſchrei verriet, wie überwältigend groß der Schmerz war, den Selene ausſtand.

Als endlich ihr zarter, ſchön gebauter, nun aber infolge der hohen Geſchwulſt entſtellter Fuß von den Banden

befreit war und ihr Knöchel den Druck der prüfenden Finger des Arztes überſtanden hatte, rief dieſer, indem er ſich an den Gehilfen wandte, der ihm Beiſtand leiſtete:

„Sieh her, Hippolyt! Mit dieſem Ding da iſt das Mädchen über die Straße gegangen. Wenn ein anderer mir von dieſem Falle erzählte, würde ich ihm ſagen, er möge ſolche Lüge für ſich behalten. Die Fibula am Gelenk iſt entzwei, und mit dem gebrochenen Gliede iſt das Kind weiter gelaufen, als ich mir außerhalb meiner Sänfte zu kommen getraue. Beim Hunde, Mädchen, wenn Du nicht zeitlebens lahm bleibſt, iſt es ein Wunder.“

Selene hörte mit geſchloſſenen Augen und zum Verlöſchen matt dem Arzte zu. Bei den letzten Worten zuckte ſie leiſe und mit einem verächtlichen Zug auf den Lippen die Achſel.

„Du machſt Dir nichts aus dem Hinken?“ frug der Alte, deſſen ſcharfen Augen nichts an der Patientin entging. „Das iſt Deine Sache; — meine aber iſt es, zu verhüten, daß Du unter meinen Händen zum Krüppel wirſt. Die Gelegenheit, ein Wunder zu verrichten, wird unſer einem nicht alle Tage geboten, und zum Glück ſtellſt Du mir ſelbſt einen tüchtigen Helfer zur Seite: keinen Liebſten oder dergleichen, mein' ich, obgleich Du nichtswürdig hübſch biſt, ſondern Deine ſchöne, ſchöne, heilkräftige Jugend. Das Loch im Kopfe iſt auch heißer als nötig. Kühlt es gehörig mit friſchem Waſſer. Wo wohnſt Du, Mädchen?“

„Faſt eine halbe Stunde von hier,“ nahm Frau Hanna für Selene das Wort.

„So weit kann man ſie jetzt ſelbſt auf einer Sänfte nicht tragen,“ entgegnete der Alte.

„Ich muß nach Hauſe!“ rief Selene entſchieden, indem ſie ſich hoch aufzurichten verſuchte.

„Unſinn!“ rief der Arzt. „Ich möchte mir auch ſolche Bewegungen verbitten. Still liegen, aushalten, gehorſam ſein, ſonſt nimmt der ſchlechte Spaß noch ein nichtswürdiges Ende. Das Fieber hat ſchon begonnen, und heut abend kommt es noch beſſer. Es hat mit dem Bein nichts zu ſchaffen, aber deſto mehr mit der entzündeten Wunde am Kopfe.“

„Ging' es vielleicht,“ fuhr er, indem er ſich an Frau Hanna wandte, fort, „hier ein Lager zurecht zu machen, auf dem ſie liegen bleiben könnte, bis man die Fabrik wieder öffnet?“

„Lieber geh' ich zu Grunde!“ ſchrie Selene auf und verſuchte dem Arzte den Fuß zu entziehen.

„Stille, ſtille nur, liebes Kind,“ bat die Witwe beruhigend. „Ich weiß ſchon, wohin wir Dich bringen. Mein Haus liegt im Garten der Frau Paulina, der Witwe des Pudens, hier neben, hart am Meere, kaum tauſend Schritte von hier, und an einem weichen Lager und ſorgſamer Pflege wird es Dir da nicht fehlen. Eine gute Sänfte ſteht bereit, und ich ſollte doch meinen . . .“

„Iſt immer noch ein Stück Weges,“ entgegnete der Alte; „aber freilich, beſſer als bei Dir kann ſie nirgends bewahrt ſein, Frau Hanna. Verſuchen wir's denn, und ich begleite ſie, um den vermaledeiten Trägern die Schienbeine zu zerſchlagen, wenn ſie nicht gleichmäßig ſchreiten.“

Selene widerſprach dieſer Anordnung nicht und nahm den Trank willig ein, den der Alte ihr reichte; aber ſie weinte leiſe, als man ſie in die Sänfte ſetzte und ihr den Fuß ſorgfältig mit Kiſſen unterſtützte.

Auf der Straße, wohin sie durch eine Nebenpforte gelangte, umschleierte sich ihr das Bewußtsein von neuem, und halb wachend halb wie im Traum hörte sie die Stimme des Arztes, der die Träger zur Vorsicht mahnte, sah sie auf der Straße die an ihr vorüberziehenden Leute, Reiter und Wagen. Dann bemerkte sie, daß man sie durch einen großen Garten trug, und endlich ahnte sie dunkel, daß man sie auf ein Bett legte.

Von nun an beherrschten ihr Träume die Seele, daß aber die Wirklichkeit ihr Anrecht an sie nicht völlig verloren, bewies manches schmerzliche Zucken im Gesicht und dann und wann eine schnelle Bewegung ihrer Hand, die nach dem verwundeten Haupte griff.

An ihrem Lager saß Frau Hanna und handelte genau nach der Verordnung des Arztes, der die Kranke erst verließ, nachdem er sich mit dem Bett und ihrer Lage auf ihm völlig einverstanden erklären konnte.

Maria saß neben der Witwe und half ihr Umschläge anfeuchten und aus altem Leinenzeug Binden schneiden.

Als Selene ruhiger zu atmen begann, winkte Frau Hanna die Helferin ganz nahe zu sich heran und fragte leise:

„Kannst Du bis morgen früh hier bleiben? Wir müssen einander in der Pflege ablösen; denn es gibt vielleicht viele Nächte zu wachen. Wie heiß sich die Kopfwunde anfühlt!“

„Ja; nur muß ich es der Mutter sagen, damit sie sich nicht ängstigt.“

„Gut; und dann magst Du noch einen zweiten Gang übernehmen; denn ich kann jetzt das arme Kind nicht verlassen.“

„Ihre Angehörigen werden beſorgt ſein.“

„Zu ihnen ſollſt Du eben gehen; aber niemand außer uns beiden darf erfahren, wer ſie iſt. Frage nach Selenes Schweſter und erzähle ihr, was geſchehen iſt. Findeſt Du ihren Vater, ſo ſage ihm, ich pflegte ſeine Tochter und der Arzt verböte ihr ſtreng, zu gehen oder ſich tragen zu laſſen. Er darf nicht wiſſen, daß Selene zu unſeren Arbeiterinnen gehört; erwähne alſo vor ihm der Fabrik mit keinem Wort. Findeſt Du weder Arſinoe noch den Vater zu Hauſe, ſo ſage nur dem, der Dir öffnet, ich hätte die Kranke bei mir aufgenommen und thäte es gern. Von unſerer Werkſtätte, hörſt Du, wird nicht geredet. Und noch eins: das arme Mädchen wäre gewiß nicht trotz ſeiner Schmerzen in die Fabrik gegangen, wenn die Ihrigen ihren Lohn nicht ſehr nötig hätten. Gib ihnen dieſe Drachmen und ſage, wie es ja wahr iſt, wir hätten ſie bei Selene gefunden.“

Neunzehntes Kapitel.

Plutarch, einer der reichſten Bürger von Alexandria, dem auch die Papyrusfabrik, in der Selene und Arſinoe arbeiteten, gehörte, hatte ſich freiwillig erboten, für eine „ſchickliche“ Aufnahme der Frauen und Töchter ſeiner Mitbürger, die ſich heute in einem der kleineren Theater der Stadt verſammeln ſollten, zu ſorgen.

Wer ihn kannte, der wußte, daß dies „ſchicklich“ in ſeinem Munde ſo viel wie kaiſerlich glänzend bedeute.

Die Schiffsbauerstochter hatte Arſinoe auf große Dinge vorbereitet; doch ſchon am Eingang des Schauſpielhauſes wurden ihre Erwartungen übertroffen; denn als ihr Vater ſeinen und ihren Namen nannte, überreichte ihr ein aus einem Blumenkorbe herausſchauender Knabe einen herrlichen Strauß, und ein anderer, der auf einem Delphin ritt, bot ihr als Eintrittsmarke ein fein geſchnitztes und in Gold gefaßtes Blättchen von Elfenbein dar, das mit einer Nadel verſehen war und von den Geladenen wie eine Spange am Peplos getragen werden konnte und ſollte.

An jedem Thor des Theaters wurden den eintretenden Frauen ähnliche Geſchenke überreicht.

Die in den Zuſchauerraum führenden Gänge waren mit Wohlgeruch erfüllt, und Arſinoe, die ſchon einigemale dieſes Theater beſucht hatte, erkannte es kaum wieder, ſo reich war es mit Blumen und Tüchern geſchmückt.

Wer hatte auch jemals auf den erſten Plätzen Frauen und Jungfrauen an Stelle der Männer ſitzen ſehen, wie dies heute der Fall war? Wurde es doch den Töchtern der Bürger überhaupt nur bei ganz beſonderen, ſeltenen Gelegenheiten geſtattet, einem Schauſpiele zuzuſehen.

Lächelnd, wie zu einem alten Gefährten, dem man über den Kopf gewachſen iſt, ſchaute ſie zu den leeren Sitzen auf den höchſten, billigſten Rängen des halbrunden Zuſchauerraums empor, auf denen ſie, wenn es gegolten hatte, in das eigene magere Beutelein zu greifen, manchmal vor Luſt, vor Furcht oder Mitgefühl beinahe vergangen wäre, obgleich der Zugwind da oben unter dem freien, das Theater überwölbenden Himmel nicht ruhte. Im Sommer hatte es dort noch mehr zu leiden gegeben, und zwar durch die Segel, die die Sonnenſeite des Zuſchauerraumes beſchatten ſollten. Die großen Tücher wurden vermittelſt ſtarker Seile regiert, und wenn man dieſe durch die Ringe zog, in denen ſie ſpielten, gab es ein Gekreiſch, vor dem man die Ohren verſchließen mußte. Oft hatte es auch gegolten, den Kopf zu wenden, um nicht von den ſchweren Tauen oder dem Segel getroffen zu werden.

An dies alles erinnerte ſich Arſinoe indes heute nur wie ein Schmetterling, der ſich in der Sonne ſpiegelt, an das häßliche Puppenhaus denken mag, das er durchbrach.

Strahlend vor freudiger Erregung ließ sie sich mit der jungen Gefährtin, der schwarz gelockten Schiffsbauerstochter, auf ihren Sitz führen.

Sie merkte wohl, daß zahlreiche Blicke sich auf sie richteten, das aber steigerte nur ihre Lust; denn sie wußte, daß sie sich sehen lassen durfte, und recht vielen Leuten zu gefallen, meinte sie, sei doch das beste Vergnügen.

Heute gewiß!

Waren doch diejenigen, die sie anschauten, die ersten Bürger der Stadt. Da standen sie auf der Bühne, und unter ihnen befand sich der gute lange Pollux und winkte ihr mit der Hand. Sie konnte die Füße nicht still halten, die Arme aber zwang sie zur Ruhe, indem sie sie über dem Busen kreuzte, um nicht zu verraten, wie tief sie erregt war.

Die Verteilung der Rollen hatte bereits begonnen; denn wegen des Wartens auf Selene war sie fast um eine halbe Stunde zu spät gekommen.

Sobald sie bemerkte, daß die Augen, die sie bei ihrem Eintritt in das Theater beobachtet hatten, von anderen Zielen angezogen wurden, schaute sie sich selbst um.

Sie saß auf einer der kurzen Bänke am untersten, schmalsten Ende der Keile, die sich nach oben hin verbreiterten und, durch Treppen für die Eintretenden und Fortgehenden von einander getrennt, das Halbrund des Zuschauerraumes bildeten.

Sie war hier von lauter jungen Mädchen und Frauen umgeben, die an den Schaustellungen teilnehmen sollten.

Die Plätze der Mitwirkenden wurden von der Bühne durch die Orchestra getrennt, von der uns jene mit Hilfe

der Stufen, auf denen ſonſt die Chöre zu ihr hinanſtiegen, leicht zu erreichen war.

Hinter Arſinoe ſaßen in weiteren Bogen die Mütter, Väter und Gatten der Mitwirkenden, zu denen ſich auch Keraunus in dem krokusfarbigen Pallium geſellt hatte, und eine ziemliche Anzahl von ſchauluſtigen Matronen und älteren Bürgern, die der Einladung Plutarchs gefolgt waren.

Unter den jungen Frauen und Mädchen ſah Arſinoe viele, deren Schönheit ihr auffiel; doch ſie freute ſich neidlos an ihrem Anblick, und es kam ihr nicht in den Sinn, ſich ſelbſt mit ihnen zu vergleichen; denn ſie wußte genau, daß ſie ſehr hübſch und ſich nirgends, ſelbſt hier nicht, zu verſtecken brauchte, und das war ihr genug.

Das von den Zuſchauern ausgehende vielſtimmige Geſumm, das ihr ohne Unterbrechung das Ohr berührte, und der feine Duft, der von dem Altare in der Orcheſtra aufſtieg, hatten etwas Berauſchendes. Es ſtörte ſie auch niemand bei dem Schauen in die Runde; denn ihre Gefährtin hatte Freundinnen gefunden, mit denen ſie plauderte und lachte. Andere Mädchen und Frauen blickten ſtill vor ſich hin oder muſterten die übrigen Zuſchauer und Zuſchauerinnen mit den Augen, und wieder andere wandten die ganze Aufmerkſamkeit der Bühne zu.

Arſinoe folgte bald dem Beiſpiel der letzteren, und zwar nicht nur um ihres Spielgefährten Pollux willen, der auf Wunſch des Präfekten Titianus trotz des Widerſpruchs ſeines Meiſters Papias zu den mit der Anordnung der Schauſtellung betrauten Künſtlern geſellt worden war.

Mehr als einmal hatte ſie die Nachmittagsſonne ſo hell wie heute in das Theater ſcheinen und den blauen

Himmel nicht weniger wolkenlos als jetzt den Zuſchauerraum überwölben ſehen; doch wie ganz anders als ſonſt ſah es auf der hoch erhabenen Fläche hinter der Orcheſtra aus!

Die ſäulenreiche Front eines ganz aus vielfarbigem Marmor gebauten und mit goldenem Zierat geſchmückten Königspalaſtes bildete zwar jetzt wie immer den Hintergrund der Bühne, diesmal aber ſchlangen ſich freundlich von Pilaſter zu Pilaſter, von Säule zu Säule friſche und duftende Blumenguirlanden. Viele Künſtler, die erſten der Stadt, bewegten ſich, mit Tafeln und Stiften in der Hand, zwiſchen fünfzig Mädchen und Frauen umher, und Plutarch ſelbſt und die ihn umgebenden Herren bildeten einen ſtattlichen Chor, der ſich bald trennte, bald ſich wieder zuſammenfand.

Auf der rechten Seite der Bühne ſtanden drei purpurne Polſter.

Auf dem einen ſaß der Präfekt Titianus, der wie die Künſtler einen Griffel führte, mit ſeiner Gattin Julia, auf dem andern lag Verus lang ausgeſtreckt und wie immer mit Roſen bekränzt. Das dritte für Plutarch beſtimmte Lager war unbeſetzt.

Ohne Zwang unterbrach der Prätor jede Rede, als ob er hier der Wirt ſei, und mancher ſeiner Bemerkungen folgte laute Zuſtimmung oder beifälliges Lachen.

Die Geſtalt des reichen Plutarch, die für jeden, der ſie auch nur einmal geſehen, unvergeßlich blieb, war Arſinoe nicht völlig fremd; denn vor wenigen Tagen hatte er ſich zum erſtenmale ſeit mehreren Jahren mit einem Baumeiſter in ſeiner Papyrusfabrik gezeigt, um anzuordnen, in welcher Weiſe ihre Höfe und Räume für den Empfang des Kaiſers ausgeputzt werden ſollten.

Er war bei dieſer Gelegenheit auch in ihre Werkſtätte gekommen und hatte ihr mit einigen ſchelmiſchen Schmeichelworten in die Wange gekniffen.

Da wankte er über die Bühne.

Man ſagte, er ſei ein Greis von beinahe ſiebenzig Jahren. Seine Beine waren auch halb gelähmt, und dennoch regten ſie ſich in nie aufhörenden, ſchnellen, aber unfreiwilligen Bewegungen unter dem ſchweren, weit nach vorn gebogenen Körper, den rechts und links je ein ſtattlicher Jüngling ſtützte.

Sein edel geformtes Haupt mußte in der Jugend ungewöhnlich ſchön geweſen ſein. Jetzt ward ſein Scheitel von einer Perücke mit langen braunen Locken bedeckt, die Augenbrauen und Wimpern waren tief dunkel gefärbt, die Wangen über und über mit weißer und roſenroter Schminke bemalt, und dadurch gewann ſein Geſicht das Anſehen, als ſei es bei einem Lächeln erſtarrt. Auf den Locken trug er einen Kranz von ſeltenen, traubenförmigen Blüten. Weiße und rote Roſen in Fülle quollen aus den Bruſtfalten ſeiner bauſchigen Toga hervor und wurden von goldenen Spangen feſtgehalten, auf denen große Edelſteine funkelten. Alle Ränder ſeines Umwurfs waren mit Roſenknoſpen umſäumt, und über jeder war ein Smaragd befeſtigt, der wie ein glänzender Käfer ſchimmerte.

Die jungen Männer, die ihn ſtützten, erſchienen wie Teile ſeiner Perſon.

Er achtete ihrer ſo wenig, als wären ſie Krücken; ſie aber bedurften keines Wortes, um zu wiſſen, wohin er begehrte — wo er ſtehen zu bleiben und zu raſten wünſchte.

Von fern erſchien ſein Geſicht wie das eines Jünglings, in der Nähe betrachtet wie ein bemaltes, regelmäßig geformtes Gipsbild mit großen beweglichen Augen.

Der Sophiſt Favorinus hatte über ihn geſagt, daß man dieſe ſchöne, zappelnde Leiche beweinen könnte, wenn man nicht über ſie lachen müßte, und aus ſeinem eigenen Munde wollte man gehört haben, daß er die treuloſe Jugend gewaltſam bei ihm auszuharren zwinge.

Die Alexandriner nannten ihn wegen der ihn ſtützenden Jünglinge, ohne die man ihn nirgends ſah und die ihn auch, wenn er ausfuhr, begleiteten, den ſechsbeinigen Adonis. Als er ſelbſt zum erſtenmal von dieſem Spitznamen hörte, hatte er geſagt: „Sie ſollten mich lieber den ſechshändigen nennen,“ und in der That war er gütigen Herzens, ſehr freigebig und wohlthätig, ſorgte väterlich für ſeine Arbeiter, hielt ſeine Sklaven gut, bereicherte ſeine Freigelaſſenen und ließ von Zeit zu Zeit große Spenden an Geld und Korn unter das Volk verteilen.

Arſinoe ſah mitleidig auf den armen alten Herrn, der mit aller Kunſt und all ſeinem Golde ſich die Jugend doch nicht zurückkaufen konnte.

In dem ſchmächtigen Manne, der ſoeben auf Plutarch zutrat, erkannte ſie den Kunſthändler Gabinius, dem ihr Vater wegen des Moſaikbildes in ihrem Wohngemache die Thür gewieſen hatte.

Jetzt wurde die Unterredung der beiden unterbrochen; denn die Verteilung der weiblichen Rollen für die Gruppe „Der Einzug Alexanders in Babylon“ hatte ihr Ende erreicht. Etwa fünfzig Mädchen und Frauen wurden von der Bühne entlaſſen und ſtiegen in die Orcheſtra nieder.

Der Exeget, der höchste Beamte der Stadt, trat nun vor und empfing aus der Hand des Bildhauers Papias eine neue Liste.

Nachdem er sie schnell durchflogen, reichte er sie dem ihn begleitenden Herold, und dieser rief laut in den Zuschauerraum:

„Im Namen des hohen Exegeten und Alexanderpriesters bitte ich um eure Aufmerksamkeit, ihr Frauen und Töchter von macedonischen Männern und römischen Bürgern. Wir kommen nun zu einer neuen Abteilung unserer Darstellung der Lebensschicksale des großen Macedoniers: ‚Alexanders Hochzeit mit Roxane', und ich ersuche diejenigen unter euch die Bühne zu betreten, die unsere Künstler für diesen Teil des Aufzuges ins Auge gefaßt haben."

Nach dieser Anrede rief er mit weithin tönender tiefer Stimme eine lange Reihe von Namen auf, und so lange er dies that, verstummte jeder andere Laut in dem weiten Zuschauerraume.

Auch auf der Bühne war alles still; nur Verus flüsterte Titianus einige Bemerkungen zu, und der Kunsthändler raunte dem reichen Plutarch mit der ihm eigenen nervösen Eindringlichkeit lange Sätze ins Ohr, die der alte Herr bald mit zustimmendem Kopfnicken, bald mit ablehnenden Handbewegungen beantwortete.

Arsinoe lauschte mit angehaltenem Atem und hoch klopfendem Herzen auf die Stimme des Herolds. Ueber und über errötend zuckte sie zusammen und blickte verlegen auf den Blumenstrauß in ihrer Hand, als von der Bühne aus laut und für alle Anwesenden deutlich vernehmbar gerufen wurde:

„Arſinoe, die zweite Tochter des Macedoniers und römiſchen Bürgers Keraunus.“

Die Schiffsbaumeiſterstochter war ſchon vor ihr aufgerufen worden und hatte ſogleich ihren Platz verlaſſen; Arſinoe aber wartete beſcheiden, bis ſich auch einige Matronen erhoben. Dieſen ſchloß ſie ſich an und trat mit ihnen in eines der letzten Glieder des Zuges, der in die Orcheſtra hinab und auf den Stufen des Chors zu der Bühne hinanſtieg.

Dort wurden die Frauen und Mädchen in zwei Reihen aufgeſtellt und von den Künſtlern mit rückſichtsvoller Freundlichkeit betrachtet.

Arſinoe bemerkte bald, daß die Herren ſie länger und mehr als andere Mädchen anſchauten.

Auch nachdem ſich die Feſtordner, um Rat zu halten, zuſammengeſchart hatten, ſahen ſie ſie fleißig an und ſprachen über ſie, das konnte ſie fühlen. Es entging ihr auch nicht, daß ſie das Ziel vieler Blicke der im Theater ſitzenden Zuſchauer geworden war, und es kam ihr nun vor, als wieſe man von allen Seiten mit Fingern auf ſie.

Sie wußte nicht mehr, wohin ſie ſchauen ſollte, und begann ſich zu ſchämen. Aber es freute ſie doch auch, von ſo vielen bemerkt zu werden, und als ſie aus Befangenheit zu Boden ſchaute, um das Vergnügen zu verbergen, das ſie empfand, rief Verus, dem ſich die Künſtler genähert hatten, indem er den Präfekten Titianus anſtieß:

„Reizend, reizend! Eine Roxane, als wäre ſie aus dem Bilde geſprungen!“

Arſinoe hörte dies Lob, und weil ſie ahnte, daß es

ihr gelten möchte, wurde ſie noch verwirrter als vorher, und ihr befangenes Lächeln verwandelte ſich in den Ausdruck der frohen, aber doch bangen Hoffnung auf ein Glück, das ihr durch ſeine Größe das Herz beängſtigte.

Jetzt hatte einer unter den Künſtlern ihren Namen genannt, und als ſie den Blick zu erheben wagte, um zu ſehen, ob es nicht Pollux geweſen ſei, bemerkte ſie den reichen Plutarch, der mit ſeinen lebenden Stützen und dem hageren Kunſthändler Gabinius die Reihen ihrer Gefährtinnen muſterte.

Bald war er ihr ganz nahe gekommen, und während er ſich mit tänzelnden Schritten auf ſie zuſchieben ließ, ſtieß er den Kunſthändler in die Seite und ſagte, indem er den Rücken der eigenen Hand küßte und ihr mit ihr und den großen Augen zuwinkte: „Kenne ich, kenn' ich! So etwas vergißt ſich nicht leicht. Elfenbein und rote Korallen.“

Arſinoe erſchrak, und das Blut wich ihr aus den Wangen und alle Fröhlichkeit aus dem Herzen, als ſich der alte Herr vor ſie hinſtellen ließ und freundlich ſagte:

„Sieh, ſieh, ein Knöſpchen aus der Papyrusfabrik unter ſo ſtolzen Roſen und Lilien. Sieh, ſieh! Aus der Werkſtätte in meine Verſammlung. Schadet nichts, ſchadet nichts. Die Schönheit ſieht man überall gern. Ich frage nicht, wie Du hieher kamſt, — ich freue mich nur, daß Du da biſt.“

Arſinoe bedeckte das halbe Geſicht mit der Hand; er aber tippte ihr dreimal mit dem ausgeſtreckten Mittelfinger auf den weißen Arm und wankte weiter, indem er ſtill vor ſich hin lachte.

Der Kunsthändler hatte die Worte Plutarchs vernommen und fragte ihn, nachdem sie sich einige Schritte von Arsinoe entfernt hatten, mit lebhafter Entrüstung:

„Hab' ich recht gehört? Eine Arbeiterin aus Deiner Fabrik hier mitten unter unseren Töchtern?"

„Ja doch; zwei thätige unter lauter müßigen Händen," entgegnete der Alte heiter.

„So hat sie sich hier eingedrängt, man muß sie entfernen."

„Beileibe nicht; sie ist entzückend."

„Empörend ist es; hier in dieser Versammlung!"

„Empörend?" unterbrach Plutarch den andern. „Nicht doch! Man darf nicht gar zu wählerisch sein. Woher sollten wir auch lauter Kinder von Antiquitätenverkäufern nehmen?"

Dann fügte er begütigend hinzu: „Deinem feinen Formensinne müßte doch, sollte ich meinen, dies liebliche Wesen gefallen; oder fürchtest Du, daß sie den Künstlern für die Rolle der Roxane geeigneter erscheinen könnte als Deine reizende Tochter? Höre nur die Herren da drüben. Laß uns sehen, was sie haben."

Diese Worte bezogen sich auf ein lautes Gespräch, das sich in der Nähe der Polster des Präfekten und des Prätors erhoben hatte.

Diese beiden und mit ihnen die meisten Maler und plastischen Künstler waren der Ansicht, daß Arsinoe eine Roxane von wunderbarer Wirkung abgeben würde.

Sie hoben hervor, daß sie an Gestalt und Antlitz der holden Tochter des baktrischen Fürsten köstlich entspreche, wie sie Aëtion, dessen Gemälde diesem Teil der Schaustellung zu Grunde gelegt werden sollte, dargestellt

hatte. Nur der Bildhauer Papias und zwei ſeiner Genoſſen erklärten ſich entſchieden gegen dieſe Wahl und verſicherten mit Eifer, daß ſich unter allen anweſenden Jungfrauen nur eine, und zwar Praxilla, die Tochter des Kunſthändlers Gabinius, eignen würde, als Braut Alexanders vor den Kaiſer zu treten. Alle drei ſtanden zu dem Vater dieſes ſchlank gewachſenen, in der That ſehr ſchönen Mädchens in geſchäftlicher Beziehung und wünſchten ſich dem reichen und gewandten Verkäufer ihrer Werke gefällig zu erweiſen. Ihr Eifer nahm ſogar einen heftigen Ton an, ſobald ſich der Kunſthändler im Gefolge des alten Plutarch zu den Streitenden geſellt hatte und ſie gewiß waren, von ihm gehört zu werden.

„Und wer iſt die Jungfrau da drüben?“ frug Papias, indem er auf Arſinoe wies, als jene ſich nahten. „Gegen ihre Schönheit läßt ſich nichts ſagen, aber ſie iſt mehr als einfach gekleidet, trägt keinen Schmuck, der der Rede wert wäre, und tauſend gegen eins iſt zu wetten, daß ihre Eltern nicht in der Lage ſind, ſie mit ſo reichen Kleidern und ſo koſtbarem Schmuck auszuſtatten, wie er einer Roxane bei der Vermählung mit Alexander gewiß nicht fehlen darf. In Seide, Gold und Edelſteinen muß die Aſiatin auftreten. Mein Freund dort wird ſeine Praxilla ſo zu kleiden wiſſen, daß der Glanz ihres Schmuckes den großen Macedonier ſelbſt überraſcht haben würde; wer aber iſt der Vater des hübſchen Kindes da, dem die blauen Bänder im Haar, die beiden Roſen und das weiße Kleidchen gut genug ſtehen?“

„Deine Erwägung iſt zutreffend, Papias,“ fiel der Kunſthändler dem Bildhauer mit trockener Schärfe ins Wort; „das Mädchen, von dem ihr redet, kann nicht

weiter in Frage kommen. Ich ſage das nicht meiner Tochter wegen, ſondern weil mir alles Unziemliche verhaßt iſt. Man kann kaum begreifen, woher das junge Geſchöpf da den Mut nahm, ſich hier einzudrängen. Freilich, ein hübſches Geſicht öffnet Schlöſſer und Riegel. Sie iſt, — aber ich bitte, nicht zu erſchrecken, — ſie iſt nichts weiter als eine Arbeiterin aus der Papyrusfabrik unſeres teuren Wirtes Plutarch."

„Das iſt nicht wahr," unterbrach Pollux entrüſtet dieſe Behauptung.

„Mäßige Deine Zunge, junger Mann," entgegnete der Kunſthändler. „Ich rufe Dich zum Zeugen auf, edler Plutarch."

„Laß ſie ſein, wer ſie mag," gab der alte Herr ärgerlich zurück. „Sie ſieht einer meiner Arbeiterinnen ähnlich, käme ſie aber auch geradenwegs vom Klebetiſch, wäre ſie doch mit ſolchem Geſicht und ſolcher Geſtalt hier und überall ganz vortrefflich am Platze. Das iſt meine Meinung."

„Brav, ſchöner Freund," rief Verus und nickte dem Alten zu. „Der Kaiſer macht ſich weit mehr aus ſo ausbündig reizenden Geſchöpfen wie das da drüben, als aus euren alten Bürgerbriefen und vollen Beuteln."

„So iſt es," beſtätigte der Präfekt dieſe Verſicherung. „Und daß ſie ein freies Mädchen iſt und keine Sklavin, darauf möchte ich ſchwören. Du biſt für ſie eingetreten, Freund Pollux. Was weißt Du von ihr?"

„Daß ſie die Tochter des Palaſtverwalters Keraunus iſt, die ich ſeit ihrer Kindheit kenne," entgegnete der junge Künſtler beſtimmt. „Er iſt römiſcher Bürger und dazu aus altem macedoniſchem Hauſe."

„Vielleicht ſogar von königlichem Geblüt," fiel Titianus lächelnd ein.

„Ich kenne den Mann," entgegnete der Kunſthändler ſchnell. „Ein wenig bemittelter, hochmütiger Narr iſt er."

„Ich dächte," unterbrach Verus den erregten Mann mit vornehmer Ruhe, mehr gelangweilt als abweiſend, „ich dächte, es wäre hier nicht der Platz, Vorträge über die Sinnesart der Väter dieſer Mädchen und Frauen zu halten."

„Aber er iſt arm," rief der Kunſthändler gereizt. „Vor einigen Tagen bot er mir ſeine elenden Raritäten zum Kauf an; ich aber konnte —"

„Wir bedauern es für Dich, wenn dies Geſchäft nicht zu ſtande kam," fiel ihm Verus wieder ins Wort, und diesmal mit ausgeſuchteſter Höflichkeit. „Denken wir erſt an die Perſonen und dann an die Koſtüme. Der Vater dieſes Mädchens iſt alſo römiſcher Bürger?"

„Mitglied des Rates und in ſeiner Weiſe ein vornehmer Mann," ſagte Titianus.

„Und ich," fügte ſeine Gattin Julia hinzu, „finde Gefallen an der reizenden Jungfrau, und wenn ſie die Hauptrolle gibt und ihr edler Vater unbemittelt iſt, wie Du behaupteſt, mein Freund, werde ich die Sorge für ihre Kleider übernehmen. Der Kaiſer wird über dieſe Roxane entzückt ſein."

Die Sachwalter des Kunſthändlers ſchwiegen; er ſelbſt bebte vor Enttäuſchung und Aerger. Sein Ingrimm wuchs aber aufs Höchſte, als Plutarch, den er vorhin für ſeine Tochter gewonnen zu haben meinte, den weit vorgebeugten Oberkörper vor Frau Julia tiefer als vorher zu neigen verſuchte und mit einer hübſchen Geſte des Bedauerns ſagte:

„Daß mich doch diesmal das alte Kennerauge täuschte! Die Kleine sieht meiner Arbeiterin ähnlich, sehr ähnlich, aber nun merke ich wohl, daß sie ein gewisses Etwas besitzt, das der andern fehlt. Ich that ihr unrecht und bin darum ihr Schuldner. Gestattest Du mir, edle Frau Julia, daß ich Dir zu den Kleidern unserer Roxane den Schmuck zur Verfügung stelle? Es glückt mir vielleicht, etwas Hübsches zu finden. — Das liebe Kind! Gleich gehe ich hin, um es um Entschuldigung zu bitten und ihm unsern Wunsch zu eröffnen. Darf ich, edle Frau Julia? Darf ich, ihr Herren?"

Wenige Minuten später war es auf der ganzen Bühne und bald darauf auch im Zuschauerraum bekannt, daß des Keraunus Tochter Arsinoe auserwählt worden sei, um die Roxane zur Darstellung zu bringen.

„Wer war Keraunus?"

„Wie durfte diese hervorragende Rolle den Kindern der angesehensten und reichsten Häuser entgehen?"

„So muß es ja kommen, wenn man dem rücksichtslosen Künstlervolk freie Hand läßt!"

„Woher mag das arme Ding die Talente nehmen, die das Kostüm einer asiatischen Fürstentochter, der Braut Alexanders, kostet?"

„Der reiche Plutarch und die Gattin des Präfekten sorgen dafür."

„Bettelvolk!"

„Wie hätten unseren Töchtern die Edelsteine unseres eigenen Hauses gestanden!"

„Wollen wir dem Kaiser nur hübsche Lärvchen zeigen und nicht auch, was wir vermögen und haben?"

„Wenn Hadrian nun nach dieser Roxane fragt und

man ihm ſagen muß, man habe eine Kollekte geſammelt, um ihr Koſtüm zu beſchaffen?“

„Solche Dinge kommen eben nur in Alexandria vor.“

„Man will wiſſen, ſie hätte in einer Fabrik des Plutarch gearbeitet. Das ſoll ja nicht wahr ſein; doch der alte geſchminkte Taugenichts liebt immer noch hübſche Geſichter. Er ſchwärzte ſie hier ein! Glaubt mir. Wo es raucht, da gibt es ein Feuer, und daß ſie Geld von dem Alten bekommt, iſt unfraglich.“

„Wofür?“

„Wenn Du's wiſſen willſt, mußt Du einen Prieſter Aphroditens befragen. Da gibt es nichts zu lachen, denn es iſt ſchändlich, empörend!“

So und ähnlich lauteten die Bemerkungen, mit denen die Nachricht von der Wahl Arſinoes zur Roxane aufgenommen wurde; ja in der Seele des Kunſthändlers und ſeiner Tochter hatten ſie Haß und bittere Abneigung erregt.

Praxilla wurde zu den Geſpielinnen der Braut Alexanders geſchrieben, und ſie fügte ſich ohne Widerſpruch; bei der Heimkehr aber nickte ſie ſchweigend, als der Vater ihr ſagte:

„Laß jetzt nur alles gehen, wie es mag. Wenige Stunden vor dem Beginn des Schauſpiels zeig' ich ihnen an, daß Du erkrankteſt.“

Aber die Wahl Arſinoes hatte auch Freude bereitet.

Da oben in einer der mittleren Reihen des Theaters ſaß Keraunus mit weit auseinander geſpreizten Beinen, glühend rot, ſchnaufend und keuchend vor lauter Vergnügen und zu ſtolz, um die Füße einzuziehen, ſelbſt als der Bruder des Archidikaſten ſich an ſeiner zwei Plätze füllenden Geſtalt vorbeizudrängen verſuchte.

Arsinoe, deren scharfem Gehör weder die Anklage des Kunsthändlers noch die Verteidigung des braven, langen Pollux entgangen war, hatte zuerst vor Scham und Angst vergehen wollen; jetzt aber war es ihr zu Mut, als könnte sie fortschweben wie das geflügelte Glück.

So herzensfroh war sie noch niemals gewesen, und als sie mit dem Vater in die erste dunkle Gasse gelangte, fiel sie ihm um den Hals, küßte ihm beide Wangen und erzählte ihm dann, wie gütig Frau Julia, die Gattin des Präfekten, gegen sie gewesen, und mit wie herzlicher Freundlichkeit sie übernommen habe, ihr kostbare Gewänder machen zu lassen.

Keraunus hatte dagegen nichts einzuwenden, und wunderbarerweise fand er es auch nicht unter seiner Würde, Arsinoe von dem reichen Plutarch mit Schmuck ausstatten zu lassen.

„Man hat gesehen," sagte er pathetisch, „daß wir uns nicht zu scheuen brauchen, so viel wie andere Bürger zu leisten, aber um einer Roxane den Hochzeitsstaat zu beschaffen, dazu bedarf es der Millionen, und daß wir die nicht besitzen, will ich gern den Freunden gestehen. Woher das Kostüm kommt, bleibt sich gleich; Du wirst so oder so unter den ersten Jungfrauen der Stadt die erste sein, und darum bin ich mit Dir zufrieden, mein Kind. Morgen wird die letzte Versammlung stattfinden, und vielleicht erhält auch Selene eine hervorragende Rolle. Es fehlt uns ja glücklicherweise nicht an den Mitteln, sie würdig zu kleiden. Wann will die Gemahlin des Präfekten Dich empfangen?"

„Morgen gegen Mittag."

„So kaufen wir morgen früh ein neues, gutes Gewand."

„Wird es nicht auch für ein beſſeres Armband reichen?“ frug Arſinoe ſchmeichelnd. „Meines da iſt ſo ſchmal und ärmlich.“

„Du ſollſt eines haben; denn Du haſt es verdient,“ entgegnete Keraunus mit Würde. „Bis übermorgen mußt Du Dich gedulden; morgen verkaufen die Goldarbeiter nicht wegen des Feſtes.“

So heiter und geſprächig, wie ſich der Verwalter heute zeigte, hatte Arſinoe ihn noch nie geſehen, und doch war der Weg vom Theater zur Lochias nicht ganz kurz und die frühe Stunde längſt vorüber, in der er ſchlafen zu gehen pflegte.

Als ſich Vater und Tochter dem Palaſt näherten, war es ſchon ziemlich ſpät geworden; denn nachdem Arſinoe von der Bühne getreten war, hatte man bei Fackelſchein, bei Lampen- und Kerzenlicht noch für drei andere Scenen aus dem Leben Alexanders paſſende Darſtellerinnen ausgewählt, und bevor die Verſammlung auseinanderging, waren die Gäſte Plutarchs mit Wein, Fruchtſäften, ſüßem Gebäck, Auſternpaſtetchen und anderen Leckereien bewirtet worden.

Der Verwalter war dem edlen Getränk und den guten Schüſſeln wacker zu Leibe gegangen, und wenn er ſich ſatt fühlte, pflegte er gütiger geſinnt, nach mäßigem Weingenuß heiterer gelaunt zu ſein als ſonſt. Jetzt war er gütig und heiter; denn obgleich er gethan hatte, was nur immer in ſeiner Macht ſtand, hatte doch die Bewirtung weit kürzere Zeit gedauert, als er bedurfte, um ſich einen Rauſch, der ihn mürriſch machte, anzutrinken oder ſich den Magen zu überladen.

Am Ende des Weges wurde er nachdenklich und ſagte:

„Morgen hält der Rat keine Sitzung wegen des Festes, und das ist gut. Alle Welt wird mich beglückwünschen, befragen, beachten, und die Vergoldung an meinen Stirnreifen hält nicht mehr stand. An einigen Stellen schimmert das Silber schon durch. Dein Anzug kostet nun nichts mehr, und es wird doch nötig sein, daß ich vor der nächsten Sitzung zu einem Juwelier gehe und mir einen echten Reifen für das unwürdige Ding da eintausche. Was man ist, das soll man auch scheinen."

Dieses Wort gefiel ihm vorzüglich, und als Arsinoe ihm lebhaft beistimmte und, während sie das offene Thor durchschritten, ihn bat, nur für das Kostüm Selenes genug übrig zu lassen, lachte er still vor sich hin und sagte:

„Wir brauchen nicht mehr so ängstlich zu sein. Ich möchte wohl den Alexander kennen, der meine Roxane nächstens von mir zum Weibe begehrt. Der einzige Sohn des reichen Plutarch sitzt auch schon im Rate und hat noch kein Weib im Hause. Ganz jung ist er nicht mehr, aber immer noch ein stattlicher Mann."

Diese Zukunftsträume des glücklichen Vaters wurden durch Frau Doris unterbrochen, die vor das Wächterhäuschen getreten war und ihn anrief.

Keraunus blieb stehen.

Als die Alte dann sagte: „Ich muß mit Dir reden," versetzte er abweisend:

„Ich aber höre Dir nicht zu, weder heute noch jemals."

„Zu meinem Vergnügen," entgegnete Doris, „rief ich Dich wahrhaftig nicht an. Ich will Dir nur sagen, daß Du Deine Selene nicht zu Hause finden wirst."

„Was ſagſt Du da?“ fuhr Keraunus auf.

„Ich ſage, daß das arme Mädchen mit dem kranken Fuße in der Stadt nicht weiter konnte und in ein fremdes Haus gebracht werden mußte, wo man es pflegt.“

„Selene!“ rief Arſinoe, die aus all ihren Himmeln fiel, erſchreckt und bekümmert. „Weißt Du, wo ſie iſt?“

Bevor Doris antworten konnte, polterte Keraunus:

„Daran iſt der römiſche Baumeiſter und ſeine reißende Beſtie ſchuld! Recht ſo, gut ſo; denn nun wird der Kaiſer mir ſicher zu meinem Recht verhelfen. Er wird denen die Wege weiſen, die die Schweſter Roxanes aufs Lager geworfen und ſie verhindert haben, ſich beim Aufzuge zu zeigen. Recht ſo, vortrefflich!“

„Traurig iſt es, zum Weinen,“ entgegnete die Thorhütersfrau unwillig. „Iſt das Dein Dank für ihre Sorge um die kleinen Geſchwiſter? Wie nur ein Vater ſo reden mag, deſſen beſtes Kind mit einem gebrochenen Beine bei fremden Leuten darnieder liegt!“

„Mit gebrochenem Bein!“ jammerte Arſinoe.

„Gebrochen?“ wiederholte Keraunus langſam und aufrichtig bekümmert. „Wo kann ich ſie finden?“

„Bei Frau Hanna in einem kleinen Hauſe am Ende des Gartens der Witwe des Pudens.“

„Warum trug man ſie nicht hieher?“

„Weil der Arzt es verboten hatte. Sie liegt im Fieber; wird aber gut gepflegt. Die Witwe Hanna gehört zu den Chriſtianern. Ich mag dieſe Leute nicht leiden; Kranker zu warten verſtehen ſie indes beſſer als andere.“

„Bei Chriſten? Mein Kind bei Chriſten!“ rief Keraunus außer ſich. „Gleich, Arſinoe, gleich kommſt Du mit

mir. Selene ſoll keinen Augenblick länger bei dieſem verruchten Geſindel bleiben. Ewige Götter! Zu allem Unglück auch noch dieſe Schmach!"

„So ſchlimm iſt es nun gerade nicht," ſagte Frau Doris begütigend. „Es gibt ganz achtbare Leute unter den Chriſtianern. Ehrlich ſind ſie gewiß; denn das arme, bucklige Ding, das die üble Nachricht zuerſt herbrachte, gab mir auch dies Täſchchen voll Geld, das Frau Hanna in der Taſche Selenes fand."

Keraunus griff ſo verächtlich nach dem ſauer verdienten Lohn der Töchter, als ſei er an Gold gewöhnt und mache ſich nichts aus dem elenden Silber; Arſinoe aber begann bei dem Anblick der Drachmen zu weinen; denn ſie wußte, daß Selene um dieſes Geldes willen das Haus verlaſſen hatte, und ahnte, wie ſchreckliche Schmerzen ſie auf dem Wege erduldet hatte.

„Ehrlich hin, ehrlich her," rief Keraunus, indem er das Geldbeutelchen zuband. „Ich weiß, wie ſchamlos es in den Verſammlungen dieſes Gelichters hergeht. Sich mit Sklaven zu küſſen, das wäre mir gerade das Rechte für meine Tochter. Komm, Arſinoe; ſuchen wir gleich eine Sänfte!"

„Nein, nein!" entgegnete Doris lebhaft. „Du mußt ſie fürs erſte in Ruhe laſſen. So etwas verſchweigt man lieber einem Vater, der Arzt aber verſicherte, es könnte ihr das Leben koſten, wenn man ſie jetzt nicht ſtill liegen ließe. Mit einer hitzigen Wunde am Kopfe, im Fieber und mit gebrochenen Gliedern geht man in keine Verſammlung. Das arme, liebe Kind!"

Keraunus brütete ſtumm vor ſich hin, und Arſinoe rief unter Thränen:

„Aber ich muß zu ihr hin; ſehen muß ich ſie, Doris!“

„Das verdenk' ich Dir nicht, mein Liebchen,“ ſagte die Alte. „Ich bin ſelbſt ſchon vorhin in dem Chriſtenhauſe geweſen; aber man ließ mich nicht zu der Kranken. Mit Dir iſt das etwas anderes; denn Du biſt ihre Schweſter.“

„Komm, Vater,“ bat Arſinoe, „wir ſehen jetzt erſt nach den Kindern, und dann begleiteſt Du mich zu Selene. Ach, warum bin ich nicht mit ihr gegangen! Ach, ach, wenn ſie uns ſtürbe!“

Zwanzigſtes Kapitel.

Keraunus und ſeine Tochter waren weniger ſchnell als ſonſt in ihre Wohnung gelangt; denn der Verwalter fürchtete einen neuen Ueberfall des Moloſſers, der übrigens in dieſer Nacht das Schlafgemach des Antinous teilte.

Sie fanden die alte Sklavin wach und in großer Erregung; denn ſie liebte Selene, ſie ängſtigte ſich über ihr Ausbleiben, und in der Schlafſtube der Kinder ging es auch nicht, wie es ſollte.

Arſinoe hatte ſich ohne Aufenthalt zu den Kleinen begeben; die Schwarze aber blieb bei dem Herrn zurück und erzählte ihm wimmernd, während er das krokusfarbige Pallium mit einem alten Mantel vertauſchte, daß ihr Herzblatt, der kleine blinde Helios, krank geworden ſei und auch, nachdem ſie ihm von den Tropfen, die Keraunus ſelbſt zu nehmen pflegte, eingegeben habe, nicht ſchlafen wolle.

„Blödſinniges Tier,“ rief der Verwalter, „meine Arznei dem Kinde zu geben!“ Dabei warf er die neuen Schuhe von den Füßen, um ſie mit beſcheideneren zu vertauſchen. „Wäreſt Du jünger, ich ließe Dich peitſchen.“

„Du ſagteſt doch, die Tropfen wären gut,“ ſtammelte die Alte.

„Für mich,“ ſchrie der Verwalter und eilte, ohne die Schuhriemen, die nun hinter ihm den Boden fegten, um die Knöchel zu ſchlingen, in das Gemach der Kinder.

Da ſaß ſein blinder Liebling, ſein „Erbe“, wie er ihn gern zu nennen pflegte, und ſchmiegte den hübſchen blonden Lockenkopf an Arſinoes Bruſt.

Der Kleine erkannte ſogleich ſeinen Schritt und klagte:

„Selene war fort, ich hab' mich gefürchtet und mir iſt ſo übel, ſo übel.“

Der Verwalter legte die Hand auf die Stirn des Kindes. Als er fühlte, daß ſie heiß war, ging er unruhig vor dem kleinen Bette auf und nieder und ſagte:

„Da haben wir's. Wenn es ein Unglück gibt, kommt gleich ein zweites. Sieh ihn an, Arſinoe. Weißt Du noch, wie das Fieber bei der armen Berenice anfing? Uebelkeit, Beängſtigung, ein glühender Kopf. Haſt Du Schmerzen im Halſe, mein Herzblatt?“

„Nein,“ antwortete Helios; „aber mir iſt ſo übel.“

Der Verwalter öffnete das Hemdchen des Kleinen, um nachzuſehen, ob ſich auf ſeiner Bruſt Flecken zeigten; Arſinoe aber ſagte, während er ſich zu ihm niederbeugte:

„Es iſt gar nichts. Er hat ſich nur den Magen verdorben. Die dumme Alte thut ihm in allem den Willen und hat ihm die Hälfte von den Roſinenkuchen gegeben, die wir holen ließen, bevor wir gingen.“

„Aber ihm glüht der Kopf,“ wiederholte Keraunus.

„Morgen früh wird alles vorüber ſein,“ verſicherte Arſinoe. „Die arme Selene braucht uns nötiger als er. Komm, Vater; die Alte mag bei ihm bleiben.“

„Selene ſoll kommen," wimmerte der Kleine. „Bitte, bitte, laßt mich nicht wieder allein."

„Dein Väterchen bleibt bei Dir," verſetzte Keraunus zärtlich; denn dieſes Kind leiden zu ſehen, ſchnitt ihm ins Herz. „Ihr wißt alle nicht, was wir an dem Jungen da haben."

„Er ſchläft bald ein," verſicherte Arſinoe. „Laß uns doch gehen, ſonſt wird es zu ſpät."

„Damit die Alte eine neue Dummheit begeht?" rief Keraunus. „Es iſt meine Pflicht, bei dem armen Kleinen zu bleiben. Geh Du zu Deiner Schweſter und laß Dich von der Alten begleiten."

„Gut. Morgen früh komm' ich wieder."

„Morgen früh?" fragte Keraunus gedehnt. „Nein, nein, das geht nicht. Doris ſagte ja ohnehin, Selene würde gut von den Chriſten gepflegt. Sieh nur zu, was ſie macht, grüße ſie von mir und dann begib Dich nach Hauſe."

„Aber, Vater . . ."

„Weiter iſt zu bedenken, daß Dich morgen mittag die Gattin des Präfekten erwartet, um für Dich die Stoffe zu wählen. Dabei darfſt Du nicht überwacht und verſchlafen ausſehen."

„Ich ruhe etwas am Morgen."

„Am Morgen? Und meine Locken? Und Dein neues Kleid? Und der arme Helios? Nein, Kind, Du ſiehſt nur nach Selene und dann kehrſt Du wieder zurück. Am frühen Morgen fängt auch das Feſt an, und Du weißt, wie es dabei zugeht. Die Alte hilft Dir nichts in dem Gedränge. Du ſchauſt nur nach, wie es Selene geht; aber Du bleibſt nicht."

„Ich will ſehen —“

„Nichts von ſehen. Du kommſt wieder zurück! Ich befehl' es! In zwei Stunden liegſt Du in Deinem Bette.“

Arſinoe zuckte die Achſeln, und wenige Minuten ſpäter ſtand ſie mit der Alten vor dem Thorwärterhäuschen.

Ein breiter Lichtſtreifen fiel durch die geöffnete Thür des mit Blumen und Vögeln geſchmückten Zimmers; Euphorion und Doris waren alſo noch nicht zur Ruhe gegangen und konnten ihr ſogleich die Palaſtpforte öffnen.

Die Grazien ſchlugen an, als Arſinoe die Schwelle der alten Freunde betrat, doch ſie verließen ihre Kiſſen nicht; denn ſie erkannten ſie ſchnell.

Seit mehreren Jahren war Arſinoe, gehorſam dem ſtrengen Verbot des Vaters, nicht in dieſen heimlichen Raum getreten, und ihr wurde ganz weich ums Herz, als ſie das alles wiederſah, was ſie als Kind ſo gern gehabt und als Jungfrau nicht vergeſſen hatte.

Da waren die Vögel, die kleinen Hunde und die Lauten an der Wand neben dem Apollo! Auf dem Tiſche der guten Frau Doris hatte immer etwas Eßbares geſtanden, und auch jetzt lag ein ſchöner gelber Kuchen neben dem Weinkrug. Wie oft war ſie als Kind zu der Alten hineingehuſcht, um ſich einen ſüßen Biſſen zu holen, wie häufig auch, um nachzuſehen, ob der lange Pollux nicht da ſei, deſſen kühne Erfindungen und friſches Zugreifen ihren Werken und Spielen den Stempel der Großartigkeit aufdrückte und ihnen einen beſonderen Reiz verlieh.

Da ſaß nun ihr ausgelaſſener Geſpiele in eigener

Perſon und ſtreckte, eifrig erzählend, die langen Beine weit von ſich.

Arſinoe hörte noch den Schluß ſeines Berichtes über ihre Wahl zu Roxane, und dabei ihren eigenen Namen, geſchmückt mit Eigenſchaftsworten, die ihr das Blut in die Wangen trieben und ſie doppelt freuten, weil er ja nicht ahnen konnte, daß ſie ſie hörte.

Aus dem Knaben war ein Mann, ein ſtattlicher Mann und ein großer Künſtler geworden; aber er war doch der alte, übermütige, gute Pollux!

Der kecke Satz, mit dem er von ſeinem Sitz auf- und ihr entgegenſprang, das friſche Lachen, mit dem er manchmal ſeine Rede unterbrach, die kindlich zärtliche Art, mit der er ſeine kleine Mutter umfaßt hielt, während er ſie begrüßte und nach der Urſache ihres ſpäten Ausgangs fragte, der herzgewinnend tiefe Ton der Stimme, mit dem er Selenes Unfall beklagte, das alles heimelte Arſinoe an wie etwas Bekanntes, Liebes, lange Entbehrtes, und ſie ſchlug feſt ein in die beiden großen Hände, die er ihr hinhielt.

Wenn er ſie in dieſem Augenblick aufgehoben und vor den Augen Euphorions und ſeiner Mutter ans Herz gedrückt hätte, ſie wäre ihm wahrlich nicht böſe geweſen.

Sehr bekümmerten Herzens war Arſinoe zu Frau Doris eingetreten, doch in dem Thorwärterhäuschen wehte eine Luft, in der Trübnis und Sorge den Atem verloren, und wunderbar ſchnell verwandelte ſich in der Vorſtellung des leichtherzigen Mädchens das Bild der von Schmerz gefolterten und von ſchwerer Gefahr bedrohten Schweſter in das einer gut gebetteten, nur am Fuße recht ſchlimm verletzten Kranken. An Stelle der

nagenden Besorgnis trat herzliche Teilnahme, und diese klang noch Arsinoe aus der Stimme, als sie den Sänger Euphorion bat, ihr das Thor zu öffnen, weil sie mit ihrer alten Sklavin ausgehen und nachsehen wolle, wie sich Selene befinde.

Doris beruhigte sie, wiederholte die Versicherung, daß die Leidende im Hause Frau Hannas mit aller Sorgfalt gepflegt werde, fand aber ihren Wunsch, die Schwester zu sehen, gerechtfertigt und stimmte Pollux lebhaft zu, als er Arsinoe bat, seine Begleitung anzunehmen; denn bald nach Mitternacht beginne das Fest, füllten sich die Straßen mit übermütigem Volk, und vor den trunkenen Sklaven würde sie ein Fledermisch ebenso gut schützen wie ihre schwarze Vogelscheuche, die schon baufällig gewesen sei, bevor er die dümmste That seines Lebens begangen und ihren Vater gegen sich aufgebracht habe.

In der dunklen Straße, die sich, je weiter sie kamen, desto mehr mit Menschen füllte, gingen sie schweigend neben einander. Dann sagte Pollux:

„Lege doch Deinen Arm in den meinen; Du sollst empfinden, daß ich Dich schütze, und ich, ich möchte bei jedem meiner Schritte fühlen, daß ich Dich wiedergefunden habe und Dir nahe sein darf, Du wundervolles Geschöpf."

Diese Bitte klang gar nicht übermütig; sie hörte sich vielmehr recht ernst an, und die tiefe Stimme des Bildhauers zitterte vor Aufregung, als er sie mit inniger Zärtlichkeit wiederholte.

Wie der klopfende Finger der Liebe pochte sie an das Herz der Jungfrau, die denn auch ihren Arm in den seinen legte und leise versetzte:

„Du wirſt mich ſchon ſchützen.“

„Ja,“ ſagte er feſt und ergriff mit der Linken ihre kleine Hand, die ihm auf dem rechten Arm ruhte.

Sie entzog ſie ihm nicht, und nachdem ſie ſo einige Schritte ſchweigend fortgewandert waren, ſeufzte er auf und fragte:

„Weißt Du, wie mir zu Mute iſt?“

„Nun?“

„Ja, ich kann es ſelbſt nicht recht ſagen. Etwa als wär' ich ein olympiſcher Sieger oder als hätte mir der Kaiſer ſeinen Purpur geſchenkt. Aber Kranz hin und Purpur her. Du hängſt an meinem Arme und ich halte hier Deine Hand; dagegen iſt alles andere Bettelware. Wären die Leute nicht, ich — ich — ich weiß nicht, was ich thäte.“

Glückſelig ſchaute ſie zu ihm auf; er aber zog ihr Händchen an die Lippen und ließ ſie heiß und lange auf ihm ruhen. Dann gab er es wieder frei und ſagte mit einem aus dem tiefſten Herzensgrunde kommenden Seufzer:

„O Arſinoe, ſchöne Arſinoe, wie ich Dich liebe!“

Während ihm dies Bekenntnis leiſe und doch glühend über die Lippen ſtrömte, zog das Mädchen ſeinen Arm feſt an ſich, ſchmiegte das Haupt an ſeine Schulter, öffnete die großen Augen weit ſeinen zärtlichen Blicken und ſagte leiſe:

„O Pollux, ich bin ſo glücklich! Die Welt iſt ſo ſchön.“

„Nein, ich könnte ſie haſſen,“ rief der Bildhauer. „Das mit anzuhören und eine wachſame Alte bei ſich zu haben, und in einer von Menſchen wimmelnden

Straße ehrbar dahinſchreiten zu müſſen, das iſt unerträglich. Ich halt' es auch nicht länger mehr aus. Mädchen der Mädchen, hier iſt es dunkel."

Ja, es lag tiefe Finſternis über dem von zwei aneinanderſtoßenden Häuſern gebildeten Winkel, in dem Pollux Arſinoe an ſich zog und ſchnell den erſten Kuß auf ihre reinen Lippen drückte; aber in ihren beiden Herzen war es hell, ſonnenhell.

Sie hatte die Hände feſt um ſeinen Hals geſchlungen und hätte ihn gern feſtgehalten bis zum Ende der Tage; aber da näherte ſich ihnen ein Zug lärmender Sklaven.

Singend und tobend begannen dieſe Unglücklichen ſchon bald nach Mitternacht die Feier, um den Feſttag, der ſie auf kurze Zeit von jeder Pflicht entband, bis an ſeine äußerſten Grenzen auszunützen.

Pollux wußte, wie unbändig ſie in ihrer Luſt ſein konnten, und während er mit Arſinoe weiterſchritt, forderte er ſie auf, ſich mit ihm dicht an den Häuſern zu halten.

„Wie froh ſie ſind!" ſagte er, indem er auf die Jubelnden zeigte. „Ihre Herren werden ſie heute ein wenig bedienen, und eben beginnt für ſie ihr beſter Tag im Jahr; für uns hat der ſchönſte im ganzen Leben begonnen."

„Ja, ja," entgegnete Arſinoe und umſchloß mit beiden Händen ſeinen kräftigen Arm.

Dann lachten beide munter auf; denn Pollux hatte bemerkt, daß die alte Sklavin an ihnen vorbeigegangen war und geſenkten Hauptes hinter einem andern jungen Paare herging.

„Ich will ſie rufen," ſagte Arſinoe.

„Nein, nein, laß ſie," bat der Künſtler. „Die beiden da vorn haben ihren Schutz ganz gewiß nötiger als wir."

„Wie iſt es nur möglich, daß ſie den kleinen Mann mit Dir verwechſelt?" lachte das Mädchen.

„Wär' ich nur weniger groß," entgegnete Pollux ſeufzend. „Denke Dir, welche Maſſe von brennender Liebe und peinigender Sehnſucht in ein ſo langes Gefäß, wie ich bin, hineingeht."

Da ſchlug ſie ihm mit der Hand auf den Arm, und zur Strafe berührte er ihre Stirn ſchnell mit den Lippen.

Verweiſend ſagte ſie: „Aber die Leute," und er verſetzte fröhlich:

„Es iſt kein Unglück, beneidet zu werden."

Jetzt hörte die Straße auf, und ſie ſtanden vor einem Garten.

Er gehörte der Witwe des Pudens; Pollux wußte es; denn ſeine Beſitzerin Paulina war die Schweſter des Baumeiſters Pontius, die auch in der Stadt ein prächtiges Haus beſaß.

Aber konnt' es denn möglich ſein? Hatten unſichtbare Hände ſie hieher getragen?

Das Thor des Grundſtückes war geſchloſſen.

Der Bildhauer weckte den Pförtner, teilte ihm mit, was er begehrte, und wurde von dem Manne, der Weiſung erhalten hatte, die Angehörigen der Kranken auch in der Nacht einzulaſſen, mit Arſinoe bis an eine Stelle geführt, von der aus man helles Licht aus dem Häuschen Frau Hannas ſchimmern ſah.

Der zunehmende Mond beleuchtete die mit Muſcheln beſtreuten Wege, die Büſche und Bäume im Garten

warfen scharf umrissene Schatten auf weißlich leuchtende Flächen, das Meer schimmerte hell, und sobald der Pförtner die beiden Glücklichen verlassen und ein dunkler Laubgang sie aufgenommen hatte, sagte Pollux, indem er die Arme weit öffnete:

„Nun noch einen Kuß, an den ich mich erinnern kann, während ich warte."

„Jetzt nicht," bat das Mädchen, „ich bin nicht mehr froh, seit wir hier sind. Immerfort muß ich der armen Selene gedenken."

„Dagegen läßt sich nichts sagen," entgegnete Pollux ergeben. „Wenn das Warten aber vorbei ist, dann werde ich belohnt."

„Nein, jetzt schon," rief Arsinoe, warf sich an seine Brust und eilte dann dem Hause entgegen.

Er folgte ihr, und als sie vor einem hellerleuchteten Fenster zu ebener Erde stehen blieb, hemmte auch er den Fuß.

Beide schauten zusammen in ein hohes, geräumiges, äußerst sauber gehaltenes Zimmer, das nur eine Thür besaß, die sich nach dem unbedeckten Vorraume des Hauses öffnete. Die Wände dieses Gemaches waren einfarbig mit hellem Grün bemalt. Der einzige Bilderschmuck, den es enthielt, befand sich über der Pforte.

Im Hintergrunde dieses Zimmers stand das Bett, in dem Selene ruhte. Einige Schritte von ihm entfernt saß die verwachsene Maria und schlief, Frau Hanna aber nahte sich der Leidenden mit einem angefeuchteten Umschlag und legte ihn ihr behutsam auf den Scheitel.

Nun stieß Pollux Arsinoe an und flüsterte ihr zu: „Wie Deine Schwester daliegt! Eine im Schlaf

von ihrem Dionyſus verlaſſene Ariadne. Welchen Schmerz wird ſie empfinden, wenn ſie erwacht!"

„Sie kommt mir weniger bleich vor als ſonſt."

„Sieh nur, wie ihr Arm gebogen iſt, und in wie ſchöner Lage ſich ihr Kopf in die Hand ſchmiegt."

„Geh jetzt," rief Arſinoe leiſe, „Du ſollſt hier nicht lauſchen."

„Gleich, gleich. Wenn Du dort ſo ruhteſt, dann brächte mich kein Gott von der Stelle. Wie behutſam Hanna den Umſchlag von dem armen, kranken Knöchel nimmt! Sorgſamer ward noch kein Auge behandelt als Selenes Fuß von dieſer Matrone."

„Tritt zurück; ſie ſchaut gerade hieher."

„Ein wunderbares Geſicht! Vielleicht eine Penelope; aber in ihren Augen iſt etwas ganz Sonderbares gelegen. Hätt' ich wieder eine nach den Sternen ſchauende Urania oder eine Sappho zu bilden, die des Gottes voll in dichteriſcher Begeiſterung gen Himmel ſchaut, das legt' ich hinein! Sie iſt nicht mehr ganz jung, und doch — wie rein iſt dies Antlitz! Es kommt mir vor wie der Himmel, von dem der Wind alle Wolken verſcheuchte."

„Ernſtlich, jetzt gehſt Du," befahl Arſinoe und entzog ihm ihre Hand, die er wieder ergriffen.

Pollux bemerkte, daß ſie ſein Lob der Schönheit einer andern Frau verdroß, und flüſterte begütigend, indem er ſie umfaßte:

„Sei ruhig, Kind! Du haſt doch nicht Deinesgleichen hier in Alexandria und ſo weit man Griechiſch verſteht. Ein ganz reiner Himmel iſt für mich gewiß nicht der ſchönſte. Lauter Licht, lauter Blau, das kann ein Künſtler nicht brauchen. Einige bewegliche Wölkchen, von wechſeln-

den Strahlen silbern und golden beleuchtet, geben dem Firmament erst seinen rechten Reiz, und wenn auch Dein Antlitz dem Himmel gleicht, so fehlt es darauf wahrlich nicht an lieblicher, niemals gleicher Bewegung. Die Matrone..."

„Sieh nur," unterbrach ihn Arsinoe, die sich wieder an ihn geschmiegt hatte. „Sieh nur, wie liebreich Frau Hanna sich über Selene beugt. Nun küßt sie ihr leise die Stirn. Zärtlicher kann keine Mutter die Tochter pflegen. Ich kenne sie schon lange. Sie ist gut, sehr gut; es ist kaum zu begreifen; denn sie ist eine Christin."

„Das Kreuz dort über der Thür," erklärte Pollux, „ist das Zeichen, an dem diese wunderlichen Leute einander erkennen."

„Was bedeutet die Taube und der Fisch und der Anker, die es umgeben?" frug Arsinoe.

„Sinnbilder aus den Mysterien der Christianer," antwortete Pollux. „Ich verstehe sie nicht. Die Dinger sind elend gemalt; die Anhänger des gekreuzigten Gottes verachten auch die Kunst und besonders die meine; denn alle Götterbilder sind ihnen verhaßt."

„Und unter solchen Frevlern gibt es so gute Menschen! Gleich geh' ich hinein. — Hanna befeuchtet jetzt wieder den Umschlag."

„Und wie unverdrossen und freundlich sie dabei aussieht; aber es hat doch alles in dem großen, sauberen Zimmer da etwas Fremdes, Oedes, Anmutloses. Ich möchte nicht darin wohnen."

„Hast Du den leisen Lavendelgeruch bemerkt, der durch das Fenster kommt?"

„Längst. Da regt sich Deine Schwester und öffnet die Augen. Nun schließt sie sie wieder!"

„Geh in den Garten zurück und warte auf mich,“ befahl Arsinoe entschieden. „Ich will nur sehen, wie es Selene geht. Lange werd' ich nicht bleiben; denn der Vater will, daß ich bald zurückkomme, und besser als Hanna kann niemand pflegen.“

Das Mädchen zog die Hand aus der des Freundes und klopfte an die Thür des kleinen Hauses. Sie ward geöffnet, und die Witwe führte Arsinoe selbst an das Lager der Schwester.

Pollux setzte sich zuerst auf eine Bank im Garten; bald aber sprang er auf und durchmaß mit großen Schritten den Weg, den er mit Arsinoe gegangen.

Ein steinerner Tisch hielt ihn bei diesem Gange auf, und es gelüstete ihn, über ihn fortzuspringen.

Als er zum drittenmale an ihm vorbeikam, that er es auch, und zwar mit einem gewaltigen Satze; — aber gleich nach dieser übermütigen That blieb er stehen, schüttelte den Kopf über sich selbst und murmelte vor sich hin: „Wie ein Junge!“ — Ihm war auch zu Mute, als sei er ein glückseliges Kind.

Während des Wartens wurde er ruhiger und ernster. Dankbar sagte er sich, daß er nun das Frauenbild gefunden, von dem er in den besten Schaffensstunden geträumt hatte, daß es ihm gehöre, ihm ganz allein.

Aber wer war er denn eigentlich! Ein armer Schelm, der viele Mäuler zu stopfen hatte, zwei Finger an seines Meisters Hand! Das mußte anders werden. Der Schwester wollte er nichts entziehen, doch mit Papias mußte er brechen und sich auf eigene Füße stellen. Der Mut war ihm hoch gewachsen, und als Arsinoe endlich von der Schwester zurückkehrte, wußte er schon, daß er in der

eigenen Werkſtätte zuerſt die Büſte Balbillas mit allem Fleiß fertig ſtellen und dann die Geliebte modelliren wollte. Dieſe beiden Frauenköpfe konnten ihm nicht mißlingen. Der Kaiſer mußte ſie ſehen, ſie ſollten ausgeſtellt werden, und er ſah ſchon ſich ſelbſt vor dem inneren Auge, wie er Beſtellung auf Beſtellung ablehnte, und von den guten nur die glänzendſten annahm.

Arſinoe konnte beruhigt heimkehren.

Selenes Leiden waren doch weit weniger gefährlich, als ſie befürchtet. Sie wollte von keiner andern als von Frau Hanna gepflegt ſein. Vielleicht mochte ſie etwas Fieber haben, doch wer ſo verſtändig wie ſie über jede kleine Frage der Haushaltung und über alles, was für die Kinder geſchehen ſollte, zu reden verſtand, der, meinte Arſinoe, indem ſie am Arme des Künſtlers durch den Garten ſchritt, der könnte doch nicht ſehr krank ſein.

„Eine Roxane zur Schweſter zu haben, muß ſie erfreuen und ermuntern," rief Pollux; ſeine ſchöne Begleiterin aber ſchüttelte verneinend den Kopf und ſagte: „Sie iſt immer ſo eigen: was mich am meiſten freut, das iſt ihr zuwider."

„Selene iſt eben der Mond, und Du biſt die Sonne."

„Und wer biſt Du?" frug Arſinoe.

„Ich bin der lange Pollux; und heute will es mir ſcheinen, als könnte ich noch einmal der große werden."

„Wenn Dir das gelingt, ſo wachſe ich mit Dir."

„Das wird Dein Recht ſein; denn nur durch Dich kann mir das, was ich vorhabe, gelingen."

„Wie ſoll ich ungeſchicktes Ding es anfangen, einem Künſtler zu helfen?"

„Indem Du lebst und ihn liebst," rief der Bildhauer und hob sie, bevor sie es hindern konnte, zu sich empor.

Vor dem Gartenthore saß die alte Sklavin und schlief. Sie hatte von dem Pförtner gehört, daß ihre junge Herrin mit dem Begleiter hier Einlaß gefunden hätte; ihr selbst war untersagt worden, in das Grundstück zu treten. Ein Prellstein diente ihr zum Sitze, und beim Warten waren ihr, trotz des wachsenden Lärms auf der Straße, die Augen zugefallen.

Arsinoe weckte sie nicht und fragte Pollux mit einem schalkhaften Lächeln:

„Nicht wahr, wir finden allein den Heimweg?"

„Wenn Eros uns nicht in die Irre führt," entgegnete der Künstler.

Während sie vorwärts zogen, scherzten sie und tauschten mit einander zärtliche Worte.

Je mehr sie sich der Lochias und der breiten Verkehrsader näherten, die die kanopische Straße, die größte und längste der Stadt, rechtwinkelig durchschnitt, desto voller wurde der Strom der sich mit ihnen fortbewegenden Leute. Doch dieser Umstand war ihnen günstig; denn wer unbemerkt zu sein wünscht, der mische sich nur, wenn es ihm an einem einsamen Platz fehlt, in das Menschengedränge.

Vorwärts getrieben von den nach dem Mittelpunkte des festlichen Treibens strebenden Scharen, hielt er sie und sie ihn umfaßt, damit kein vorüberstürmender Zug von überspannten thracischen Weibern, die in dieser dem kürzesten Tage folgenden Nacht, der heimischen Festfeier treu, mit einem Stierkalbe dahergestürmt kamen, sie von einander reiße.

Jetzt waren ſie kaum noch hundert Schritte von der Mondſtraße entfernt, da jubelte ihnen berauſchend heiterer, wild ſchwärmiſcher Geſang und, ihn laut übertönend, Trommel und Flötenklang, Schellengeraſſel und helles Jauchzen entgegen.

Jetzt drang ihnen in der Königsſtraße, die bei der Lochias mündete und das Bruchium durchſchnitt, eine fröhliche Schar entgegen.

Allen voran unter anderen Bekannten der Gemmenſchneider Teuker, der junge Bruder des glückſeligen Pollux. Mit Epheuranken umkränzt und einen Thyrſusſtab ſchwingend, tanzte er vorwärts, und hinter ihm her ſprang und jubelte ein Zug von Männern und Frauen, — alle bis zur Tollheit erregt, jauchzend, ſingend und tanzend.

Wein-, Epheu- und Asphodelusranken umflatterten hundert Häupter; Pappel-, Lotus- und Lorbeerkränze ſchwankten auf glühenden Stirnen, Panther-, Hirſch- und Rehfelle hingen von nackten Schultern und wurden beim ſchnellen Lauf ihrer Träger und Trägerinnen vom Zugwinde hoch in die Luft geworfen. Künſtler und reiche junge Herren, die mit den Geliebten von einem Gaſtmahle heimkehrten, hatten dieſen Aufzug mit einer Muſikbande eröffnet. Wer auch dieſem fröhlichen Haufen begegnete, den zog er an, den riß er mit ſich fort. Ehrbare Bürger und Bürgerfrauen, Arbeiter, Dirnen, Sklaven, Soldaten und Matroſen, Offiziere, Flötenſpielerinnen, Handwerker, Schiffsführer, ein ganzer Theaterchor, den ein Kunſtfreund bewirtet hatte, erregte Weiber, die einen Bock, der dem Dionyſus geſchlachtet werden ſollte, mit ſich zerrten, niemand von ihnen allen widerſtand der Lockung, dem Zuge zu folgen.

Nun bog er in die Mondſtraße ein und hielt ſich in dem breiten, mit Ulmen beſetzten Mittelwege, der zu jeder ſeiner Seiten von einem Fahrdamme begrenzt war, den niemand zu dieſer Zeit benützte.

Wie klangen die Doppelflöten ſo laut, wie ſchlugen zarte Mädchenfäuſte ſo kräftig auf das Kalbfell der Handtrommeln, welch luſtiges Spiel trieb der Wind mit dem aufgelöſten Haare der tobenden Weiber und dem Rauche der Fackeln, die übermütige Geſellen, als Pane und Satyrn verkleidet, laut aufjauchzend ſchwangen.

Hier ſchnellte ein Mädchen in vollem Lauf ein Tambourin hoch in die Luft und ſchüttelte die Schellen an ſeinem Reifen ſo heftig, als ſollten ſich die hohlen metallenen Kugeln von ihm ablöſen und auf eigenen Wegen die Luft durchſauſen. Dort, neben der bis zur Grenze des Wahnſinns Erregten, hüpfte in ausgeſucht zierlichen Sprüngen ein ſchöner Jüngling daher, trug den langen Stierſchwanz, den er ſich angeheftet hatte, mit komiſcher Sorgfalt unter dem Arme und blies von der längſten in die kürzeſte und von der kürzeſten in die längſte der Röhren, die ſeine Panflöte bildeten. Mitten aus dem raſch dahinlärmenden Zuge klang manchmal lautes Gebrüll, das ebenſo gut die Luft wie der Schmerz erzeugt haben konnte; doch es wurde jedesmal ſchnell von tollem Gelächter, ausgelaſſenem Geſang und luſtiger Muſik übertönt.

Alt und Jung, Hoch und Gering, kurz alles, was ſich dem Aufzug nahte, ward mit unwiderſtehlicher Macht fortgeriſſen, ihm jauchzend zu folgen.

Auch Pollux und Arſinoe gingen ſchon längſt nicht mehr in ruhigem Schritt ehrbar neben einander, ſondern

bewegten lachend die Füße nach dem Takt der fröhlichen Weiſe.

„Wie das klingt!“ rief der Künſtler. „Tanzen und jubeln möcht' ich, Arſinoe, tanzen und jubeln mit Dir, und wie raſend.“

Bevor ſie noch Zeit fand, „Ja“ oder „Nein“ zu erwidern, jauchzte er ein lautes „Jo, Jo, Dionyſus“ und ſchwang ſie hoch in die Höhe.

Da wurde auch ſie von dem Taumel ergriffen, und die Hand über dem Haupte ſchwenkend, ſtimmte ſie in ſeinen Jubelruf ein und ließ ſich von ihm an die Ecke der Mondſtraße ziehen, wo eine Kranzhändlerin ihre Ware feilhielt.

Dort geſtattete ſie ihm, ſie mit Weinranken zu umſchlingen, ſetzte ihm einen Lorbeerkranz auf das Haupt, wand ihm Epheu um den Hals und die Bruſt, lachte laut auf, als er der Gärtnerin ein großes Geldſtück in den Schoß warf, und hing ſich ihm feſt an den Arm.

Das alles war ohne Nachdenken in fliegender Eile, wie im Rauſch und mit zitternden Fingern geſchehen.

Jetzt erreichte der Zug ſein Ende.

Sechs bekränzte Frauen und Mädchen ſchloſſen ſich Arm in Arm und mit lautem Geſang ihm an.

Pollux zog die Geliebte hinter dieſe luſtige Reihe, umſchlang Arſinoe wieder, ließ ſich von ihr umfaſſen und nun hoben beide in raſchem Tanzſchritt die Füße, ſchwangen die freien Arme, warfen den Kopf laut rufend und ſingend zurück und vergaßen alles, was ſie umgab, und glaubten, ſie wären mit einem aus Sonnenſtrahlen gewebten Gürtel verbunden und ein Gott hebe ſie an ihm hoch empor und führe ſie durch lauter Jubel und Luſt

an tauſend Sternen vorbei durch die lichten Räume des Aethers.

Und ſie ließen ſich beide fortreißen durch die Mondſtraße in die von Kanopus und dann zum Meere zurück bis zum Tempel des Dionyſus.

Da blieben ſie atemlos ſtehen, und ihm fiel wieder ein, daß er Pollux, und ihr, daß ſie Arſinoe ſei und daß ſie zu ihrem Vater und den Geſchwiſtern zurückkehren müſſe.

„Komm nach Hauſe," ſagte ſie leiſe. Dabei ließ ſie die Arme ſinken und faßte ſchamhaft das aufgelöſte Haar zuſammen.

„Ja, ja," entgegnete er wie im Traume.

Dann gab er ſie frei, ſchlug ſich die Stirn mit der Hand und rief, indem er ſich der offenen Cella des Tempels zuwandte:

„Daß Du mächtig biſt, Dionyſus, daß Du ſchön biſt, Aphrodite, daß Du lieblich biſt, Eros, hab' ich lange gewußt; aber daß eure Gaben ſo unermeßlich groß ſind, das erfuhr ich erſt heute."

„Wir waren beide ganz voll von dem Gotte," ſagte Arſinoe, „und es war wundervoll; aber da kommt ein neuer Zug, und ich muß nach Hauſe."

„So gehen wir durch die kleine Hafengaſſe," riet Pollux.

„Ja. Die Blätter muß ich aus dem Haare leſen, und dort ſieht uns niemand."

„Ich will Dir helfen . . ."

„Nein, Du rührſt mich nicht an," entgegnete Arſinoe ſtreng.

Dann faßte ſie die Fülle ihres weichen, glänzenden Hauptſchmucks zuſammen und befreite ihn von dem Laube,

das sich wie grüne Käfer in vielblätterigen Blumen in ihm versteckt hatte. Zuletzt verbarg sie das Haar unter dem Schleier, der ihr längst vom Haupt gesunken und wie durch ein Wunder an der Spange des Peplos hängen geblieben war.

Pollux schaute ihr zu und rief, fortgerissen von der Macht der Leidenschaft:

„Ewige Götter, wie ich Dich liebe! Mein Herz ist ein spielendes Kind gewesen, heute aber wuchs es zum Helden heran. Warte nur, warte, der wird seine Waffen schon brauchen!"

„Und ich kämpfe mit ihm," fügte sie freudig hinzu, legte den Arm wieder in den seinen, und beide eilten, mehr tanzend als gehend, dem Palaste entgegen.

Schon kündete die späte Sonne des kurzen Dezembertages durch einen kalten grauen Streifen ihren baldigen Aufgang an, als Pollux mit der Begleiterin das längst für die Arbeiter geöffnete Thor durchschritt.

In der Musenhalle nahmen sie den ersten, in dem zu der Verwalterwohnung führenden Gang den zweiten betrübten und doch fröhlichen Abschied. Aber er war nur kurz; denn der Schein eines Lämpchens riß sie bald von einander.

Arsinoe suchte schnell das Weite.

Antinous war der Störer.

Er wartete hier auf den Kaiser, der immer noch auf dem Turmbau, den Pontius für ihn hergestellt hatte, nach den Sternen schaute, und erkannte sie, als sie an ihm vorbeieilte.

Sobald sie verschwunden war, wandte er sich an Pollux und sagte heiter:

„Ich bedarf Deiner Entschuldigung; denn ich störte Dich wohl bei einem Stelldichein mit Deiner Geliebten."

„Sie ist meine Braut," versetzte der Künstler stolz.

„Desto besser," entgegnete der Günstling und atmete so tief auf, als würde ihm das Herz durch die Versicherung des Künstlers von einer Bürde befreit. „Desto besser. Kannst Du mir sagen, wie sich die Schwester der schönen Arsinoe befindet?"

„Gewiß," entgegnete Pollux und ließ sich's gefallen, daß der Bithynier sich ihm an den Arm hängte.

In der nun folgenden Stunde gewann der Bildhauer, von dessen Lippen heitere und begeisterte Worte wie ein voller Gießbach rauschten, das ganze Herz des Günstlings.

Das Mädchen fand den Vater und ihren blinden Bruder Helios, der nicht mehr aussah wie ein Kranker, in tiefem Schlaf.

Die Sklavin kam wenige Minuten später als sie nach Hause, und als Arsinoe sich endlich mit aufgelöstem Haar auf das Lager warf, entschlummerte sie sogleich, und ein Traum führte sie wieder an die Seite ihres Pollux und ließ sie beide beim Klang der Trommeln, Flöten und Schellen wie zwei vom Winde entführte Blätter hoch über die staubigen Erdenwege dahinfliegen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Nach Sonnenaufgang war der Palaſtverwalter Keraunus erwacht. Er hatte zwar in ſeinem Lehnſeſſel nicht viel weniger feſt als im Bette geſchlafen; er fühlte ſich aber doch nicht erfriſcht, und die Glieder thaten ihm weh.

Im Wohnzimmer lag noch alles umher wie am vergangenen Abend, und das verdroß ihn; denn er war gewohnt, wenn er es am Morgen betrat, dies Gemach in beſter Ordnung zu finden.

Auf dem Tiſch ſtanden, von Fliegen umſchwärmt, die Reſte der Abendmahlzeit der Kinder, und zwiſchen den Schüſſeln und Brotrinden glänzte ſein eigener Schmuck und der ſeiner Tochter.

Wohin er ſchaute, ſah er Kleidungsſtücke und Dinge, die nicht hieher gehörten.

Die alte Sklavin trat gähnend in das Gemach. Ihr graues Wollhaar hing ihr ungeordnet ins Geſicht und ihre Augen blickten ſtier, die Füße wankten ihr unſtät hin und her.

„Du biſt betrunken,“ herrſchte Keraunus ſie an, und er täuſchte ſich nicht; denn nachdem die Alte vor dem

Hauſe der Witwe des Pudens aufgewacht war und von dem Thorhüter erfahren hatte, daß Arſinoe den Garten ſchon verlaſſen habe, war ſie von anderen Sklavinnen in eine Weinſchenke gezogen worden.

Als ihr Herr ſie am Arme ergriff und ſie ſchüttelte, rief ſie mit einem dummen Grinſen auf den naſſen Lippen:

„Das Feſt. Alles iſt frei. Heut iſt das Feſt.“

„Römiſcher Unſinn,“ unterbrach ſie der Verwalter. „Iſt meine Suppe fertig?“

Während die Alte eine unverſtändliche Antwort vor ſich hin murmelte, trat der Sklave in das Zimmer und ſagte:

„Sie feiern heut alle, darf ich auch hinaus?“

„Das könnte mir paſſen,“ rief der Verwalter. „Dies Untier betrunken, Selene krank, und Du auf der Straße.“

„Aber keiner bleibt heute zu Hauſe,“ entgegnete der Schwarze ſchüchtern.

„So pack Dich!“ ſchrie Keraunus. „Treib Dich herum bis Mitternacht! Thu, was Du willſt; nur erwarte nicht, daß ich Dich länger behalte. Zum Drehen der Handmühle biſt Du immer noch gut, und es findet ſich gewiß noch ein Dummer, der ein paar Drachmen für Dich bezahlt.“

„Nicht, nicht verkaufen,“ ſtöhnte der Alte und erhob bittend die Hände; Keraunus aber hörte ihn nicht, ſondern fuhr ſcheltend fort:

„Ein Hund hängt wenigſtens treu an ſeinem Herrn, aber ihr, ihr freßt ihn arm, und wenn er euch braucht, ſo gelüſtet es euch, auf die Gaſſe zu laufen.“

„Ich will ja bleiben," heulte der Alte.

„Thu, was Du willst. Lange schon bist Du wie ein lahmes Pferd, das den Herrn, der es reitet, zum Kinderspott macht. Wenn Du mit mir ausgehst, sieht man mir nach, als hätte ich einen Fleck auf dem Pallium. Und der räudige Hund will Feste feiern und sich groß machen unter den Bürgern!"

„Ich bleibe ja; nur nicht verkaufen!" wimmerte der Geängstigte kläglich und versuchte die Hand des Gebieters zu ergreifen; der Verwalter aber stieß ihn zurück und befahl ihm, in die Küche zu gehen, Feuer anzuzünden und der Alten Wasser über den Kopf zu gießen, um sie wieder munter zu machen.

Der Sklave schob die Genossin zur Thüre hinaus; Keraunus aber begab sich in das Schlafgemach der Tochter, um sie zu wecken.

In die Kammer Arsinoes drang kein anderes Licht als das, dem es durch eine kleine Oeffnung unter der Decke sich zu ihr hineinzustehlen gelang. Die schrägen Strahlen der Morgensonne fielen gerade jetzt auf das Bett, dem Keraunus sich näherte.

Da lag seine Tochter in tiefem Schlaf. Ihr schöner Kopf ruhte auf dem rundgebogenen rechten Arme, das aufgelöste hellbraune Haar floß ihr wie ein Strom auf die weichen Schultern und über den Rand des Bettes hinaus.

So schön war ihm sein Kind noch nie erschienen, ja sein Anblick bewegte ihm das Herz; denn Arsinoe erinnerte ihn an die verstorbene Gattin, und es war nicht bloß eitler Stolz, sondern eine Regung von wahrer väterlicher Liebe, die unwillkürlich seinen Seelenwunsch, die

Götter möchten ihm dies Kind erhalten und es glücklich werden lassen, in ein wortloses, inniges Gebet verwandelte.

Er war nicht gewohnt, seine Töchter, die stets vor ihm wach und thätig zu sein pflegten, zu wecken, und es fiel ihm schwer, den süßen Schlaf des Lieblings zu stören; doch es mußte ja sein, und so rief er denn Arsinoes Namen, schüttelte ihr den Arm und sagte, als sie sich endlich erhob und ihn fragend ansah:

„Ich bin es. Steh auf! Erinnere Dich nur, Kind, was es heute noch alles gibt."

„Ja doch," gähnte sie, „es ist noch so früh."

„Früh?" fragte Keraunus lächelnd. „Mein Magen behauptet das Gegenteil. Die Sonne steht schon hoch, und ich habe noch nicht einmal meine Suppe bekommen."

„Laß die Alte sie kochen."

„Nein, nein, Kind, Du mußt aufstehen. Hast Du vergessen, was Du vorstellen sollst? Und meine Locken, und die Gattin des Präfekten, und dann Deine Gewänder."

„So geh nur. — Ich mache mir nicht das Geringste aus der Roxane und der ganzen Verkleidung."

„Weil Du noch nicht recht wach bist," lachte der Verwalter. „Wie kommt Dir das Epheublatt dort in das Haar?"

Da errötete Arsinoe, faßte nach der Stelle, auf die der Vater wies, und sagte unwillig:

„Von irgend einer Ranke. Aber nun geh hinaus, damit ich aufstehen kann."

„Gleich, gleich. Wie fandest Du Selene?"

„Es geht ihr gar nicht so schlimm; aber davon erzähle ich Dir nachher. Jetzt will ich allein sein!"

Als Arsinoe eine halbe Stunde später dem Vater die Suppe brachte, schaute der sie verwundert an.

Es schien ihm eine Veränderung mit der Tochter vorgegangen zu sein. Aus ihren Augen leuchtete etwas, das er nie vorher bemerkt hatte und ihren jugendlichen Zügen etwas so Bedeutendes verlieh, daß es ihn beinahe erschreckte.

Keraunus hatte, während sie die Suppe rührte, die Kinder mit Hilfe der Sklaven aus den Betten genommen.

Jetzt saßen sie beim Frühstück, und mitten unter ihnen frisch und gesund der blinde Helios.

Während Arsinoe dem Vater von Selene und ihrer vortrefflichen Wartung durch die Witwe Hanna erzählte, schaute Keraunus sie unverwandt an.

Als sie dies bemerkte und ungeduldig fragte, was sie denn heute Besonderes an sich habe, gab er kopfschüttelnd zurück:

„Wie ihr Mädchen doch seid! Da hat man Dir eine große Ehre erwiesen, Du sollst die Braut Alexanders vorstellen, und der Stolz und die Freude darüber haben Dich in einer einzigen Nacht seltsam verändert; doch ich denke, nicht gerade zum Nachteil."

„Thorheit," entgegnete Arsinoe errötend und warf sich, indem sie sich streckte und dehnte, tief in das Polster.

Sie fühlte sich nicht eigentlich müde, ja die Schlaffheit, die sie in allen Gliedern empfand, erfüllte sie mit einem eigentümlichen Wohlgefühl.

Es war ihr, als käme sie aus einem lauen Bade, und seitdem der Vater sie geweckt hatte, ließ sich wieder und wieder der Klang der heitern Musik, der sie mit

Pollux gefolgt war, wie aus weiter Ferne vor ihrem Ohre vernehmen.

Manchmal lächelte sie, manchmal blickte sie starr vor sich hin, und dabei sagte sie sich, daß wenn der Geliebte sie in dieser Stunde riefe, es ihr nicht an Kraft fehlen würde, sich mit ihm sogleich von neuem in den rasenden Tanz zu stürzen.

Wohlig durchdrang sie die Empfindung der vollen Gesundheit!

Nur die Augen brannten ihr ein wenig, und wenn Keraunus etwas Neues an der Tochter zu bemerken vermeinte, so war es der ernste Glanz, der sich nun zu dem heiteren Licht gesellte, das ihm sonst aus ihnen entgegen geschaut hatte.

Nachdem man das Frühstück beendet, der Sklave die Kinder ins Freie geführt und Arsinoe begonnen hatte, dem Vater die Locken zu brennen, nahm Keraunus die würdevollste seiner Stellungen ein und sagte gewichtig:

„Mein Kind!"

Das Mädchen ließ die erwärmte Zange sinken und fragte, gefaßt, eine von jenen Wunderlichkeiten zu vernehmen, denen Selene entgegenzutreten gewohnt war: „Nun?"

„Höre mir aufmerksam zu."

Das, was nun kommen sollte, war Keraunus vor einer Stunde, als er dem alten Sklaven die Lust verdarb, das Haus zu verlassen, eingefallen, und doch sagte er, indem er die Stirn mit der Hand berührte und die Miene eines sinnenden Philosophen annahm:

„Schon seit langer Zeit trage ich mich mit einem schweren Gedanken. Jetzt ist er zum Entschluß gereift,

und ich teile ihn Dir mit. Wir werden einen neuen Sklaven anſchaffen müſſen.“

„Aber, Vater,“ rief Arſinoe, „bedenke doch, was das koſten würde. Hätten wir einen Mann mehr zu ernähren ...“

„Davon iſt keine Rede,“ unterbrach ſie Keraunus. „Ich tauſche den Alten gegen einen jüngeren ein, mit dem man ſich ſehen laſſen kann. Geſtern ſagte ich Dir ſchon, daß wir von nun an die Blicke mehr auf uns ziehen werden als früher, und wenn wir mit der ſchwarzen Vogelſcheuche auf der Straße oder ſonſt wo erſcheinen ...“

„Man kann gewiß keinen Staat mit Sebek machen,“ unterbrach Arſinoe den Vater; „aber laſſen wir ihn doch künftig zu Hauſe.“

„Kind, Kind,“ entgegnete Keraunus vorwurfsvoll; „bedenkſt Du denn niemals, wer wir ſind! Wie würde es ſich für uns ſchicken, ohne Sklaven auf der Straße zu erſcheinen.“

Das Mädchen zuckte die Achſeln und ſtellte dem Vater vor, daß Sebek doch ein altes Familienſtück ſei, daß die Kleinen an ihm hingen, weil er ſie wie eine Wärterin hüte, daß ein neuer Sklave viel Geld koſten und nur mit Gewalt zu manchen Dienſten zu zwingen ſein würde, die der Alte immer gern und gut verrichtet habe.

Aber Arſinoe predigte tauben Ohren.

Selene war nicht da, und ſicher vor ihren Vorwürfen, begierig nach dem Verſagten wie ein unbehüteter Knabe, beharrte Keraunus auf dem Entſchluſſe, den alten treuen Burſchen gegen einen ſtattlichen Sklaven umzutauſchen.

An das traurige Schickſal, das dem hinfälligen, in

seinem Hause ergrauten Greise drohte, wenn er ihn verkaufte, dachte er keinen Augenblick; aber er hatte doch die Empfindung, daß es nicht recht von ihm sei, das letzte in sein Haus gefallene Geld für ein im Grunde nicht notwendiges Etwas auszugeben.

Je berechtigter ihm die Bedenken Arsinoes zu sein schienen, je lauter ihn eine innere Stimme warnte, seiner Eitelkeit dies neue Opfer zu bringen, desto fester und heftiger trat er für seinen Wunsch ein, und während er das, was er begehrte, verfocht, gewann es vor ihm selbst den Anschein der Notwendigkeit, drängte sich ihm eine Menge von Gründen auf, die es vernünftig und leicht ausführbar erscheinen ließen.

Geld war vorhanden, nach Arsinoes Wahl für die Rolle der Roxane konnte er erwarten, neues geborgt zu erhalten, es war seine Pflicht, stattlich aufzutreten, um den vornehmen Schwiegersohn, von dem er träumte, nicht abzuschrecken, und in der äußersten Not blieb ihm immer noch seine Sammlung von seltenen Gegenständen. Es kam nur darauf an, den rechten Käufer zu finden.

Wenn das falsche Schwert des Antonius so hoch bezahlt worden war, wie viel konnten Liebhaber für die anderen weit wertvolleren Gegenstände bieten!

Arsinoe wurde rot und blaß, während der Vater wieder und wieder auf ihren Handel zurückkam, aber sie wagte es nicht, ihm die Wahrheit zu gestehen, und ihre Lüge reute sie um so aufrichtiger, je deutlicher sie mit dem ihr eigenen gesunden Sinne erkannte, daß die ihr gestern zugefallene Ehre die Schwächen ihres Vaters in verhängnisvoller Weise zu steigern drohte.

Heute genügte es ihr vollständig, wenn sie nur Pollux

gefiel, und ohne Kummer hätte sie ihre Rolle und jeden Anspruch auf Beifall und Bewunderung, den sie ihr verlieh und der ihr noch gestern so unschätzbar wertvoll erschienen war, auf ein anderes Mädchen übertragen sehen.

Sie sprach das auch aus; Keraunus aber nahm ihre Erklärung nicht ernst, lachte ihr ins Gesicht, erging sich in rätselhaften Anspielungen auf den Reichtum, der nicht verfehlen würde, bei ihnen einzukehren — und weil ein dunkles Gefühl ihm sagte, es würde schicklich sein zu zeigen, daß seine persönliche Eitelkeit und die Rücksicht auf seine eigene Person nicht alle seine Handlungen bedinge, erklärte er, sich selbst ein großes Opfer auferlegen und sich auch für die nächste Zeit mit dem vergoldeten Stirnreifen begnügen und keinen von reinem Golde kaufen zu wollen.

Durch diese That der Entsagung glaubte er das volle Recht erworben zu haben, an die Erwerbung eines neuen stattlichen Sklaven ein hübsches Sümmchen zu wenden.

Die Bitten Arsinoes blieben unbeachtet, und als sie, weil der drohende Verlust des alten Hausgenossen sie schmerzte, zu weinen begann, verbot er ihr unwillig, wegen eines solchen Nichts Thränen zu vergießen; denn das sei kindisch und es könne ihm nicht gefallen, sie mit roten Augen zu der Frau des Präfekten zu führen.

Während dieser Verhandlungen wurden seine Locken fertig gedreht, und er befahl Arsinoe, nunmehr das eigene Haar schön zu ordnen, um dann mit ihm zu kommen. Sie wollten ein neues Gewand und Peplos kaufen, Selene besuchen und sich dann zu Frau Julia tragen lassen.

Gestern noch hatte er es für eine übermütige That gehalten, sich einer Sänfte zu bedienen, heute überlegte

er schon, ob es nicht schicklich sein würde, einen Wagen zu mieten.

Sobald er allein war, kam er auf einen neuen Gedanken.

Der übermütige Baumeister sollte erfahren, daß er nicht der Mann sei, sich ungestraft beleidigen und ängstigen zu lassen. Darum schnitt er einen leeren Papyrusstreifen von einem in seiner Truhe bewahrten Brief und schrieb darauf folgende Worte:

„Der Macedonier Keraunus an den Baumeister Claudius Venator aus Rom.

„Meine älteste Tochter Selene ist durch Deine Schuld so schwer verletzt worden, daß sie, von großer Gefahr bedroht, darniederliegt und unerhörte Schmerzen leidet. Meine anderen Kinder sind nicht mehr sicher im Hause ihres Vaters, und ich fordere Dich darum nochmals auf, Deinen Hund an die Kette zu legen. Weigerst Du Dich, dies billige Verlangen zu erfüllen, so lege ich meine Sache in die Hand des Kaisers. Ich teile Dir mit, daß sich Ereignisse zugetragen haben, die Hadrian bestimmen werden, jeden Uebermütigen zu strafen, der die Rücksicht außer acht läßt, die man mir und meinen Töchtern schuldet."

Nachdem Keraunus diesen Brief mit seinem Siegel verschlossen hatte, rief er den Sklaven und sagte kühl:

„Bring das dem Baumeister aus Rom und hole dann zwei Sänften. Du eilst Dich, und während wir fort sind, gibst Du gut acht auf die Kinder. Morgen oder übermorgen wirst Du verkauft. An wen? Das hängt davon ab, wie Du Dich in den letzten Stunden beträgst, in denen Du uns gehörst."

Der Schwarze ſtieß ein lautes, aus tiefſtem Herzen kommendes Jammergeſchrei aus und warf ſich vor dem Verwalter nieder.

Dieſem ſchnitt die Klage des Alten durch die Seele; doch er war entſchloſſen, ſich nicht rühren zu laſſen und ihn fortzugeben.

Aber der Schwarze umklammerte ihm die Kniee feſter, und als die Kinder, herbeigelockt durch das Geheul des armen Freundes, laut mit ihm weinten und der kleine Helios das halb ausgegangene Wollhaar des Negers zu ſtreicheln begann, da wurde dem eitlen Manne nicht wohl ums Herz, und um ſich vor der eigenen Schwachheit zu retten, ſchrie er überlaut und heftig:

„Hinaus mit Dir und thu, was man Dir befiehlt; ſonſt greif' ich zur Peitſche.“

Mit dieſer Drohung riß er ſich von dem Unglücklichen los, der dann geſenkten Hauptes das Gemach verließ und mit dem Briefe in der Hand vor den Gemächern des Kaiſers ſtehen blieb.

Das Sein und Weſen Hadrians hatten ihn mit Scheu und Ehrfurcht erfüllt, und er wagte es nicht, an ſeine Thür zu klopfen.

Nachdem er, immer noch mit Thränen in den Augen, eine Zeit lang gewartet, trat Maſtor mit den Reſten des Frühſtücks ſeines Gebieters in den Gang.

Der Schwarze rief ihn an und hielt ihm den Brief des Verwalters hin, indem er weinerlich ſtammelte:

„Von Keraunus für Deinen Herrn.“

„Leg ihn hier auf das Brett,“ befahl der Jazygier. „Aber was iſt Dir zugeſtoßen, mein Alter? Du heulſt ja und ſiehſt jämmerlich aus. Hat es Prügel gegeben?“

Der Schwarze schüttelte den Kopf und entgegnete wimmernd:

„Keraunus will mich verkaufen.“

„Es wird bessere Herren geben.“

„Aber Sebek ist alt, Sebek ist schwach, Sebek kann nicht mehr heben und ziehen, und bei schwerer Arbeit geht er zu Grunde, sicher zu Grund.“

„Hast Du es denn leicht und reichlich gehabt bei dem Verwalter?“

„Gar keinen Wein, gar kein Fleisch, viel Hunger,“ klagte der Greis.

„So sei froh, daß Du fortkommst.“

„Nein, nein,“ stöhnte der Alte.

„Närrischer Kauz!“ sagte Mastor, „was willst Du denn noch bei dem mürrischen Knauser?“

Der Schwarze blieb dem Fragenden eine Zeit lang die Antwort schuldig; dann hob und senkte sich ihm die eingefallene Brust, und als sei der Damm gerissen, der das Bekenntnis zurückgehalten hatte, rief er unter lautem Schluchzen:

„Die Kinder, die Kleinen, unsere Kleinen! Sie sind so lieb, und unser Helios, unser kleiner blinder Helios hat Sebek, weil er fort soll, das Haar gestreichelt, hier — hier hat er es gestreichelt,“ — er wies auf eine völlig kahle Stelle — „und nun soll Sebek fort und sie nie mehr wiedersehen, als wären sie alle gestorben!“

Diese Worte rollten wie schwere Körper, die ein Strom von Thränen langsam fortträgt, über die Lippen des Sklaven.

Sie rührten Mastor das Herz, weckten in ihm die Erinnerung an die eigenen verlorenen Kinder und den Wunsch, den unglücklichen Genossen zu trösten.

„Armer Schelm," ſagte er mitleidig. „Ja, die Kinder! Sie ſind ſo klein, und das Thor, das ins Herz führt, iſt ſo eng; ſie aber kommen ſpielend hindurch, hundertmal leichter und beſſer als Große. Ich habe auch liebe Kinder verloren, und das waren noch dazu meine eigenen. Ich kann jedermann lehren, was Schmerz iſt; aber nun weiß ich auch, wo man ſich Troſt holt."

Bei dieſer Verſicherung ſtützte Maſtor das Brett, das er trug, mit der Hüfte und rechten Hand, — mit der linken aber faßte er die Schulter des Schwarzen und flüſterte ihm zu:

„Haſt Du ſchon von den Chriſten gehört?"

Sebek nickte eifrig und als hörte er einer Sache gedenken, von der er Großes vernommen und Schönes erwartete, Maſtor aber fuhr leiſe fort:

„Komm morgen früh vor Sonnenaufgang in den Hof zu den Pflaſterern. Da wirſt Du von einem hören, der die Mühſeligen und Beladenen tröſtet."

Der Diener des Kaiſers nahm das Brett wiederum in beide Hände und entfernte ſich ſchnell; aus den Augen des Alten aber leuchtete ein leiſer Hoffnungsſchimmer. Er erwartete kein Glück, doch vielleicht gab es ein Mittel, die Not des Lebens leichter zu tragen.

Maſtor kehrte, ſobald er das Brett den Küchenſklaven, die nunmehr auf der Lochias thätig waren, übergeben hatte, zu dem Gebieter zurück und überreichte ihm den Brief des Verwalters.

Die Stunde war übel gewählt für Keraunus; denn der Kaiſer war in düſterer Stimmung.

Er hatte bis zum Morgen gewacht, kaum drei Stun-

den geruht und verglich jetzt mit zusammengezogenen Brauen die Ergebnisse seiner Beobachtung des gestirnten Himmels in dieser Nacht mit astronomischen Tafeln, die vor ihm ausgebreitet lagen.

Bei dieser Thätigkeit schüttelte er oft unzufrieden das lockige Haupt; ja, einmal warf er den Stift, mit dem er seine Berechnungen ausgeführt hatte, auf den Tisch, lehnte sich weit in das Polster zurück und bedeckte die Augen mit beiden Händen.

Dann begann er wieder Zahlen zu schreiben und sein neues Ergebnis schien um nichts erfreulicher als das erste.

Der Brief des Verwalters hatte schon lange vor ihm gelegen, als er ihn endlich, während er nach einem andern Schriftstücke griff, wieder bemerkte.

Einer Erholung bedürftig, riß er ihn auf, las ihn und warf ihn dann unwillig von sich.

Zu einer andern Zeit hätte er sich teilnahmsvoll nach dem leidenden Mädchen erkundigt, über den wunderlichen Mann gelacht oder wohl auch einen Streich ersonnen, um ihn zu ängstigen oder zu hänseln; heute aber ärgerten ihn die drohenden Worte des Verwalters und steigerten die Abneigung gegen ihn.

Ueberdrüssig des ihn umgebenden Schweigens rief er Antinous, der träumend in den Hafen hinausschaute.

Der Günstling näherte sich sofort dem Gebieter.

Hadrian schaute ihn an und sagte kopfschüttelnd:

„Auch Du siehst aus, als drohe ein Unglück. Hat sich der Himmel ganz überzogen?“

„Nein, Herr. Ueber der See ist er blau, doch im Süden ziehen sich schwarze Wolken zusammen.“

„Im Süden?“ frug Hadrian nachdenklich. „Von dorther kann uns kaum etwas Schlimmes bedrohen. Aber es kommt, es naht ſich, es wird da ſein, bevor wir es ahnen.“

„Du haſt ſo lange gewacht, und das verdirbt Dir die Stimmung.“

„Die Stimmung? Was iſt Stimmung?“ murmelte Hadrian düſter vor ſich hin. „Stimmung iſt ein Zuſtand, der ſich aller Regungen der Seele auf einmal bemächtigt, mit Grund bemächtigt, und mein Herz iſt heute gelähmt von Beſorgnis.“

„So haſt Du üble Zeichen am Himmel geſehen?“

„Höchſt üble!“

„Ihr weiſen Männer glaubt an die Sterne,“ entgegnete Antinous. „Ihr habt gewiß recht; doch mein ſchwacher Kopf will nicht begreifen, was ihre regelmäßigen Bahnen mit meinem unſtäten Hinundher zu thun haben ſollten.“

„Werde grau,“ verſetzte der Kaiſer. „Lerne das ganze All mit dem Geiſt umfaſſen, und dann erſt rede von dieſen Dingen, dann erſt kannſt Du erkennen, daß jeder Teil des Geſchaffenen, das Größte und Kleinſte, innig mit einander verknüpft iſt, auf einander wirkt, von einander abhängt. Was iſt und ſein wird in der Natur, was wir Menſchen empfinden, denken und thun, das alles wird bedingt von ewigen Urſachen, und was aus dieſen hervorgeht, das haben Dämonen, die zwiſchen uns und der Gottheit ſtehen, mit goldener Schrift auf die blaue Wölbung des Himmels verzeichnet. Die Lettern dieſer Schrift ſind die Sterne, deren Bahnen ſo unwandelbar ſind wie die Urſachen alles deſſen, was iſt und geſchieht.“

„Biſt Du ganz ſicher, Dich nie in dieſer Schrift zu verleſen?“ fragte Antinous.

„Auch ich kann irren,“ entgegnete der Kaiſer, „aber diesmal täuſchte ich mich gewiß nicht. Ein ſchweres Unheil bedroht mich. Es iſt ein ſeltſames, erſchreckend wunderbares Zuſammentreffen.“

„Was?“

„Aus dem verwünſchten Antiochia, von dem mir noch nie etwas Gutes zukam, empfing ich einen Orakelſpruch, der — aus dem — Warum ſollt' ich es Dir verſchweigen? In der Mitte des kommenden Jahres ſoll wie der Blitz, der den Wanderer zu Boden ſchleudert, ſchweres Unglück mich treffen und ſchlagen, und heute nacht! Sieh mit mir in dieſe Tafel! Hier iſt das Haus des Todes, hier ſind die Planeten . . . Aber was verſtehſt Du von ſolchen Dingen? Kurz, in dieſer Nacht, in der ſchon einmal Furchtbares vorging, beſtätigten die Sterne das Unglücksorakel mit ſo nackter Deutlichkeit, ſo unverkennbar ſicher, als hätten ſie Zungen und ſchrieen mir die ſchlimme Prophezeiung ins Ohr. Mit ſolcher Ausſicht vor Augen wandert es ſich ſchlecht. Was wird uns die Mitte des neuen Jahres wohl bringen?“

Hadrian ſeufzte tief auf, Antinous aber näherte ſich ihm, ließ ſich vor ihm auf die Kniee nieder und frug in kindlich beſcheidenem Ton:

„Darf ich armer, thörichter Wicht den großen Weiſen lehren, ſein Leben mit ſechs guten Monaten zu bereichern?“

Der Kaiſer lächelte, als wüßte er, was nun kommen würde; der Günſtling aber fuhr ermutigt fort:

„Laß doch die Zukunft Zukunft ſein. Was kommen

ſoll, kommt; denn ſelbſt die Götter haben keine Macht gegen das Schickſal. Wenn das Schlimme naht, ſo wirft es einen ſchwarzen Schatten vor ſich her. Du beachteſt ihn und läßt Dir den lichten Tag von ihm verfinſtern, ich ſchlendere träumend auf meinem Wege dahin und bemerke das Unglück erſt, wenn wir aneinander prallen und es auf mich losſchlägt."

„Und ſo bleibt Dir eine Reihe von umdüſterten Tagen erſpart," unterbrach Hadrian den Liebling.

„Das wollt' ich ſagen."

„Und Dein Rat iſt gut für Dich und jeden andern Spaziergänger durch den Jahrmarkt eines müßigen Lebens," entgegnete der Kaiſer; „der Mann aber, dem die Aufgabe geſtellt ward, Millionen über Abgründe zu führen, der muß unverwandt aufmerken, in die Nähe und Ferne ſchauen und darf das Auge nicht ſchließen, wenn es auch ſo Entſetzliches zu ſehen gibt, wie es mir heute nacht zu ſchauen beſtimmt war."

Bei dieſer Erklärung hatte Phlegon, der Geheimſchreiber des Kaiſers, mit neuen Briefen aus Rom das Zimmer betreten und ſich dem Gebieter genähert. Er verneigte ſich tief und fragte, an Hadrians letzte Worte anknüpfend:

„Die Sterne beunruhigen Dich, Cäſar?"

„Sie lehren mich auf der Hut ſein," entgegnete Hadrian.

„Hoffen wir, daß ſie lügen," fiel ihm der Grieche mit heiterer Lebhaftigkeit ins Wort. „Cicero hat gewiß nicht ganz unrecht, wenn er der Sterndeuterkunſt mißtraut."

„Er war ein Schwätzer," entgegnete Hadrian und runzelte die Stirn.

„Aber iſt es nicht richtig," frug Phlegon, „daß wenn die Horoſkope, die man einem Cnejus oder Cajus ſtellte, zutreffend wären, Cnejus und Cajus die gleichen Temperamente und Lebensſchickſale haben müßten, wenn ſie zufällig in derſelben Stunde geboren wären?"

„Immer die alten Gemeinplätze, immer der alte Unſinn," unterbrach Hadrian den Beamten, gereizt bis zum Ingrimm. „Rede, wenn Du gefragt wirſt, und kümmere Dich nicht um Dinge, die Du nicht verſtehſt und die Dich nichts angehen. Sind wichtige Dinge dort unter den Briefen?"

Antinous ſah erſtaunt auf den Gebieter. Warum empörten ihn die Einwände Phlegons, während er doch die ſeinen freundlich beantwortet hatte?

Hadrian achtete jetzt nicht mehr auf ihn, ſondern las Schreiben auf Schreiben raſch und doch aufmerkſam durch, ſchrieb kurze Bemerkungen an die Ränder, unterzeichnete mit feſter Hand einige Dekrete und gebot, nachdem er die Arbeit vollendet, dem Griechen, ihn zu verlaſſen.

Kaum war er mit Antinous allein, als das laute Geſchrei und frohe Jauchzen vieler Menſchen durch das geöffnete Fenſter zu ihm eindrang.

„Was bedeutet das?" fragte er Maſtor, und ſobald er erfahren hatte, daß die Arbeiter und Sklaven ſoeben entlaſſen worden wären, um ſich der Luſt des Feſttages hinzugeben, murmelte er vor ſich hin:

„Das tobt, das jubelt, das bekränzt ſich, das vergißt ſich ſelbſt im Rauſche, und ich — ich — den ſie alle beneiden, ich verderbe mir die kurze Zeit des Lebens mit nichtigen Geſchäften, laſſe mich von nagenden Sorgen zermartern, — ich — ich —"

Hier unterbrach er ſich ſelbſt und rief mit völlig veränderter Stimme:

„Heda, Antinous, Du biſt weiſer als ich! Laſſen wir die Zukunft Zukunft ſein. Auch für uns iſt das Feſt da. Machen wir uns dieſe Tage der Freiheit zu nutze! Gut vermummt wollen wir uns, ich als alter Satyr, Du als junger Faun oder dergleichen, in den Feſtſtrudel ſtürzen, Becher leeren, die Stadt durchſtreifen und uns dabei an allem Erfreulichen freuen!“

„O!“ rief Antinous und klatſchte froh in die Hände.

„Evoe Bacche!“ rief Hadrian und ſchwang den auf dem Tiſche ſtehenden Becher. „Du biſt frei bis heut abend, Maſtor, und Du, mein Junge, ſprichſt mit dem langen Bildhauer Pollux. Er ſoll uns führen und uns Kränze und einen tollen Aufputz beſorgen. Ich muß trunkene Menſchen ſehen, ich muß mit den Fröhlichen lachen, bevor ich wieder Kaiſer werde. Eile Dich, Freund, ſonſt verderben mir neue Sorgen die Feſtluſt!“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Antinous verließ zugleich mit Maſtor das Gemach des Kaiſers.

Auf dem Gange winkte der Jüngling den Sklaven zu ſich heran und ſagte leiſe:

„Daß Du ſchweigen kannſt, weiß ich; willſt Du mir einen Gefallen thun?“

„Lieber drei als einen,“ entgegnete der Jazygier.

„Du biſt heute frei. Gehſt Du in die Stadt?“

„Ich denke.“

„Du biſt hier nicht bekannt, aber das thut nichts. Nimm dieſe Goldſtücke. Für das eine kaufſt Du auf dem Blumenmarkte den ſchönſten Strauß, den Du findeſt, mit dem andern mache Dich luſtig und von dem Reſt nimm eine Drachme und miete Dir einen Eſel. Der Treiber führt Dich zum Garten der Witwe des Pudens, in dem das Haus einer Frau Hanna ſteht. Haſt Du die Namen gemerkt?“

„Frau Hanna, Witwe des Pudens.“

„In dem kleinen Hauſe, nicht in dem großen, gibſt Du die Blumen ab — für die kranke Selene.“

„Die Tochter des dicken Verwalters, die unſer Moloſſer anfiel?“ frug Maſtor neugierig.

„Sie oder eine andere," unterbrach ihn Antinous. „Wenn man Dich fragt, wer die Blumen ſende, ſo ſage Du nur: ‚Der Freund von der Lochias!' nichts weiter. Haſt Du verſtanden?"

Der Sklave nickte mit dem Kopfe und rief leiſe:

„Alſo auch Du! O dieſe Weiber!"

Antinous machte eine abweiſende Handbewegung, legte Maſtor in raſchen Worten ans Herz, reinen Mund zu halten und ja für die allerſchönſten Blumen zu ſorgen, und begab ſich dann in die Muſenhalle, um Pollux zu ſuchen.

Durch ihn hatte er erfahren, wo ſich die leidende Selene befand, an die er immer und überall denken und wiederum denken mußte.

Antinous fand den Bildhauer nicht mehr hinter den Schranken.

Das Verlangen, mit der Mutter zu reden, hatte ihn in das Thorwärterhäuschen geführt und nun ſtand er vor ihr und erzählte, indem er die langen Arme lebendig regte, alles offen heraus, was er in der vergangenen Nacht erlebt hatte.

Wie ein Jubellied klang ſein Bericht, und als er zu ſchildern begann, wie der Feſtzug ihn und Arſinoe mit ſich fortgeriſſen, ſprang Frau Doris von ihrem Sitze auf, klatſchte in die kleinen rundlichen Hände und rief:

„Das iſt eine Luſt, das iſt eine Freude! So flog auch ich vor dreißig Jahren mit Deinem Vater dahin."

„Nicht nur vor dreißig," fiel ihr Pollux ins Wort. „Ich erinnere mich noch ganz gut, wie Du beim großen dionyſiſchen Feſte, von der Macht des Gottes ergriffen, mit dem Rehfell auf der Schulter die Straße durchraſteſt."

„Das war gut, das war schön!“ rief Frau Doris mit leuchtenden Augen. „Aber vor dreißig Jahren ging es noch anders her, ganz anders. Ich hab' Dir's schon einmal erzählt, wie ich damals mit unserer Magd in die kanopische Straße ging, um aus dem Hause der Muhme Archidike dem großen Festzuge zuzuschauen. Weit hatte ich nicht; denn wir wohnten beim Theater. Mein Vater war da Bühnenaufseher und der Deine gehörte zu den Hauptsängern im Chore. Wir eilten uns; aber allerlei Volk hielt uns auf, und trunkene Burschen wollten ihren Spaß mit mir treiben.“

„Du bist ja auch schön wie ein Röschen gewesen,“ unterbrach sie ihr Sohn.

„Wie ein Röschen, nicht wie Deine prächtige Rose,“ entgegnete die Alte. „So gut sah ich immerhin aus, daß die verkleideten Bursche, die Faune und Satyrn, und selbst die cynischen Heuchler im zerrissenen Mantel es für wert hielten, nach mir auszuschauen und sich Schläge auf die Finger zu holen, wenn sie's versuchten, mich mit sich fortzuziehen oder mir Küsse zu stehlen. Ich fragte nicht nach den Schönsten; denn Euphorion hatte mir's angethan mit seinen glühenden Blicken, nicht mit Worten; denn ich wurde streng gehalten, und es war ihm nie geglückt, mit mir zu reden. An der Ecke der kanopischen und der Emporiumsstraße konnten wir nicht weiter; denn da hatte die Masse sich gestaut und schaute brüllend und heulend den rasenden Klodonenweibern zu, die mit anderen Mänaden in heiliger Wut einen Bock mit den Zähnen zerrissen. Mir graute vor diesem Schauspiel, aber ich mußte doch zusehen und schrie und jauchzte wie die anderen. Meine Magd, an die ich mich ängstlich

gedrängt hatte, ward mit von der Wut ergriffen und riß mich in die Mitte des Kreises, bis dicht vor das blutige Opfer. Da sprangen zwei verzückte Weiber auf uns zu, und ich fühlte, wie mich das eine umfaßte und niederzureißen versuchte. Es war ein schrecklicher Augenblick, doch ich wehrte mich tapfer und stand auch noch auf den Füßen, als Dein Vater herzusprang, mich befreite und mit sich fortzog. Was weiter geschah, das könnt' ich nicht mehr erzählen. Es war wie einer jener glückseligen Träume, bei denen man das Herz mit beiden Händen zusammenpressen muß, damit es nicht vor lauter Lust auseinanderspringt oder gerade aufwärts zum Himmel fortfliegt und mitten hinein in die Sonne. Spät abends kam ich nach Hause, und in der nächsten Woche ward ich Euphorions Weib."

„Wir haben's euch nachgemacht," rief Pollux, „und wenn Arsinoe wird wie meine Alte, dann bin ich zufrieden."

„Heiter und glücklich," entgegnete Doris. „Bleibe gesund, schlage Kummer und Sorgen ein Schnippchen, thue Deine Pflicht am Alltag und trink Dir an Festtagen dem Gotte zu Ehren einen fröhlichen Rausch, dann geht alles zum besten. Wer leistet, was er vermag, und genießt, so viel er kann, der hat das Leben ausgenützt und braucht in der letzten Stunde keine Reue zu fühlen. Vorbei ist vorbei, und hat Atropos den Faden zerschnitten, so treten andere an unsere Stelle, und die Freude kann von neuem beginnen. Mögen die Götter sie segnen."

„Recht so!" rief Pollux, indem er die Mutter umfaßte. „Und, nicht wahr, zu zweien geht einem das Schaffen leichter von der Hand und genießt man die Lust des Daseins besser, als wenn man allein ist."

„Das will ich meinen, und Du haſt Dir die rechte Gefährtin gewählt,“ rief die Alte. „Du biſt ein Bildhauer und einfach gewöhnt. Du brauchſt keine Reiche, ſondern nur eine Schöne, die Dir täglich die Sinne erfreut, und die haſt Du gefunden.“

„Es gibt keine Schönere,“ unterbrach ſie Pollux.

„Nein, gewiß nicht,“ fuhr Doris fort. Erſt hatte ich das Auge auf Selene gerichtet. Sie kann ſich auch ſehen laſſen und iſt ein Muſter von einem Mädchen; aber dann wurde Arſinoe größer, und ſo oft ſie hier vorbeikam, dacht' ich bei mir: ‚Die wächſt für deinen Jungen heran‘; und nun Du ſie haſt, iſt's mir zu Mut, als wär' ich noch einmal ſo jung wie Deine Liebſte geworden. Das alte Herz hier drinnen hüpft ſo luſtig, als kitzelten es die Eroten mit den Flügeln und roſigen Fingern. Wären mir die Füße von dem ewigen Stehen am Herde und Waſchfaſſe nicht gar ſo ſchwer geworden, — wahrhaftig, ich faßte heute Euphorion unter den Arm und tobte mit ihm durch die Straße.“

„Wo iſt der Vater?“

„Ausgegangen. Er ſingt.“

„Am Morgen? Wo denn?“

„Da iſt eine Sekte, die heute ihre Myſterien feiert. Sie zahlen gut, und er muß dafür hinter einem Vorhang traurige Lieder brummen; das tollſte Zeug, von dem er kein Wort begreift und von dem ich kein halbes verſtehe.“

„Schade! Ich möchte ihn ſprechen.“

„Er kommt ſpät zurück.“

„Es hat auch noch Zeit.“

„Um ſo beſſer; ſonſt könnte ich es ihm ja ſagen.“

„Dein Rat iſt ſo gut wie ſeiner. Ich will Papias den Dienſt kündigen und mich auf eigene Füße ſtellen.“

„Recht ſo, der römiſche Baumeiſter hat mir geſtern geſagt, eine große Zukunft ſtehe Dir offen.“

„Es iſt nur wegen der armen Schweſter und der Kleinen. Wenn es mir nun in den erſten Monaten knapp geht . . .“

„So ſchleppen wir ſie mit durch. Es wird Zeit für Dich, was Du ſäeſt, auch ſelber zu ernten.“

„So denk' ich auch; um meinet-, aber auch um Arſinoes willen; wenn nur Keraunus . . .“

„Ja, mit dem wird es noch Kämpfe geben.“

„Schwere, ſchwere,“ ſeufzte Pollux. „Der Gedanke an den Alten trübt mir das Glück.“

„Thorheit,“ rief Doris. „Nur keine unnützen Sorgen! Sie ſind beinahe ſo verderblich wie die das Herz zerfreſſende Reue. Miete Dir eine eigene Werkſtätte, ſchaffe freudigen Herzens etwas Großes, das die Welt in Staunen verſetzt, und ich wette, daß der alte, gallige Hansnarr ſich noch ärgert, die nichtsnutzige erſte Arbeit des berühmten Pollux zerſchlagen und nicht in ſeinem Raritätenſchranke aufbewahrt zu haben. Bilde Dir ein, er ſei gar nicht auf der Welt, und genieße Dein Glück.“

„So will ich's auch halten.“

„Nur eines noch, mein Junge.“

„Was?“

„Du nimmſt Arſinoe hübſch in acht! Sie iſt jung und unerfahren, und Du darfſt ſie zu nichts bereden, was Du ihr nicht raten dürfteſt, wenn ſie die Braut Deines Bruders wäre.“

Doris hatte dieſem Rate kaum Worte geliehen, als

Antinous das Wärterhäuschen betrat und Pollux die Aufforderung des Baumeisters Claudius Venator, ihn durch die Stadt zu führen, überbrachte.

Der Bildhauer zauderte mit der Antwort; denn er hatte noch manches im Palaste zu thun und hoffte Arsinoe im Laufe des Tages wiederzusehen. Was konnte ihm Mittag und Abend ohne sie nach solch einem Morgen bieten?

Frau Doris bemerkte sein Schwanken und rief:

„Geh doch! Die Feste sind da, um sie zu genießen. Der Baumeister kann Dir vielleicht mancherlei raten und Dich den Freunden empfehlen.“

„Deine Mutter hat recht,“ versicherte Antinous. „Claudius Venator kann sehr empfindlich, aber auch ebenso dankbar sein. Ich wünsche Dein Bestes.“

„Gut denn, ich komme,“ fiel Pollux dem Bithynier ins Wort; denn er fühlte sich ohnehin von Hadrians mächtigem Wesen angezogen und hielt es unter allen Umständen für etwas Wünschenswertes, beim Feste zu schwärmen. „Ich komme; aber ich muß wenigstens dem Baumeister Pontius mitteilen, daß ich heute einige Stunden aus der Schlacht entfliehe.“

„Das überlasse Venator,“ entgegnete der Günstling. „Du sollst für ihn und für mich und, wenn Du magst, auch für Dich selbst einen lustigen Ausputz und Masken verschaffen. Er will als Satyr, ich soll in irgend einer andern Verkleidung den Festzügen folgen.“

„Gut,“ gab der Bildhauer zurück. „Ich gehe gleich und hole, was wir brauchen. In unserer Werkstätte liegt eine Menge von Ausputz für das Gefolge des Dionysus. In einer halben Stunde bin ich mit dem Plunder zurück.“

„Eile Dich,“ bat Antinous. „Mein Meiſter wartet nicht gern. Und dann — dann ... noch eins ...“

Bei dieſer Warnung war Antinous verlegen geworden und ganz nahe zu dem Bildhauer herangetreten. Jetzt legte er ihm die Hand auf die Schulter und ſagte leiſe und dringlich:

„Venator ſteht dem Kaiſer ſehr nahe. Hüte Dich, vor ihm etwas anderes als Gutes über Hadrian zu reden.“

„Iſt Dein Meiſter ein Kundſchafter des Cäſar?“ fragte Pollux, indem er den Jüngling mißtrauiſch anſah. „Pontius erteilte mir ſchon eine ähnliche Warnung, und wenn das der Fall iſt ...“

„Nein, nein,“ unterbrach ihn Antinous haſtig, „nichts weniger als das; aber beide haben vor einander kein Geheimnis, und Venator ſpricht viel, kann nichts verſchweigen ...“

„Ich danke Dir und werde auf der Hut ſein.“

„Thu das. Ich meine es redlich.“

Der Bithynier hielt dem Künſtler mit dem Ausdruck warmer Empfindung auf den ſchönen Zügen und mit einer unausſprechlich anmutigen Bewegung die Hand hin.

Der Bildhauer ſchlug in ſie ein, Frau Doris aber, deren alte Augen wie gebannt an Antinous gehangen hatten, faßte den Arm des Sohnes und rief, ganz bewegt von dem Anblick, den ſie genoſſen:

„O der Schönheit! O der von den Göttern ſelbſt gebildeten heiligen Schönheit! Pollux, Junge, man könnte meinen, der Himmliſchen einer wäre auf die Erde gekommen.“

„Sieh meine Alte,“ lachte der Künſtler. „Aber

wahrhaftig, Freund, sie hat Ursache, zu schwärmen, und ich thue es mit ihr."

„Halt ihn fest, halt ihn fest," fiel Doris ein. „Wenn er Dir erlaubt, sein Bildnis zu formen, dann kannst Du der Welt etwas zeigen!"

„Willst Du?" unterbrach Pollux die Mutter, indem er sich an den Günstling wandte.

„Ich habe noch keinem Künstler stillhalten mögen," entgegnete Antinous, „aber Dir thue ich gern den Gefallen. Es verdrießt mich nur, daß auch ihr in das ewige Einerlei der anderen einstimmt. Auf Wiedersehen; ich muß zu dem Meister zurück."

Sobald der Jüngling das Häuschen verlassen, rief Doris:

„Ob ein Kunstwerk etwas taugt oder nicht, das kann ich nur ahnen; aber was schön ist, das weiß ich so gut wie jedes andere alexandrinische Weib. Wenn dieser Knabe Dir Modell steht, so bringst Du etwas zu stande, was die Männer entzückt und den Frauen die Köpfe verdreht, und man wird Dich auch in der eigenen Werkstätte aufsuchen. Ewige Götter, mir ist zu Mute, als hätte ich Wein getrunken! Solche Schönheit ist doch das Höchste! Warum gibt's nur kein Mittel, einen Leib und ein Antlitz wie das da vor dem Alter und den Runzeln zu bewahren?"

„Ich kenne eins, Mutter," versetzte Pollux, indem er der Thüre zuschritt. „Es heißt die Kunst; und ihr ist es gegeben, diesem sterblichen Adonis unsterbliche Jugend zu verleihen."

Die Alte schaute dem Sohne mit freudigem Stolze nach und bestätigte seine Worte durch ein zustimmendes Kopfnicken.

Während sie die Vögel unter vielen Schmeichelworten fütterte und sich von ihren besonderen Lieblingen Brotkrumen von den Lippen picken ließ, eilte der junge Bildhauer mit langen Schritten durch die Straßen.

Manches Scheltwort, manches „Ach!“ und „O!“ scholl in dem Gedränge hinter ihm her; denn er bahnte sich mit dem alle überragenden Körper und den kräftigen Armen den Weg und sah und hörte dabei nur wenig von seiner Umgebung. Er dachte an Arsinoe und dazwischen an Antinous und in welcher Stellung, als welchen Heros oder Gott sich's wohl am meisten empfehlen würde, ihn darzustellen.

Beim Blumenmarkte in der Nähe des Gymnasiums wurde er auf einen Augenblick dem Sinnen entzogen, und zwar durch ein Bild, das seine Augen fesselte, die alles Ungewöhnliche, das ihnen entgegenkam, schnell aufzufassen verstanden.

Auf einem ganz kleinen schwärzlichen Esel saß ein großer, gut gekleideter Sklave und hielt einen Blumenstrauß von ungewöhnlicher Fülle und Schönheit in der Rechten. Neben ihm ging ein reich bekränzter, bunt aufgeputzter Herr mit einer komischen Maske vor dem Gesichte, dem zwei riesengroße Gartengötter und vier zierliche Knaben folgten.

In dem Sklaven erkannte Pollux den Diener des Baumeisters Venator, den maskirten Herrn glaubte er auch schon gesehen zu haben, doch wußte er nicht, wo, und gab sich auch keine Mühe, es herauszufinden.

Jedenfalls bekam der Eselreiter nichts Freundliches zu hören; denn er schaute sehr ängstlich auf seinen Strauß.

Nachdem Pollux an der sonderbaren Gruppe vorübergeeilt war, dachte er wieder an andere, ihm weit mehr am Herzen liegende Dinge.

Die besorgte Miene Mastors war nicht unbegründet; denn der Herr, der mit ihm redete, war kein Geringerer als der Prätor Verus, den die Alexandriner den falschen Eros nannten.

Er hatte den Leibsklaven des Kaisers hundertmal bei seinem Herrn gesehen, ihn sogleich erkannt und aus seiner Anwesenheit in Alexandria den einfachen und richtigen Schluß gezogen, daß sich auch sein Gebieter hier befinden müsse.

Die Neugier des Prätors war geweckt, und er bedrängte den armen Burschen sogleich mit verwirrenden Kreuz- und Querfragen.

Als der Reiter ihn scharf und derb abwies, hielt Verus es für das Beste, sich ihm zu erkennen zu geben.

Dem großen Herrn, dem Freunde der Kaiserin gegenüber verlor der Sklave die zuversichtliche Haltung. Er verfing sich in Widersprüchen und gab doch, obgleich er nichts zugestand, dem Fragenden die Gewißheit, daß Hadrian in Alexandria weile.

Der schöne Strauß, der die Blicke des Prätors auf Mastor gezogen, konnte diesem nicht selbst gehören, das lag auf der Hand.

Welche Bestimmung mochte er haben?

Verus begann von neuem zu fragen, aber der Jazygier verriet nichts, bis Verus ihn leis erst auf die rechte, dann auf die linke Wange schlug und munter sagte:

„Mastor, gutes Mastorlein, höre auf mich. Jetzt

werd' ich Dir Vorſchläge machen; Du aber wirſt nickend das eigene Haupt dem des zweimal zweifüßigen Eſels, auf dem Du reiteſt, nähern, ſobald Dir einer gefällt."

„Laß mich meines Weges ziehen," bat der Jazygier in ſteigender Angſt.

„Zieh! Ich aber ziehe mit Dir," verſetzte Verus, „bis ich etwas gefunden, was Dir behagt. Viele Vorſchläge wohnen in dieſem Kopfe; das wirſt Du erfahren. Zum erſten frag' ich Dich: Soll ich Deinen Gebieter aufſuchen und ihm ſagen, Du hätteſt mir ſeine Anweſenheit in Alexandria verraten?"

„Das wirſt Du nicht thun, Herr!" rief der Sklave.

„Weiter denn. Soll ich mich mit meinem Gefolge an Dich hängen und bei Dir bleiben, bis es Nacht wird und Du zu Deinem Meiſter zurück mußt? Du machſt eine abwehrende Handbewegung, und mit Recht; denn die Durchführung dieſes Vorſchlags würde gleich wenig ergötzlich für mich wie für Dich ſein und Dir wahrſcheinlich Strafe zuziehen. Flüſtere mir alſo ruhig ins Ohr, wo Dein Gebieter hauſt und von wem und an wen Du dieſe Blumen zu bringen haſt. Sobald Du Dich zu dieſem Vorſchlage bequemſt, laß ich Dich laufen und werde Dir zeigen, daß ich in Afrika ebenſo wenig an meinen Goldſtücken hänge wie in Italien."

„Kein Gold — ſicher, ich nehme kein Gold," rief Maſtor.

„Du biſt ein braver Burſch," entgegnete Verus in verändertem Ton, „und Du weißt von mir, daß ich meine Diener gut halte und den Leuten lieber Angenehmes als Böſes erweiſe. Befriedige alſo unbeſorgt meine Neugier, und ich verſpreche Dir dagegen, daß kein Menſch

und am letzten Dein Herr von mir erfährt, was Du mir mitteilst."

Mastor zauderte ein wenig, weil er sich aber nicht verhehlen konnte, daß er am Ende dem Willen dieses mächtigen Mannes doch nachgeben müsse und er den übermütigen und verschwenderischen Prätor in der That als einen der gütigsten Herren kannte, seufzte er auf und flüsterte ihm dann zu: „Du wirst mich armen Wicht nicht verderben, das weiß ich, und so magst Du's denn wissen: wir wohnen auf der Lochias."

„Dort," rief Verus und klatschte in die Hände. „Nun aber die Blumen?"

„Spielerei."

„Befindet sich Hadrian in so heiterer Stimmung?"

„Bis jetzt war er sehr munter; — seit heute nacht indessen . . ."

„Nun?"

„Du weißt ja, wie er ist, wenn er schlimme Zeichen am Himmel bemerkte."

„Schlimme Zeichen," wiederholte Verus ernst. „Und doch versendet er Blumen?"

„Er nicht. Wie kannst Du nur denken!"

„Antinous?"

Mastor nickte bejahend.

„Sehe einer," lachte Verus. „Er fängt also an, das Bewundern dankbarer zu finden, als sich bewundern zu lassen! Welcher Schönen ist es gelungen, dies schläfrige Herz zu ermuntern?"

„Ich hab' ihm gelobt, nicht zu plaudern."

„Und ich versprach Dir dasselbe. Meine Verschwiegenheit ist noch weit größer als meine Neugier."

„So begnüge Dich, bitte, mit dem, was Du weißt.“

„Halb wiſſen iſt ſchwerer erträglich als gar nicht.“

„Ich kann nicht reden.“

„Soll ich mit den Vorſchlägen von neuem beginnen?“

„Ach, Herr, ich bitte Dich herzlich . . .“

„Heraus alſo mit der Sprache, und ich ziehe meines Weges. Wenn Du Dich jedoch zu weigern fortfährſt . . .“

„Es handelt ſich wahrhaftig nur um ein blaſſes Mädchen, das Du nicht anſehen würdeſt.“

„Alſo ein Mädchen.“

„Unſer Moloſſer hat das arme Ding zu Boden geriſſen.“

„Auf der Straße?“

„Nein, auf der Lochias. Ihr Vater iſt der Palaſtverwalter Keraunus.“

„Und ſie heißt Arſinoe?“ fragte Verus, der ſich des für die Rolle der Roxane erwählten ſchönen Kindes gern erinnerte, mit aufrichtigem Bedauern.

„Nein, ſie heißt Selene; Arſinoe iſt wohl ihre jüngere Schweſter.“

„So bringſt Du dieſen Strauß auf die Lochias?“

„Sie war ausgegangen und konnte nicht weiter; jetzt liegt ſie in einem fremden Hauſe darnieder.“

„Wo?“

„Das kann Dir ja gleich ſein.“

„Nein, ganz und gar nicht. Ich bitte Dich, mir die volle Wahrheit zu ſagen.“

„Ewige Götter, was liegt Dir an dem kranken Geſchöpfe?“

„Gar nichts, aber ich muß wiſſen, wohin Du reiteſt.“

„Ans Meer. Ich kenne das Haus nicht, aber der Eſeltreiber da hinten . . .“

„Liegt es weit von hier?“

„Ein halbes Stündchen, sagte der Bursche.“

„So, also ein gutes Stück Weges,“ entgegnete Verus. „Und Hadrian hält darauf, unerkannt zu beiben?“

„Gewiß.“

„Du aber, sein Leibsklave, den von Rom her außer mir noch mancher andere hier Anwesende kennt, hast die Absicht, mit einem großen Strauße in der Hand, der alle Blicke auf Dich zieht, die Hälfte einer ganzen Stunde durch die Straßen zu reiten, in denen sich heute alles, was Beine hat, tummelt?! O Mastor, Mastor, das ist nicht weise.“

Der Sklave erschrak, und weil er einsah, daß Verus nicht unrecht hatte, frug er ängstlich:

„Aber was soll ich denn thun?“

„Von diesem Esel steigen,“ entgegnete der Prätor, „Dich vermummen und Dich mit diesen Goldstücken hier nach Herzenslust ergötzen.“

„Und der Strauß?“

„Den laß ich besorgen.“

„Du thust es sicher und wirst Antinous nicht verraten, wozu Du mich zwingst?“

„Gewiß nicht.“

„Da hast Du die Blumen, das Gold aber kann ich nicht nehmen.“

„Dann werf' ich's unter die Menge. Kauf Dir einen Kranz, eine Maske und Wein dafür, so viel Du verträgst. Wo findet man das Mädchen?“

„Bei Frau Hanna. Sie wohnt in einem kleinen Hause im Garten der Witwe des Pudens. Wer den Strauß übergibt, der muß sagen, sein Absender wäre der Freund von der Lochias.“

„Gut. Geh jetzt und trage Sorge, daß niemand Dich erkennt. Dein Geheimnis ist meines, und der Freund von der Lochias soll nicht unerwähnt bleiben.“

Mastor verschwand in der Menge; Verus gab einem der Gartengötter, die ihm folgten, den Strauß in die Hand, schwang sich lachend auf den Esel und befahl dem Treiber, ihm den Weg zu weisen.

An der Ecke der nächsten Straße begegnete er zwei Sänften, deren Träger sich mühsam den Weg durch das Gedränge bahnten.

In der ersten saß Keraunus, dessen krokusfarbiger Mantel in der Ferne leuchtete, dick wie Silen, der Begleiter des Dionysus, aber mit mürrischem Antlitz. Aus der zweiten schaute Arsinoe froh umher, so frisch und schön, daß ihr Anblick das leicht erregbare Blut des Römers schneller bewegte.

Ohne sich zu besinnen, nahm er dem Gartengotte den für Selene bestimmten Strauß aus der Hand, legte ihn in die Sänfte des Mädchens und sagte:

„Alexander grüßt die allerschönste Roxane.“

Arsinoe errötete, Verus aber befahl, nachdem er ihr eine Zeit lang nachgeschaut hatte, einem seiner Knaben, ihrer Sänfte zu folgen und ihm auf dem Blumenmarkte, woselbst er ihn erwarten werde, mitzuteilen, wohin sie sich begeben.

Der Bote eilte von dannen, er aber wandte den Esel und erreichte bald die halbrunde Säulenhalle an der Schattenseite eines großen Platzes, unter der die vornehmsten Gärtner und Blumenhändler der Stadt ihre farbenreiche, duftende Ware von hübschen Mädchen feilbieten ließen.

Heute war jede Verkaufsstelle besonders reich ausgestattet gewesen, aber der Bedarf an Kränzen und Blüten war von früh an stetig gewachsen, und obgleich Verus zusammenbinden ließ, was er von frischen Blüten fand, so geriet doch der Strauß, den man für ihn herstellte, zwar größer, aber nicht halb so schön wie die für Selene bestimmte Gabe, die er fortgeschenkt hatte.

Das verdroß den Römer.

Sein Gerechtigkeitssinn gebot ihm, den Schaden, den er dem kranken Mädchen zuzufügen im Begriff stand, gut zu machen. Um die Stiele der zum Strauß vereinigten Blumen waren bunte Bänder gebunden, deren Enden lang herniederwallten, und Verus nahm nun eine Spange von seinem Gewande und steckte sie in die Schleife, die die Handhabe des Straußes zierlich schmückte.

Jetzt erst war er zufrieden, und als er auf den von einem goldenen Reifen umgebenen Onyx schaute, in den ein feine Pfeile schleifender Eros geschnitten war, stellte er sich mit Vergnügen die Freude vor, die die Geliebte des schönen Bithyniers über das hübsche Geschenk empfinden würde.

Seine als Gartengötter aufgeputzten britannischen Sklaven erhielten den Auftrag, sich von dem Eseltreiber zu Frau Hanna führen zu lassen, Selene den Strauß des Freundes von der Lochias zu übergeben und ihn dann vor dem Hause des Präfekten Titianus zu erwarten; denn dorthin waren, wie er von seinem kleinen, schnellfüßigen Boten erfahren hatte, Keraunus und seine schöne Tochter getragen worden.

Verus bedurfte längerer Zeit als der Knabe, um sich den Weg durch das Gedränge zu bahnen.

Vor der Präfektur legte er die Maske ab.

In einem Vorzimmer, woselbst der Verwalter die Tochter auf einem Polster erwartete, ordnete er das Haar und die Falten der Toga und ließ sich dann zu Frau Julia führen, bei der er die reizende Arsinoe wiederzusehen hoffte.

Aber in dem Empfangsgemach der Präfektin fand er statt ihrer die eigene Gattin und die Dichterin Balbilla mit ihrer Gefährtin.

Heiter, freundlich, anmutig wie immer begrüßte er die Frauen. Als er sich dann suchend und ohne seine Enttäuschung zu verbergen, in dem weiten Raume umschaute, trat Balbilla auf ihn zu und frug leise:

„Kannst Du auch ehrlich sein, Verus?"

„Wenn es die Umstände erlauben."

„Und würden sie es Dir hier gestatten?"

„Ich sollte es glauben."

„So antworte mir redlich: kamst Du wegen Frau Julia hieher, oder bist Du gekommen . . ."

„Nun?"

„Oder hast Du erwartet, die schöne Roxane bei der Gemahlin des Präfekten zu finden?"

„Roxane?" frug Verus und sah die Dichterin verwundert an, während sein Mund schalkhaft lächelte. „Roxane? Das war ja wohl die Gattin Alexanders des Großen? Sie muß längst verstorben sein; ich aber halte es mit den Lebenden, und wenn ich das lustige Treiben auf der Straße verließ, so ist es einzig und allein geschehen . . ."

„Du spannst meine Neugier."

„So ist es geschehen, weil mein ahnendes Herz

mir verhieß, Dich, meine schönste Balbilla, hier zu finden."

„Und das nennst Du redlich!" rief die Dichterin und schlug den Prätor mit dem Wedel von Straußenfedern auf die Hand. „Höre nur, Lucilla, Dein Mann behauptet, er sei um meinetwillen hieher gekommen."

Der Prätor schaute die Dichterin vorwurfsvoll an; sie aber flüsterte ihm zu:

„So werden unehrliche Männer bestraft."

Dann fuhr sie mit erhobener Stimme fort:

„Weißt Du, Lucilla, wenn ich unverheiratet bleibe, ist Dein Mann nicht unschuldig daran."

„Ja, leider ward ich zu spät für Dich geboren," unterbrach sie Verus, der wohl wußte, was die Dichterin ihm vorzuwerfen gedachte.

„Kein Mißverständnis!" rief Balbilla. „Wie kann man sich in die Ehe wagen, wenn man fürchten muß, einen Verus zum Gemahl zu bekommen!"

„Und welcher Mann," entgegnete der Prätor, „wird kühn genug sein, um Balbilla zu freien, wenn er hört, wie streng sie einen harmlosen Verehrer der Schönheit verurteilt?"

„Ein Gatte soll nicht die Schönheit, sondern nur die eine Schöne verehren, die sein Weib ist."

„Vestalin," lachte Verus. „Ich strafe Dich, indem ich Dir ein großes Geheimnis, das uns alle angeht, vorenthalte. Nein, nein, ich plaudere nicht; aber ich bitte Dich, Frau, nimm sie in die Schule und lehre sie Nachsicht üben, damit ihr künftiger Gatte es nicht zu schwer mit ihr hat."

„Nachsichtig sein," entgegnete Lucilla, „lernt keine

Frau, aber wir üben Nachſicht, wenn uns nichts anderes übrig bleibt und der Sünder uns nötigt, auch dies und das an ihm anzuerkennen."

Verus verneigte ſich vor der Gemahlin, drückte ihr die Lippen auf den Arm und fragte dann:

„Wo iſt Frau Julia?"

„Sie rettet das Schaf vor dem Wolfe," entgegnete Balbilla.

„Das heißt?"

„Sobald Du gemeldet wurdeſt, führte ſie die kleine Roxane in ein Verſteck."

„Nein, nein," fiel Lucilla der Dichterin ins Wort. „In den inneren Gemächern warten die Schneider, die das Koſtüm für das reizende Kind herſtellen ſollen. Sieh nur den herrlichen Strauß, den das Mädchen Frau Julia brachte. Verſagſt Du auch mir das Recht, Dein Geheimnis zu teilen?"

„Wie könnt' ich?" entgegnete Verus.

„Er bedarf Deiner Anerkennung ſehr nötig," lachte Balbilla, während der Prätor ſich der Gattin näherte und ihr leiſe erzählte, was er von Maſtor erfahren.

Als Lucilla verwundert in die Hände ſchlug, rief Verus der Dichterin zu:

„Du ſiehſt nun, um welches Vergnügen Dich Deine böſe Zunge brachte."

„Wie kann man ſo rachſüchtig ſein, allervortrefflichſter Verus!" ſchmeichelte die Dichterin; „ich ſterbe vor Neugier."

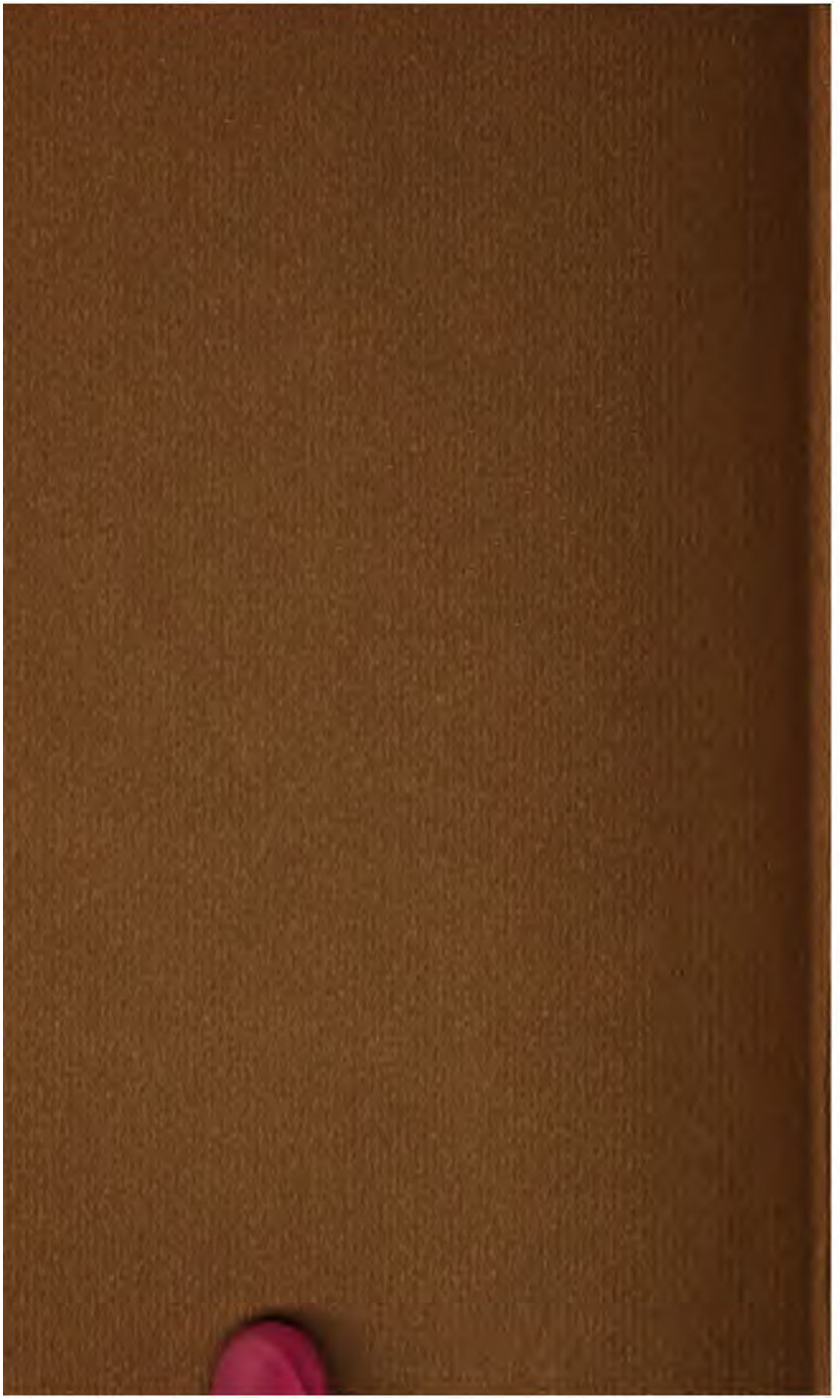
„Bleibe nur noch einige Tage am Leben, ſchöne Balbilla," entgegnete der Römer, „und die Urſache Deines frühen Endes iſt beſeitigt."

„Warte, ich werde mich rächen," rief das Mädchen und drohte dem Prätor mit dem Finger; Lucilla aber führte ſie mit ſich fort und ſagte: „Komm jetzt. Es wird Zeit, daß wir Julia mit unſerem Rate beiſtehen!"

„Thut das," rief Verus. „Ich muß ohnehin fürchten, heute hier niemand gelegen zu kommen. Grüßt Frau Julia."

Während er ſich entfernte, warf er einen Blick auf den Strauß, den Arſinoe ſo bald, nachdem ſie ihn von ihm empfangen, verſchenkt hatte, und ſeufzte:

„Man wird älter und muß ſich beſcheiden lernen."



Stanford University Libraries
3 6105 015 282 804

PT
1851
E5K2
1902
v. 1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

JUN 1 6 1979